Ferdinand von Saar.

Novellen aus Oesterreich.

Zweiter Band.

Heidelberg.
Georg Weiß, Verlag.
1897.

Novellen aus Oesterreich.

Novellen aus Oesterreich

von

Ferdinand von Saar.

Erste Ausgabe in zwei Bänden.

Zweiter Band.

Heidelberg.
Georg Weiß, Verlag.
1897.

Lieutenant Burda.

I.

Bei dem Regiment, in welchem ich meine Militärzeit verbracht hatte, befand sich auch ein Lieutenant, Namens Joseph Burda. In Anbetracht seiner Charge erschien er nicht mehr allzu jung; denn er mochte sich bereits den Dreißigern nähern. Dieser Umstand würde schon an und für sich genügt haben, ihm bei seinen unmittelbaren Kameraden, die fast durchweg flaumige Gelbschnäbel waren, ein gewisses Ansehen zu verleihen; aber er besaß noch andere Eigenschaften, die ihn besonders auszeichneten. Denn er war nicht blos ein sehr tüchtiger, verwendbarer Offizier: er hatte sich auch durch allerlei Lektüre eine Art höherer Bildung erworben, die er sehr vortheilhaft mit feinen, weltmännischen Manieren zu verbinden wußte. Als Vorgesetzter galt er für streng, aber gerecht; Höheren gegenüber trug er eine zwar bescheidene, aber durchaus sichere Haltung zur Schau; im kameradschaftlichen Verkehr zeigte er ein etwas gemessenes und zurückhaltendes Benehmen, war jedoch stets bereit, jedem Einzelnen mit Rath und That getreulich beizustehen. Niemand wachte strenger, als er, über den sogenannten Corpsgeist, und in Allem, was den Ehrenpunkt betraf, erwies er sich von peinlichster

Empfindlichkeit; so zwar, daß er in dieser Hinsicht, ohne auch nur im geringsten Händelsucher zu sein, mehr als einmal in ernste Conflicte gerathen war und dieselben mit dem Säbel in der Faust hatte austragen müssen. In Folge dessen wurde er ein wenig gefürchtet, aber auch um so mehr geachtet, ohne daß er dadurch anmaßend oder hochfahrend geworden wäre, wenn es gleichwohl dazu beitrug, die etwas melancholische Würde seines Wesens zu erhöhen.

Dem Allen hatte er es zu danken, daß man auf eine große persönliche Schwäche, die ihm anhaftete, kein Gewicht legte — oder besser gesagt, sie wie auf Verabredung einmüthig übersah. Er war nämlich ungemein eitel auf seine äußere Erscheinung, die auch in der That eine höchst einnehmende genannt werden mußte. Von hoher und schlanker Gestalt, hatte er ein wohlgebildetes Antlitz, dessen leicht schimmernde Blässe durch einen dunklen, fein gekräuselten Schnurrbart noch mehr hervorgehoben wurde, und auffallend schöne graue Augen, die von langen Wimpern eigenthümlich beschattet waren. Es fehlte zwar nicht an Krittlern, welche behaupteten, daß er eigentlich schief gewachsen sei, und wirklich pflegte er beim Gehen die rechte Schulter etwas empor zu ziehen. Aber gerade das verlieh seiner Haltung jene vornehme Nachlässigkeit, die mit der Art, wie er sich kleidete, in sehr gutem Einklange stand. Denn obgleich sein Uniformrock stets von untadelhafter Weiße und Frische war, so zeigte derselbe doch niemals jenes gleißende Funkeln, welches das unmittelbare Hervorgehen aus der Schneiderwerkstätte bekundet hätte, und wiewohl Burda gar sehr auf „taille“ hielt, so saß doch, bis zur eleganten Beschuhung hinab (von der man wußte, daß

sie stets nach einem eigenen Leisten hergestellt wurde), an ihm Alles so leicht und bequem, als wäre es nur so obenhin zugeschnitten und angepaßt worden. In dieser Weise erschien das, was ein Ergebniß sorgfältiger Berechnung war, nur als der natürliche gute Geschmack eines vollendeten Gentleman, dessen Taschentücher, wenn sie entfaltet wurden, einen kaum merkbaren Wohlgeruch von sich gaben, und wenn man auch im Stillen seine Glossen machte, daß sich Burda von seinem Burschen — der ein kurzes Privatissimum bei einem Haarkünstler hatte nehmen müssen — täglich frisiren ließ: so trachtete doch Mancher, es ihm in seiner Weise gleich zu thun, ohne jedoch das Original auch nur im entferntesten zu erreichen.

Daß diese raffinirte und gewissermaßen verborgene Sorgfalt, die er auf sein Aeußeres verwendete, im letzten Grunde mit dem Bestreben zusammenhing, bei dem anderen Geschlechte den günstigsten Eindruck hervorzubringen, braucht wohl nicht erst ausdrücklich gesagt zu werden, und ebenso selbstverständlich ist es, daß sich Burda nach dieser Richtung hin für unwiderstehlich hielt. Nicht daß er etwa dieses Bewußtsein irgendwie zur Schau getragen oder gar, wie es wohl Einige von uns pflegten, mit Herzenseroberungen geprahlt hätte; er beobachtete vielmehr in solchen Dingen die äußerste Zurückhaltung, und nur aus manchen Symptomen konnten Schlüsse gezogen werden. Da waren es denn entweder zarte Damenringe, die er am kleinen Finger seiner wohlgepflegten Hand trug; oder ein aus Haaren geflochtenes Armband, das zufällig unter seiner Manschette zum Vorschein kam — sowie plötzliches geheimnißvolles Verschwinden zu gewissen Stunden, was zu allerlei Vermuthungen Anlaß gab, denen er zwar nicht geradezu wider-

sprach, aber deren weitere Erörterung er sofort mit ernstem Stirngerunzel abschnitt. Ueberhaupt nahm er nur selten an Gesprächen Theil, welche die Liebe und somit auch die Frauen zum Gegenstande hatten, welch letztere er von einem ganz eigenthümlichen Standpunkt aus betrachtete. Wie nämlich für einen mehr berüchtigten, als berühmten Feldherrn der Mensch erst beim Baron anfing, so begann für Burda das weibliche Geschlecht erst bei der Baronesse. Den einfachen Geburtsadel einer jungen Dame ließ er nur dann gelten, wenn der betreffende Vater General oder Präsident irgend einer hohen Landesstelle war; auf gewöhnliche Hofrathstöchter pflegte er mit einer Art von Mitleid herabzusehen; Damen der Plutokratie verachtete er gründlich. Alles Andere existirte für ihn einfach gar nicht, und er gab jedesmal seiner Verwunderung Ausdruck, wenn er erfuhr, daß ein Offizier irgend eine wohlhabende Bürgerstochter geheirathet hatte (was er eine Mesalliance nannte); im schärfsten Tone aber tadelte er es, wenn Jemand zu einer Dame von zweifelhaftem Rufe in mehr als ganz vorübergehende Beziehungen getreten war.

Diese hochstrebenden Neigungen konnten umso seltsamer erscheinen, als Burda selbst sehr bescheidener Herkunft war. Als Sohn eines kleinen Rechnungsbeamten, hatte er eine nur dürftige Erziehung erhalten, anfänglich das Gymnasium besucht, aber sich bald als Eleve in das Amt seines Vaters aufnehmen lassen, um diesem weiterhin nicht mehr zur Last fallen zu müssen. Später, als die Zeitläufte günstige Aussichten bei der Armee eröffneten, war er als Cadett in unser Regiment getreten. In jene Zeit schienen auch seine ersten Erfolge bei den Frauen gefallen zu sein. Denn wie die Sage ging, hatte sich damals

die Tochter eines höheren Generals, in dessen Adjutantur er, seiner schönen Handschrift wegen, verwendet wurde, schwärmerisch in ihn verliebt. Diesem Roman hatte jedoch der General, nachdem er einem geheimen Briefwechsel auf die Spur gekommen, sofort damit ein Ende bereitet, daß er den Helden nach Verona versetzen ließ, wo sich der Werbebezirk des Regimentes — das ein italienisches war — befand. Dort, unter südlichem Himmel, in der Vaterstadt Romeo's und Julia's, hatte auch unverzüglich eine dunkellockige Marchesa ihr Auge auf den schmucken Krieger geworfen und mit ihm — einem eifersüchtigen, der österreichischen Fremdherrschaft äußerst abholden Gemahl zu Trotz — ein höchst leidenschaftliches Verhältniß begonnen, bei welchem es an nächtlichen Zusammenkünften mittelst Strickleiter, blutigen Ueberfällen von Seiten des Marchese u. s. w. nicht gefehlt haben sollte. Kein Wunder also daß Burda, einmal Offizier geworden, nicht tiefer mehr herabsteigen konnte und seine Netze blos in den oberen Regionen aufrichtete. So glaubte man auch jetzt trotz seiner Zurückhaltung zu wissen, daß er in der ansehnlichen Provinzstadt, wo diese Geschichte zu handeln beginnt, die besondere Gunst einer Stiftsdame erworben, welche, obgleich nicht mehr ganz jung, als vollendete Schönheit galt. Nebenher wurde freilich auch behauptet, das Ganze bestehe darin, daß Burda sehr häufig unter den Fenstern des Stiftsgebäudes vorüberwandle und in der daranstoßenden Kirche jeden Sonntag die Messe höre; ein unschuldiges Vergnügen, das eigentlich Jedermann geboten wäre. Wie dem aber mochte gewesen sein: die Meisten von uns, von einem ähnlichen romantischen Hange beseelt, hielten an der Ueberzeugung fest, daß Burda in Folge seiner Vorzüge ein Aus-

erwählter sei, und fuhren fort, mit einer Art sehnsüchtiger Bewunderung nach ihm empor zu blicken.

Indessen sollte doch einmal seinem Ansehen ein gelinder Stoß versetzt werden. Es war nämlich unter den jüngeren Offizieren die Gepflogenheit entstanden, schriftliche Meldungen und sonstige Eingaben mit absichtlicher Flüchtigkeit zu unterzeichnen (was genial aussehen sollte), oder dabei die Buchstaben so grillenhaft zu verschnörkeln, daß die betreffenden Namen in der That oft nicht zu entziffern waren. Unser Oberst, eine schwarzgallige, pedantische Natur, nahm somit die stets erwünschte Gelegenheit wahr, dem jungen Volk am Zeuge flicken zu können, und ließ die hervorragendsten Uebelthäter, darunter auch meine Wenigkeit, vor sich bescheiden. Wir hatten schon vorher von der Sache Wind bekommen und waren nicht wenig erstaunt, auch Burda, dessen Unterschrift an kalligraphischer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, unter den Vorgeladenen zu erblicken. Nachdem uns der Oberst mit sarkastischem Behagen die corpora dilicti vor Augen gehalten und mit näselnder Stimme jeden Einzelnen gefragt hatte, wie er denn eigentlich heiße — und was Dies und was Jenes zu bedeuten habe, schloß er mit einem sehr scharfen Verweise, für die Zukunft exemplarische Strafen in Aussicht stellend. Dann wandte er sich in etwas gemäßigtem Tone an Burda: „Und auch Sie, Herr Lieutenant, habe ich kommen lassen, um eine Frage an Sie zu richten. Seit wann sind Sie denn Graf geworden?“

Burda zuckte leicht zusammen. Dann erwiderte er, allmälig bis unter die Stirnhaare erröthend, mit fester, fast herausfordernder Stimme: „Graf? In welcher Hinsicht meinen dies der Herr Oberst?“

Der Oberst trat einen Schritt zurück und kniff, wie es in Erregung seine Gewohnheit war, das rechte Auge zu. „In welcher Hinsicht? Mit Hinsicht auf Ihren letzten Wache-Rapport. Derselbe ist" — er hielt ihm das Schriftstück entgegen — „mit Gf Burda unterzeichnet. Dieses Gf ist, wie ich aus den Unterschriften des Herrn Majors Grafen N... und des Herrn Hauptmanns Grafen K... entnehme, eine beliebte Abkürzung des Wortes Graf. Was haben Sie darauf zu erwidern?"

„Ich erlaube mir zu bemerken," sagte Burda in strammster Haltung, „daß dieses Gf keineswegs das Wort Graf bedeuten soll. Es ist die Abkürzung meines Namens Gottfried."

„Gottfried? Sie heißen ja Joseph!"

„Allerdings. Aber es dürfte dem Herrn Oberst bekannt sein, daß man bei der Taufe in der Regel den Namen des Vaters mit empfängt. Mein Vater führte den Namen Gottfried; somit heiße ich Joseph Gottfried."

Der Oberst trat noch einen Schritt zurück und zwinkerte krampfhaft mit dem rechten Auge. „Dann muß ich Sie bitten, Ihren Taufschein aktenmäßig vorzulegen, damit die Regimentslisten, in welchen, so viel ich weiß, blos der Name Joseph eingetragen erscheint, richtig gestellt werden können. Aber trotzdem werden Sie künftighin weniger zweideutige Abkürzungen zu wählen haben." Er machte eine kurze Verbeugung, und wir waren entlassen.

Als wir die Thür hinter uns hatten und nun insgesammt die Treppe hinab schritten, herrschte peinliches Schweigen. Das Komische des ganzen Auftrittes hätte eigentlich zu allgemeiner Heiterkeit angeregt; aber die Gegenwart Burda's, der die Sache sichtlich ernst nahm und

überdies nicht ganz ohne Verlegenheit schien, drängte die Aeußerung einer solchen Stimmung zurück. Wir verabschiedeten uns von ihm mit einigen oberflächlichen Worten, und auch in der nächsten Zeit blieb uns diese Befangenheit ihm gegenüber; es war, als hätte etwas Fremdes, Unerwartetes seine leuchtende Erscheinung getrübt.

Er selbst aber legte noch am selben Tage seinen Taufschein, der wirklich beide Namen enthielt, auf dienstlichem Wege vor und unterzeichnete von nun an mit augenfälliger Absichtlichkeit und ohne jede Abkürzung: Joseph Gottfried Burda.

II.

Dieser unliebsame Zwischenfall wurde übrigens wie Alles, das keine bemerkenswerthen Folgen nach sich zieht, umso eher wieder vergessen, als bald darauf ein Ereigniß eintrat, welches die Gemüther in leicht begreifliche Aufregung versetzte. Das Regiment erhielt nämlich eines Tages ganz plötzlich den Befehl, in die Wiener Garnison einzurücken, was man damals als besondere Auszeichnung zu betrachten pflegte. Aber auch aus sonstigen Gründen wurde diese Anordnung von den Offizieren mit großer Freude begrüßt. Denn viele von uns waren gebürtige Wiener und konnten nunmehr ihre Angehörigen auf längere Zeit wiedersehen, während den Uebrigen Gelegenheit geboten wurde, das mehr oder minder fremde Leben der Hauptstadt kennen und genießen zu lernen. Nebenbei galt es, das Regiment in der kurzen Spanne Zeit, die hiezu noch vergönnt war, in den allerbesten Stand zu setzen, was jedem Einzelnen rastlose Thätigkeit auferlegte — bis endlich der große Tag erschien, an welchem wir die Waggons

bestiegen und, im Wiener Nordbahnhofe angelangt, mit klingendem Spiele der Kaserne entgegen zogen, die uns in einer der nächsten Vorstädte angewiesen war.

Wien selbst trug damals noch ganz seinen früheren Charakter zur Schau. Die alten Thore mit den unbeweglichen Brücken über den Stadtgraben bestanden noch; die Kastanien- und Lindenalleen auf dem Glacis führten nach den Vorstädten, und wenn heutzutage die innere Stadt von der Ringstraße wie von einem blendenden Juwelengürtel umspannt erscheint, so glich sie damals, von den Ringmauern der Bastei eingeschlossen, einem Schatzkästlein, in welchem die meisten Kostbarkeiten zusammengedrängt lagen. Auch der öffentliche Verkehr war einfacher, gleichsam intimer, als jetzt. Die verschiedenen amtlichen Berufszweige gingen räumlich nicht allzuweit auseinander; ebenso die mannigfaltigen Objecte des Vergnügens und des Genusses — und so hatte sich denn auch Jeder von uns bald mit den Verhältnissen vertraut gemacht und in seiner Weise eingelebt. Diejenigen, welche zur Bequemlichkeit neigten und außerdienstlichen Begegnungen mit hohen und höchsten Vorgesetzten gern aus dem Wege gingen, vermieden es nach Möglichkeit, die Straßen und Plätze der Stadt zu betreten, und verbrachten ihre freie Zeit in der Nähe der Kaserne. Andere hingegen — zumeist ältere Hauptleute mit stark entwickelten gastronomischen Neigungen — liebten die Weinstuben und Restaurants aufzusuchen, die sich eines besonderen Rufes erfreuten, woselbst sie auch meistens bis tief in die Nacht hinein hängen blieben, um dann in heiterster Stimmung nach Hause zurückzukehren. Schließlich aber gab es Einzelne, die kein höheres Vergnügen kannten, als, auf's sorgfältigste angethan, das Pflaster des Grabens und Kohl-

marktes zu beschreiten und solche Orte aufzusuchen, wo sie, um zu sehen und gesehen zu werden, ohne besonderen Kostenaufwand mit der vornehmen Welt zusammen treffen konnten. Daß zu diesen Wenigen auch Burda gehörte, versteht sich von selbst, und es war in der That bewunderungswürdig, wie vollendet er sich in dieser Hinsicht benahm. Wenn er so in nachlässiger Haltung vor dem weltberühmten Café Daum stand und die Vorübergehenden mit kühlen Blicken betrachtete, oder mit gemessenem Schritte seinen Rundgang auf der Bastei antrat, war er geradezu das Muster eines eleganten Offiziers. Niemand vermochte im Wintersalon des Volksgartens, während die Kapelle der Gebrüder Strauß ernste und heitere Weisen zu hören gab, mit vollendeterem Anstande Platz zu nehmen, und im Stehparterre der beiden Hoftheater wußte er stets einen Pfeiler zu erobern, an welchen gelehnt, er seine Blicke nach den Logen, das heißt nach den weiblichen Insassen schweifen ließ.

In dieser Zeit war ich Burda, der mich bis dahin nur wenig beachtet, näher getreten. Den Anlaß hiezu hatte eine ökonomische Frage gegeben. Es mangelte nämlich in den Kasernen an einer ausreichenden Zahl von Offizierswohnungen, in Folge dessen Mehrere von uns entsprechende Geldentschädigungen erhielten. Da war es denn nun Sitte, daß die Besitzer von sogenannten „Naturalquartieren" einen oder auch mehrere Kameraden bei sich aufnahmen, damit jedem Einzelnen die entsprechende Zinsquote zur Aufbesserung der schmal bemessenen Gage dienen könne. Auch Burda, der eine Wohnung in der Kaserne hatte, mußte daran denken, einen Miether zu suchen — oder, wie dies in seiner Art lag, sich einen solchen zu er-

wählen. Daß die Wahl auf mich fiel, mochte in erster Linie wohl damit zusammenhängen, daß ich zu der Compagnie versetzt worden war, bei welcher er selbst stand; aber ich hatte immerhin Grund, seine Aufforderung als Auszeichnung zu betrachten und sie umso lieber anzunehmen, als sich ein besonderer, mir sehr erwünschter Vortheil daran knüpfte. Denn ich hatte schon damals literarischen Neigungen nachgegeben und wünschte im Laufe des Tages einige ruhige, völlig ungestörte Stunden zu haben, aber wie wäre dies in einer kameradschaftlichen Wirthschaft, wo es in der Regel ziemlich wüst herging, zu erreichen gewesen! Burda jedoch, der die Rücksicht in Person war und überdieß stets seine eigenen Wege ging, bot mir in dieser Hinsicht alle Sicherheit. Ich kündigte sofort in dem Privathause, wo ich mich bereits eingemiethet hatte, und zog in seine Wohnung, welche eigentlich nur aus zwei Zimmern bestand; diese aber waren sehr geräumig und jedes hatte seinen eigenen Eingang. Die Verbindungsthür wurde abgesperrt, von beiden Seiten ein Kasten davor gerückt — und die Sache war in Ordnung gebracht.

Anfänglich hielten wir uns Beide ziemlich fern von einander; er aus gewohnter Zurückhaltung — ich aus Furcht, ihm lästig zu fallen; es war eben, als wohnte Jeder für sich allein. Im Uebrigen befand sich Burda während des Tages nur selten zu Hause; war dies aber der Fall, so lag er gewöhnlich auf einer niederen Ottomane, die er aus zwei über einander geschichteten Strohsäcken und einem Ueberwurf aus grell gemustertem Zitz höchst sinnreich hergestellt hatte, und las, was er sehr gerne that, französische Romane. Fast niemals drang ein störender Laut zu mir herüber, und ich konnte deutlich nach-

fühlen, wie er beim Kommen und Gehen den Schall seiner Schritte sorglich abdämpfte. Nur seine häufigen Waschungen vernahm ich und bisweilen auch ein leises Geräusch, welches er dadurch hervorbrachte, daß er seine neueste Uniform stets eigenhändig bürstete; ein heikles, wichtiges Geschäft, das er selbst seinem außerordentlich geschulten Diener nicht anvertrauen mochte.

So trafen wir denn außer Dienst nicht allzu oft zusammen; am häufigsten noch im Burgtheater, das ich, begreiflicherweise, so oft es nur anging, besuchte, während Burda jeden zweiten Tag mit der Oper abwechselte. Fanden wir uns nach der Vorstellung zufällig im Foyer, so pflegten wir gemeinschaftlich nach Hause zu gehen, denn nach dem Theater zu soupiren, gestatteten unsere Mittel nicht. Hingegen lud er mich zuweilen in huldvoller Stimmung ein, bei ihm den Thee zu nehmen, was allerdings im eigentlichsten Wortsinne zu verstehen war, da in der Regel Rum und Sahne fehlten und höchstens etwas abgelegenes Weißbrod als Beigabe erschien.

Eines Tages hatte ich mich eben an den Schreibtisch gesetzt, um den zweiten Gesang eines größeren Gedichtes in Angriff zu nehmen, zu welchem ich mich unter dem Eindruck von Ernst Schulze's „Bezauberter Rose" hatte verleiten lassen, als ich an der Verbindungsthür ein leises, immer eindringlicher werdendes Klopfen und zuletzt die Stimme Burda's vernahm: „Störe ich, wenn ich einen Augenblick hinüber komme?"

Obgleich mir nun diese Unterbrechung nicht sehr gelegen kam, so war es doch selbstverständlich, daß ich entgegen rief: „O nicht im geringsten! Es wird mich sehr freuen, Dich bei mir zu sehen." Und damit eilte ich an

den Eingang, um Burda zu empfangen, der auch alsbald, ein zusammengefaltetes Papier in der Hand, bei mir eintrat.

Nachdem ich ihn gebeten hatte, auf einem der beiden braun gestrichenen Stühle Platz zu nehmen, welche einen großen Theil meiner Zimmereinrichtung bildeten, fragte ich, was ihn zu mir führe.

„Ich habe hier," sagte er, „ein paar Verse niedergeschrieben, und da ich weiß, daß Du Dich mit Poesie beschäftigst, so wollte ich Dich bitten, das Gedichtchen durchzusehen, ob sich nicht etwa Verstöße gegen das Metrum oder sonstige Fehler eingeschlichen haben. Willst Du mir diese Gefälligkeit erweisen?"

„Mit größtem Vergnügen," erwiderte ich, indem ich das Blatt entgegen nahm. Es enthielt zehn bis fünfzehn Verse, die im Ganzen ziemlich steif, aber vollständig correct waren und beiläufig mit folgenden Reimen schlossen:

„Soll mir der Stern der Hoffnung nicht erbleichen,
So gieb, erhab'ner Engel, mir ein Zeichen!"

„Es ist Nichts daran auszusetzen," sagte ich, das Papier zurückgebend.

„Ich dachte es wohl," entgegnete er ernst. „Aber ich wollte ganz sicher gehen."

Jeden Anderen würde ich möglicherweise jetzt gefragt haben, an wen eigentlich die Verse gerichtet seien; allein Burda gegenüber war das nicht zu wagen. Auch interessirte es mich nicht gerade übermäßig. Diesmal aber war es mir, als wollte er gefragt sein. Denn er blieb mit gekreuzten Beinen sitzen und blickte, die rechte Fußspitze hin und her bewegend, wie erwartungsvoll vor sich hin. Ich unterbrach endlich das Schweigen, indem ich, wenngleich

noch immer etwas zaghaft, begann: „Und darf man vielleicht wissen — —?“

Er wandte rasch das Haupt und streckte mir die Hand entgegen: „Lieber Freund, Du hast in der Zeit unseres Zusammenwohnens nicht blos meine Zuneigung, sondern auch meine Achtung in hohem Grade erworben. Ich kann und darf Dich daher auch vollständig in Alles einweihen — umsomehr, als es mir, offen gestanden, ein Bedürfniß ist, diesmal einen Vertrauten zu haben. So höre denn: die Verse sind an die Jüngste der Prinzessinnen L . . . gerichtet.“

Nun hatte ich allerdings nichts Geringes zu hören erwartet; dennoch erstarrte ich fast vor Erstaunen. Daß Burda seine Blicke so hoch erheben könne, überstieg all und jede Voraussetzung, wenn ich auch nicht umhin konnte, seinen sublimen Geschmack zu bewundern. Die Prinzessinnen L . . . gehörten zu den blendendsten Erscheinungen der aristokratischen Frauenwelt, welche damals an Schönheiten so auffallend reich war. Von mütterlicher Seite verwaist, dem Alter nach kaum um je ein Jahr von einander verschieden, trugen sie alle Drei mit ihren kühn und doch zart geschwungenen Nasen die ausgesprochenste Familienähnlichkeit zur Schau, und wenn sie, in der Regel gleich gekleidet, in der Loge saßen oder in den Prater fuhren, so mochte dieser Anblick wohl viele Herzen höher schlagen machen. Daß aber irgend ein Erdensohn, wenn er jenen Kreisen nicht angehörte, es wagen sollte, der Tochter eines Fürsten aus souveränem Geschlechte, welcher am Hofe eine der ersten Stellungen einnahm, in solcher Weise, mit solchen Erwartungen zu nahen, war unfaßbar. Ich blieb sprachlos.

Burda schien sich an meinem Erstaunen zu weiden. „Nun,“ sagte er endlich lächelnd, „siehst Du darin etwas so ganz Unmögliches?“

Nun galt es wieder, ihn nicht zu verletzen. „O nein — durchaus nicht — — ich habe nur nachgedacht. Auf welche Art willst Du denn der Prinzessin das Gedicht zukommen lassen?“

„Auf welche Art? Ganz einfach durch die Post.“

„Durch die Post?“

„Natürlich. Du weißt, daß ich mich ein wenig auf Kalligraphie verstehe. Ich bringe also die Verse ohne Unterschrift und ohne meine Hand zu verrathen auf's zierlichste zu Papier. Auf der Adresse ahme ich eine Damenschrift nach, und um die Empfängerin sofort wissen zu lassen, von wem der Brief kommt, siegle ich mit feinem, blaßgelbem Lack — mit der Farbe unserer Aufschläge,“ setzte Burda erklärend und bereits etwas ärgerlich hinzu, da er in meiner Miene noch immer keine verständnißvolle Zustimmung bemerken mochte.

„Das ist Alles ganz gut,“ warf ich jetzt ein. „Aber wie, wenn der Brief in unrechte Hände fällt?“

Burda sah mich mit mitleidsvoller Ueberlegenheit an. „In unrechte Hände? Glaubst Du denn, daß man in fürstlichen Häusern den Töchtern die Briefe öffnet, wie dies wohl in bürgerlichen Kreisen von Seiten mißtrauischer Väter und Mütter geschehen mag?“

„Vom Oeffnen ist nicht die Rede. Aber der Brief kann in Gegenwart anderer Personen überbracht werden. Und wenn dann hinsichtlich seiner an die Empfängerin eine Frage gerichtet wird — was soll sie erwidern?“

Burda rückte ungeduldig auf dem Stuhl hin und her.

„Lieber Freund,“ sagte er gereizt, „man sieht doch gleich, daß Du keine Ahnung hast, was in der Aristokratie Sitte und Gepflogenheit ist. In solchen Familien hat Jedermann seine eigenen Appartements, seine eigene Dienerschaft — und man empfängt eben seine Briefe für sich allein. Indessen hast Du in gewissem Sinne Recht,“ fuhr er nach einer Pause einlenkend fort; „ich selbst verkenne ja das Bedenkliche meines Unternehmens nicht. Aber Du wirst zugeben, daß meinerseits Etwas gewagt werden muß; denn die Prinzessin kann doch nicht den ersten Schritt thun. Im Uebrigen habe ich Alles wohl erwogen und reiflich überlegt. Die Sache steht einfach so: entweder erwartet man — und ich habe Gründe, dies auf's Bestimmteste vorauszusetzen — von mir eine Kundgebung, dann begreifst Du wohl, daß es mit dem Briefe keine Gefahr hat. Denn selbst angenommen, daß er der Gegenstand irgend einer Frage würde: so besitzt man gewiß auch den nöthigen weiblichen Scharfsinn, um sich aus der Affaire zu ziehen. Oder: ich habe mich bis jetzt vollkommen getäuscht — nun, dann wird man die Verse einfach bei Seite werfen — und Alles ist aus.“

Diese ruhige Auseinandersetzung wirkte. Mir selbst kam jetzt das Ganze weniger befremdlich vor. Ich hätte freilich noch einwenden können, daß in dem Schritte, den er unternahm, etwas Verletzendes für die junge Dame selbst liege; aber ich unterdrückte diese Bemerkung und sagte blos: „ich sehe, Du hast alle Umstände auf's genaueste in Betracht gezogen, und so kann ich Dich nur bitten, mir zu verzeihen, daß ich mir gestattet habe — —“

„Du bist vollkommen entschuldigt,“ sagte er herablassend, indem er sich erhob. „Es war ja Deine Pflicht,

mich auf mögliche Zwischenfälle aufmerksam zu machen — und ich danke Dir dafür. Damit Du jedoch siehst, wie grundlos Deine Einwürfe waren, so fordere ich Dich auf, Zeuge meines Erfolges zu sein." Er stand einen Augenblick nachsinnend. „Heute ist der Zwölfte — morgen sende ich das Gedicht ab — am Vierzehnten erhält es die Prinzessin — und am Fünfzehnten hat man die Loge im Burgtheater, denn es ist ein ungerader Tag. Ich ersuche Dich also, am Fünfzehnten mit mir gemeinsam das Burgtheater zu besuchen und während der Vorstellung an meiner Seite zu bleiben. Das Weitere wirst Du sehen." Damit reichte er mir die Hand und begab sich, von mir auf den Gang hinaus geleitet, in sein Zimmer.

Als ich wieder allein war, wirbelte es mir im Kopfe. Sollte es möglich sein! rief ich aus. Sollte die Prinzessin wirklich . . . . Warum nicht? Es waren ja doch schon ähnliche Fälle vorgekommen! Burda's Zuversicht hatte etwas Ansteckendes; sie schien sich jetzt auch mir mittheilen zu wollen. Aber nein, nein! Es ist ganz und gar undenkbar! sprach endlich die gesunde Vernunft und behielt das letzte Wort. Dabei vergaß ich freilich, daß ich vorhin selbst daran gegangen war, in dem zweiten Gesange meiner Dichtung mit glühenden Farben ein geheimes Stelldichein zu schildern, welches zwischen einer Königstochter und einem Knappen (der sich allerdings am Schlusse als Königssohn würde entpuppt haben) stattfinden sollte.

III.

Der Tag, oder besser gesagt der Abend, an welchem Burda von dem „erhabenen Engel“ ein Zeichen erwartete, war da. Wir begaben uns also — und zwar ziemlich früh in die noch dämmerhaften Räume des Burgtheaters, um uns einen guten, vollkommene Umschau gewährenden Platz zu sichern. Diese Vorsicht erwies sich übrigens als überflüssig. Denn man gab Minna von Barnhelm, welches Stück bei den Meisten von uns in dem Rufe stand, langweilig zu sein, und obgleich sein zweiter Titel für das Militär sehr anziehend hätte klingen sollen, so blieb doch diesmal das Parterre, wo es sonst von Uniformen wimmelte, um so spärlicher besucht, als im Kärntnerthor-Theater der „Prophet“ aufgeführt wurde, welche Oper damals mit Ander als Johann von Leyden, noch immer eine sehr starke Zugkraft ausübte. Burda aber wollte in der Minna von Barnhelm ein besonders günstiges Vorzeichen erblicken; ja er warf sogar hin, daß man das Stück vielleicht auf ausdrücklichen Wunsch der Prinzessin angesetzt habe. Ich fand diese Voraussetzung ziemlich gewagt, was er auch zugab; indeß blieb er dabei: es sei jedenfalls ein merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände.

Inzwischen hatte sich der Licht spendende Kronleuchter von oben herab gesenkt; das Haus belebte sich, das Niederklappen der Sperrsitze wurde vernehmbar und mischte sich mit einzelnen Klagelauten der Instrumente, die man im Orchester zu stimmen begann. Endlich war die Ouvertüre in gewohntem Mißklange verhallt — und die Vorstellung begann.

Jetzt konnte man ganz deutlich wahrnehmen, wie spär-

lich das Theater überhaupt besucht war. Die Logen- und Sitzreihen wiesen klaffende Lücken auf; ein Beweis, daß die vornehme Welt das classische Lustspiel ebenfalls nicht besonders zu schätzen wisse. Nur die Galerien erschienen stark besetzt. Auch die fürstlich L . . .'sche Loge zeigte sich zu sichtlicher Bestürzung Burda's leer. Schon hatte sich die erste Scene zwischen Just und dem Wirth — von Laroche und Beckmann auf's köstlichste dargestellt — abgespielt; schon hatte Major Tellheim seinen Edelmuth, Ludwig Löwe als Werner den unverwüstlichen Zauber seines Naturells zu entfalten begonnen, der Vorhang fiel — und noch immer gähnte die Loge wie ein dunkler Abgrund, in welchen die Hoffnungen Burda's zu versinken drohten. Da — als das Orchester eben mit einer jammernden Zwischenmusik anhob, konnte man in dem nicht allzu geräumigen Viereck ein leichtes Schimmern und Wehen bemerken; Stühle wurden gerückt — und die drei Schwestern setzten sich, während Burda vor Aufregung zitterte, an die Brüstung.

Der zweite Act begann. Louise Neumann, als Franziska, schlug ihre schalkhaftesten und dabei innigsten Laute an, die Action verwickelte sich — und nun nahm das Stück einen immer lebhafteren Fortgang, bis es am Schlusse des dritten Aktes zu stürmischem Beifalle hinriß. Ich betrachtete Burda. Er hatte die ganze Zeit über regungslos an seinen Pfeiler gelehnt dagestanden. Eine stille, wonnige Verklärung war über seinem Antlitz ausgebreitet und seine Augen schimmerten in feuchtem Glanze. Was nun die jungen Damen in der Loge betraf, so konnte ich durchaus nicht bemerken, daß man Burda irgendwelche Beachtung schenke. Die Prinzessinnen hatten anfänglich etwas zer-

streut nach der Bühne geblickt; bald aber war ihre Aufmerksamkeit gefesselt worden, und jetzt, nachdem sich der Vorhang wieder herabgesenkt, sprachen sie leise miteinander. Dabei sahen sie wohl im Hause umher und ihre Blicke schweiften auch über das Parterre; ob aber die Jüngste Burda besonders in's Auge gefaßt habe, ließ sich nicht ermitteln.

Dieser verließ jetzt seinen Standort und winkte mir mit den Augen, ihm in den kleinen, niederen Seitengang zu folgen, welcher als Verlängerung des Parterres benützt wurde und, obgleich man von dort aus kaum die Bühne sehen konnte, in der Regel ebenfalls überfüllt war. Heute aber zeigte er sich leer und vereinsamt, und Burda setzte sich auf die schmale, hartgepolsterte Bank, die an der Wand hinlief. Nachdem ich mich neben ihm niedergelassen hatte, flüsterte er mir zu: „Nun, hast Du bemerkt?"

„Bemerkt? Was denn?"

„Daß sie ganz in Gelb gekleidet ist."

„Das ist mir nicht aufgefallen."

„Weil Du nicht darauf geachtet hast. Tritt hinaus und überzeuge Dich, daß sie unsere — das heißt meine Farbe trägt."

Als ich mich nun wieder an meinen früheren Platz begab, hatte der vierte Akt bereits begonnen. Ich blickte nach der Loge — nnd in der That, es war so, wie Burda gesagt hatte. Das tief in den Schultern ausgeschnittene Kleid war von mattem Gelb; im dunklen Haar wiesen sich gelbe Rosen — und vor Allem leuchtete mir ein großer Fächer von hellem Goldgelb in die Augen, den die Prinzessin nachlässig auf und nieder bewegte. Ich begriff nicht, wie ich dies Alles hatte übersehen können, da es doch um

so auffallender war, als die beiden älteren Schwestern heute anders, und zwar in zartes Blau gekleidet waren. Es sah wirklich wie Absicht aus.

Das Stück näherte sich dem Ende. Burda war inzwischen wieder an meiner Seite erschienen, und als jetzt der Vorhang fiel, raunte er mir zu: „Komm', wir wollen sie noch in den Wagen steigen sehen."

Wir eilten in die Garderobe, nahmen unsere Mäntel und stellten uns in der Einfahrt auf. Das Haus leerte sich diesmal rasch, es dauerte daher nicht lange, so erschienen die Prinzessinnen, in weiße, mit Schwan besetzte Theatermäntel gehüllt. Ihr Vater, der gegen Ende der Vorstellung im Hintergrunde der Loge sichtbar geworden, folgte ihnen auf dem Fuße, während zwei Wagen vorfuhren. Man sonderte sich paarweise; der Fürst mit der jüngsten Tochter stieg in den ersten Wagen, die beiden Anderen in den zweiten — und die schmucken Gefährte rollten von hinnen. Wir sahen ihnen noch eine Weile nach und ich glaubte zu bemerken, daß sie, auf dem Michaelerplatz angelangt, sich trennten und jedes eine andere Richtung nahm.

Nun entfernten wir uns und Burda schlug, ohne ein Wort zu sagen, den Heimweg ein; doch nicht wie gewöhnlich durch die Stadt, sondern über das verödete Glacis vor dem Burgthor. Es war im Dezember. Der Tag hatte sich frostig angelassen, jetzt aber war es milder geworden. Feiner weißer Nebel lag wie ein matt durchleuchteter Schleier über der Stadt; dabei fing es in weichen, dichten Flocken zu schneien an.

Da Burda in seinem Schweigen verharrte, so schritten wir eine Zeit lang stumm neben einander hin. Aber ich

fühlte, daß er erwartete, ich würde das Gespräch eröffnen, und begann daher endlich: „Nun, hast Du eine weitere Kundgebung erhalten?“

Er warf mir einen Blick von der Seite zu. „Eine weitere Kundgebung?“ erwiderte er scharf. „Genügt denn nicht diese eine, daß sie, wie schon erwähnt, meine Farbe trug? Hätte sie mir vielleicht noch Zeichen machen — oder vor dem Theater in die Arme fallen sollen?“

Ich sah, wie sehr ich ihn mit meiner Frage gereizt hatte. „Keineswegs,“ erwiderte ich, „ich meinte ja nur — — Und wenn Du wirklich überzeugt bist, daß die Wahl der Farbe eine absichtliche war —“

„Ueberzeugt?“ rief er noch mehr aufgebracht. „Als ob da ein Zweifel sein könnte!“ Und sich gewaltsam mäßigend, fuhr er fort: „Ich vergesse, lieber Freund, daß Du das Recht hast, mich vor möglichen Selbsttäuschungen zu warnen. Aber wie soll ich Dir meine Ueberzeugung beibringen? Das bleibt doch immer nur Sache des Gefühls.“

„Gewiß,“ bekräftigte ich, um einem unersprießlichen Streite vorzubeugen. „Und Dein Gefühl wird jedenfalls das richtige sein — wenn ich auch nicht absehe, was sich aus dem Allen entwickeln soll.“

Er blieb stehen und blickte mir bei dem Schein einer nahen Gasflamme ernst in's Gesicht. „Entwickeln! Entwickeln!“ wiederholte er verächtlich. „Mich wundert nur, daß gerade Du so fragen kannst. Du bist doch Poet — oder willst es wenigstens sein, und so solltest Du auch begreifen, daß es Verhältnisse giebt, die keine weitere Entwickelung zulassen, weil sie an sich schon der Gipfel alles Glückes sind. Oder ist es nicht das höchste Glück, zu

wissen, daß man die Gedanken, die Phantasie eines solchen Wesens beschäftigt? Daß man in einem solchen Herzen die ersten Empfindungen wachgerufen hat? Was kann, was darf ich mehr erwarten?“

Ich gestehe, daß ich mich beschämt fühlte. Das Zarte, Vergeistigte seiner Auffassung imponirte mir; es war, als hätte ich ihm ein Unrecht abzubitten. „Verehrter Freund,“ sagte ich mit aufrichtiger Wärme, „ich ersuche Dich, vor Allem zu glauben, daß ich mich sehr wohl in Deinen Seelenzustand versetzen kann. Aber ich gestehe Dir auch offen, daß ich Dich, trotz Deines idealen Sinnes, den ich stets bewundert, doch für einen Mann gehalten habe, dem ein solch traumhaftes Glück auf die Dauer nicht zu genügen vermag.“

Er sah mich eigenthümlich an. „Vielleicht hast Du Recht,“ erwiderte er nach einer Pause, indem er sich wieder in Bewegung setzte. „Und damit Du siehst, wie weit mein Vertrauen zu Dir geht, will ich Dich auch noch in eine andere Angelegenheit einweihen. Sie ist zwar bis jetzt nicht viel mehr als ein Luftgebilde; sie kann aber im Laufe der Zeit festere Umrisse annehmen — und dann Aussichten auf Möglichkeiten eröffnen, die gegenwärtig ganz undenkbar sind. Wenn Du bei mir eine Tasse Thee trinken willst, so werde ich Dir alles darauf Bezügliche auseinandersetzen.“

Wir schritten nun rascher aus, und so waren wir bald zu Hause angelangt, wo uns der Diener Burda's ceremoniell die Mäntel abnahm. Dann servirte er auf einer blank gescheuerten, wie Silber aussehenden Zinnplatte den Thee, welchem heute, wie zu voraussichtlicher Feier des erfolgreichen Abends, etwas kalte Küche beigegeben war,

schob auf einen Wink seines Herrn noch einige Kohlen in den Ofen und verschwand.

Nachdem wir den Thee genommen und Cigarren angezündet hatten, stellte Burda die Lampe auf eine Console, die neben der Ottomane stand, und lud mich mit einer Handbewegung ein, dort Platz zu nehmen. Hierauf schloß er ein versperrtes Schiebfach seines Schreibtisches auf und zog einen Pack vergilbter und brüchiger Papiere hervor, welche er, indem er sich jetzt gleichfalls setzte, zwischen uns Beiden niederlegte.

„Du entsinnst Dich vielleicht noch," begann er nach kurzem Schweigen, „jenes ärgerlichen Auftrittes beim Regimentsrapport, als wir noch in B . . . waren?"

Nun entsann ich mich desselben sehr wohl; wollte es aber nicht sofort merken lassen. „Ach ja," sagte ich nach einer Weile, „Du meinst die Geschichte wegen der Unterschriften?"

„Allerdings. Und ich kann Dir jetzt gestehen, daß der Oberst mir gegenüber nicht ganz im Unrechte war — denn ich hatte mit jenem G f in der That einen Doppelsinn verbunden." Er legte die rechte Hand auf die Papiere und fuhr fort: „Ich habe nämlich Grund, anzunehmen, daß ich aus einem alten adeligen Geschlechte stamme. Und zwar aus einem Grafengeschlechte, das seinen Sitz in Böhmen hatte, nach der Schlacht am Weißen Berge jedoch, in welcher es an der Seite des sogenannten Winterkönigs gekämpft, von Ferdinand dem Zweiten seiner Güter entsetzt und gezwungen worden war, das Land zu verlassen. Gewissen Traditionen zu Folge, waren es zwei Brüder, welche dieses Loos getroffen. Der Eine von ihnen hat sich, wie man glaubt, nach Sachsen gewendet, wo noch

heute ein adeliges Geschlecht meines Namens blüht. Der Zweite blieb verschollen. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts aber soll ein direkter Nachkomme von ihm — allerdings als bloßer Bürgerlicher — wieder in Oesterreich eingewandert sein, der sich auch wirklich Burda geschrieben hat. Schon mein Großvater war auf die muthmaßliche Descendenz unserer Familie von diesem Manne aufmerksam gemacht und ermuntert worden, Nachforschungen einzuleiten. Dies geschah, und die hier liegenden Schriftstücke sind das Resultat jener Bemühungen. Sie stellen auch den fraglichen Zusammenhang so ziemlich klar — allein über den Hauptpunkt: ob nämlich der erwähnte Einwanderer wirklich ein Nachkomme der verschollenen Grafen Burda gewesen ist, konnte leider nichts Bestimmtes ermittelt werden. Mein Großvater ließ also die Sache, welche mit nicht unbeträchtlichen Kosten verknüpft war, um so eher auf sich beruhen, als ja im besten Falle wohl der Grafentitel, keineswegs aber die Wiedererlangung der konfiszirten Güter erzielt werden konnte, welche in den Besitz anderer, zu jener Zeit treu gebliebener Adelsfamilien übergegangen waren. Mein Vater war nun schon gar nicht der Mann, eine solche Angelegenheit wieder aufzunehmen, und ich muß es als wahres Wunder betrachten, daß sich diese Papiere in seinem Nachlasse noch vorgefunden haben. Ich selbst legte sehr lange Zeit hindurch kein Gewicht darauf; erst nach und nach habe ich ihre Bedeutung kennen gelernt — und jetzt, da sie mir unter den Dir bekannten Umständen unschätzbar geworden: ist mein Entschluß zur Reife gediehen. Schon morgen sende ich das Ganze an einen jungen Historiographen ab, den ich in B . . . kennen gelernt und welcher gegenwärtig am dortigen Landesarchiv

in Verwendung steht. Ich hatte ihm schon damals einige Andeutungen gemacht, in Folge deren er sich bereit erklärte, mir mit Hilfe seiner gelehrten Verbindungen an die Hand zu gehen. Vor Allem, meinte er, wäre es geboten, mit den von Burda in Sachsen Fühlung zu nehmen und ein Einverständniß zu erzielen. Dann könnte es vielleicht unseren gemeinschaftlichen Bestrebungen gelingen, durch einen Gnadenakt der betreffenden Souveräne für beide Linien den Grafentitel, welcher mir ja selbstverständlich vollkommen genügen würde, zu erreichen."

Ich war diesen Auseinandersetzungen mit wachsendem Erstaunen gefolgt und wußte für's Erste nicht, was ich erwidern sollte. Einerseits lag die Sache nicht geradezu außerhalb all und jeder Möglichkeit; allein die Durchführung erschien mir mit Hinblick auf die damit verbundenen Schwierigkeiten ganz und gar illusorisch. Ich überlegte eben, wie ich dies in zartester Weise andeuten sollte, als mir Burda zuvorkam.

„Ich verkenne nicht," fuhr er fort, „welche fast unübersteiglichen Hindernisse sich in den Weg stellen. Denn ganz abgesehen davon, daß sich der erwähnte Hauptpunkt wohl niemals ganz in's Klare wird setzen lassen: so ist es auch gewiß, daß man von Seiten jener Familien, in deren Reihen die Grafen Burda neuerdings aufzutauchen hätten, Alles anwenden wird, um solche, wenn auch berechtigte Eindringlinge fern zu halten. Und sie werden um so leichteres Spiel haben, als sich der betreffende Stammbaum leider nicht rein erhalten hat. Hingegen könnte freilich der Umstand, daß ich zu einigen, gegenwärtig sehr hervorragenden Adelsgeschlechtern — zum Beispiel mit den Y... und den Z... — in Folge von Ehebündnissen, die vor

Jahrhunderten geschlossen wurden, sogar in verwandtschaftliche Beziehungen treten würde — gerade dieser Umstand, sage ich, könnte vielleicht dazu beitragen, daß man von Seiten anderer hoher Persönlichkeiten, die Du errathen wirst, fördernd in die Angelegenheit eingriffe und dieselbe dem erfreulichsten Resultat zuführte."

Es war erstaunlich, wie Burda sich Alles und Jedes zurechtlegte. Und in der That: wenn er sich hinsichtlich der Gefühle, die er der Prinzessin zumuthete, nicht einer vollständigen Täuschung hingab, so erschienen seine Hoffnungen, so abenteuerlich sich diese ausnahmen, nicht ohne einen gewissen Haltpunkt. Ich hütete mich aber sehr, ihn darin zu bestärken, und sagte blos: „Das wirft allerdings ein neues Licht auf die Sache, und wie immer auch der Erfolg sich gestalten möge: meiner besten Wünsche, meiner aufrichtigen Theilnahme kannst Du gewiß sein."

„Das bin ich," antwortete er, mir herzlich die Hand drückend. „So wie Deines unverbrüchlichen Schweigens."

Er war aufgestanden, um die Papiere wieder zu versorgen; ich aber, da es mittlerweile spät geworden, empfahl mich und ging auf mein Zimmer. Im Bette liegend, dachte ich unwillkürlich über alle diese Mittheilungen nach und verfolgte die Fäden, die sich hier zu einem so wunderlichen luftigen Gewebe in einander schlangen. Als ich endlich einschlief, hatte ich verworrene Träume, in welchen die Gestalten Burda's und der Prinzessin auf's seltsamste mit jenen meines romantischen Gedichtes zusammenflossen, das ich übrigens seither nicht wieder aufgenommen hatte.

IV.

Weihnachten und Neujahr waren herangekommen. Ich hatte diese festliche Zeit fast ausschließlich im Kreise meiner nächsten Verwandten zugebracht, war daher mit Burda, der jetzt mehr als je seine eigenen Wege verfolgte, nur wenig zusammen getroffen. Erst der beginnende Carneval brachte uns einander wieder näher. Burda forderte mich nämlich eines Tages auf, mit ihm den Hofball zu besuchen, der demnächst stattfinden sollte und an welchem jeder Offizier theilnehmen konnte. „Du kannst Dir wohl denken," sagte er, „was mich dazu bestimmt. Die Prinzessin erscheint jedenfalls auch, und somit ist die erste, vorderhand einzig mögliche Gelegenheit zu persönlicher Annäherung geboten. Man wird es herbeizuführen wissen, daß ich vorgestellt werde — das Weitere findet sich dann. Im Uebrigen ist es jedenfalls interessant, ein solches Fest in Augenschein zu nehmen." Ich pflichtete bei und wir trafen die nöthigen Verabredungen.

Es war ein eisig kalter, dunkler Januarabend, als Burda und ich — wir hatten einen Fiaker genommen — in der Hofburg vorfuhren und die hell erleuchtete Treppe hinanstiegen. Der Eintrittssaal war noch ziemlich leer; nur diensthuende Hofchargen, einige höhere Militärs — darunter auch der Adjutant des Fürsten L . . ., ein noch sehr junger, etwas stutzerhaft aussehender Major — und mehrere Staatsbeamte, welche Ordensritter waren, standen in kleine Gruppen vertheilt. Nach und nach aber bewegte es sich immer zahlreicher durch die hohen, weit geöffneten Flügelthüren herein. Es glänzte und flimmerte von gold- und silbergestickten Uniformen, von Ordensbändern und

Sternen; die Großwürdenträger des Reiches erschienen, darunter ungarische und polnische Magnaten in reicher, malerischer Nationaltracht. Endlich die Damen: ein blendendes Gewoge von Spitzen, Sammet und Seide, von Blumen und Federn, von Diamanten und Perlen. Entblößte Nacken und Arme schimmerten; stolze, ausdrucksvolle Frauenköpfe tauchten auf, helle und dunkle Augen leuchteten, rosige Lippen lächelten Grüße zu. All das bewegte und drängte sich mehr oder minder rasch dem großen Saal entgegen, der erwartungsvoll die Zuströmenden aufnahm.

Die Prinzessinnen L . . . waren noch nicht erschienen, und schon begann das Antlitz Burda's, mit welchem ich mich nahe am Eingang hielt, sich zu verfinstern — als sie in Begleitung einer älteren Dame von auffallender Hoheit in Gestalt und Blick herein traten. Heute alle Drei in duftiges, mit kleinen Silberflittern übersäetes Weiß gekleidet, Maiglöckchen im Haar — ein entzückendes Bild jugendlicher Anmuth und Frische. Diesmal konnte ich deutlich wahrnehmen, daß Burda sofort bemerkt wurde. Um die Lippen der beiden Aelteren zuckte es eigenthümlich, während die Jüngste — ich glaubte mich nicht zu täuschen — wie unmutig das Haupt abwandte und mit einer gewissen Hast dem Saale zustrebte.

Als nun auch wir ihn betraten, standen wir vor einer dichten Menge, welche keinen Ueberblick gestattete, während der Schall der verworrenen Stimmen wie fernes Meeresbrausen an unser Ohr schlug. Plötzlich trat tiefe Stille ein und die Massen theilten sich. Eine Thür hatte sich geöffnet, auf deren Schwelle der Ceremonienmeister erschien, das Nahen des Hofes ankündigend. Gleich darauf zeigte sich der jugendliche Monarch, der damals seine hohe

Braut noch nicht heimgeführt hatte, eine Erzherzogin am Arm. Hinter ihnen die männlichen und weiblichen Familienmitglieder — dann der gesammte Hofstaat, mit dem Fürsten L... an der Spitze. Der Kaiser geleitete seine Dame nach der Balustrade, woselbst sie im Kreise der übrigen Platz nahm. Gleich darauf erscholl der Taktirstab des Kapellmeisters — und der Ball begann.

Sofort vollzog sich eine Bewegung im Saale. Die älteren Herren verließen ihn oder zogen sich in entfernte Ecken zurück, während die Tanzlustigen, so gut es anging, in der Nähe der Damen blieben, welche längs der Wände zu sitzen kamen.

Ich selbst hatte mich von Burda zurückgezogen und war mit mehreren Andern in eine offene Verbindungsthür getreten; von dort aus konnte ich den ganzen Saal überblicken, wo der Tanz bereits begonnen hatte. Bald fiel mir auch unter den walzenden Paaren die Prinzessin in's Auge, die mit einem blutjungen Dragoner-Offizier von kleiner, aber zierlicher Gestalt lustig dahin flog. Ich spähte nach Burda und fand ihn an einem Pfeiler stehen, den er auch hier, hart an einem Spiegel, zu behaupten gewußt hatte. Wie ich ihn so betrachtete, der, ein Bild starrer Erwartung, vor sich hinblickte, kam mir seine Erscheinung weit weniger vornehm und anziehend vor, als sonst; er wurde offenbar von der ganzen Umgebung in den Schatten gestellt. Auch fiel mir jetzt zum ersten Mal auf, daß seine Gesichtszüge eigentlich unbedeutend waren und daß er eine sehr kleine, gedrückte Stirn hatte.

Während ich so meine Betrachtungen anstellte, fühlte ich mich leicht an der Schulter berührt. Ich wendete mich um — und stand dem Adjutanten des Fürsten gegenüber.

„Dürfte ich Sie bitten," sagte der Major sehr freundlich mit leiser Stimme, „mir einen Augenblick zu schenken, Herr Lieutenant. Ich hätte ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen." Er faßte mich zuvorkommend unter dem Arm und führte mich in ein kleineres Nebengemach, wo ein vereinsamtes Büffet stand. Dort lud er mich zum Sitzen ein und begann, indem er mir vertraulich näher rückte: „Vor Allem möchte ich Sie fragen, wie der große, schlanke Offizier heißt, welcher im Saale an einem Spiegelpfeiler steht. Sie werden wohl wissen, wen ich meine, da Sie, wenn ich nicht irre, in seiner Gesellschaft hier erschienen sind."

Ich war begreiflicher Weise gleich anfangs sehr betreten gewesen; nun aber suchte ich mich zu fassen und nannte mit möglichster Unbefangenheit den Namen Burda's.

„Und darf ich mir erlauben, weiter zu fragen, ob Sie mit diesem Herrn näher bekannt sind — das heißt, ob Sie mit ihm auf vertrautem Fuße stehen?"

Ich erwiderte, daß Burda mein Freund sei.

„Das ist mir lieb," sagte der Major, indem er seine Hand leicht auf die meine legte. „Denn Sie können Ihrem Freunde auch einen wahren Freundschaftsdienst erweisen. Wollen Sie das?"

Diese Worte klangen höchst einschmeichelnd; aber mir ahnte nichts Gutes. „Gewiß bin ich bereit — und wenn Sie mir erklären wollen — —"

Er lehnte sich zurück und hustete leicht. „Nun," begann er, „das Ganze ist von nicht allzu großer Bedeutung — aber immerhin eine delikate Angelegenheit. Ihrem Freunde hat es nämlich beliebt, an der jüngsten Tochter meines Chefs Wohlgefallen zu finden. Nun steht dies

allerdings Jedermann frei, besonders einem in jeder Hinsicht ausgezeichneten Offizier, wie dies Ihr Freund ohne Zweifel ist. Nur mit den Kundgebungen seines Wohlgefallens sollte er, in richtiger Erwägung der Umstände, etwas vorsichtiger sein. Daß er im Theater beständig nach der fürstlichen Loge blickt, möchte noch hingehen. Allein die Prinzessin kann seit einiger Zeit kaum mehr an's Fenster treten, ohne den Herrn Lieutenant zu gewahren, der vor dem Palais auf und nieder schreitet; sie kann keinen Spaziergang unternehmen, ohne von ihm, wie von ihrem Schatten, gefolgt zu werden — ja selbst wenn sie ausfährt, weiß es Ihr Freund so einzurichten, daß er beim Ein- und Aussteigen stets in der Nähe ist. Unlängst ist es sogar vorgekommen, daß, als der Wagen eine Zeit lang vor einem Juwelierladen hielt, eine Rose durch das offene Coupéfenster geworfen wurde. Im Anfang," fuhr der Major mit ironischem Lächeln fort, „hat man die Sache nicht allzu übel aufgenommen. Sie wissen ja, junge Damen sind — wie soll ich nur sagen? — unter allen Umständen nicht ganz frei von einer gewissen Koketterie. Bald aber moquirte man sich — und jetzt, da bereits zum zweiten Male mit der Post anonyme Verse eingetroffen sind, in welchen die licentia poetica bis zum äußersten getrieben wurde — jetzt fängt man an, diese fortgesetzten Huldigungen unerträglich zu finden und hat sich bemüßigt gesehen, den durchlauchtigsten Papa in's Vertrauen zu ziehen. Dieser hat wieder mich beauftragt, die Sache in unauffälligster, schonendster Weise beizulegen, und ich selbst glaube am besten zu thun, wenn ich Sie jetzt herzlich bitte, Ihren Freund auf das Unstatthafte seines Benehmens aufmerksam zu machen."

Da hatte ich nun, was ich vorausgesehen, und befand mich in größter Verlegenheit. „Sie werden nicht verkennen, Herr Major," sagte ich nach einer Pause, „welch peinlichen Auftrag Sie mir da ertheilen. Es fällt immer ein schiefes Licht auf Denjenigen, der sich in fremde Angelegenheiten mischt, und oft wird gerade der wohlmeinendste Rath zur Beleidigung. Das aber habe ich meinem Freunde gegenüber zu befürchten, der in jeder Hinsicht von äußerster Empfindlichkeit ist. Da ich jedoch erkenne, daß ihm jedenfalls ein Wink gegeben werden muß, so werde ich es trotzdem versuchen, wenn ich auch — und ich bitte dies wohl zu beachten — für den Erfolg nicht einstehen kann."

„Gewiß, das können Sie nicht," sagte der Major, indem er aufstand. „Aber ich lege Ihnen die Sache noch einmal an's Herz; denn ich würde es aufrichtig bedauern, wenn ich gezwungen wäre, andere Wege einzuschlagen."

Er hatte bei diesen Worten eine etwas strenge Miene angenommen und reichte mir die Hand zum Abschied.

Den unerquicklichsten Gedanken und Empfindungen überlassen, ging ich noch eine Weile auf dem glatten Fußgetäfel des stillen Raumes auf und nieder, in welchen die Tanzmusik, leicht gedämpft, herüberdrang. Da war denn der leuchtende Traum Burda's zerflossen und hatte einer höchst unangenehmen Wirklichkeit Platz gemacht! Was sollte ich nun thun? Wie dem Verblendeten die Augen öffnen, um ihn vor dem Fluch der Lächerlichkeit — und vielleicht vor noch Schlimmerem zu bewahren? Ich trat an das Büffet und trank ein Glas Limonade, ohne den Süßigkeiten Beachtung zu schenken, die vor mir in allen Formen und Farben aufgehäuft waren. Dann machte ich mich wieder auf den Weg nach dem Saale, wo eben eine

Française zu Ende ging. Wie ich bemerken konnte, hatte die Prinzessin auch diese mit dem jungen Dragoner-Offizier getanzt, dessen zartes, fast mädchenhaftes Gesicht sehr erhitzt aussah. Als sich jetzt die Reihen löſten und die Paare Arm in Arm nach rechts und links auseinander bogen, verließ eine Schaar von Zusehern den Saal; darunter auch Burda, der kreidebleich war und mich kaum erkannte, als ich jetzt auf ihn zuging.

„Ah, Du bist's!" sagte er endlich. „Wo hast Du denn gesteckt?"

„Ich war in einem Nebenzimmer, wo ich mich nach einigen Erfrischungen umgesehen hatte."

„Und sonst — wie unterhältst Du Dich?" fragte er zerstreut.

„So ziemlich. Und Du?"

„O gut, ganz gut! Aber ich gehe jetzt."

„Schon jetzt?"

„Ja; ich habe Kopfschmerzen — mir war den ganzen Tag nicht recht wohl — —"

„Nun, dann gehe ich gleich mit. Ich habe hier auch nichts mehr zu suchen."

Ich konnte bemerken, daß ihm meine Begleitung sehr unangenehm war. Aber ich kehrte mich diesmal nicht daran. Er hatte sich offenbar in seinen Erwartungen getäuscht gesehen, war tief verstimmt — und so nahm ich mir vor, an seiner Seite zu bleiben und das Eisen zu schmieden, so lang es noch glühte.

Auf der Straße angelangt, schlug er den Kragen seines Mantels hinauf und eilte so rasch über den Josephsplatz, daß ich Mühe hatte, ihm zu folgen.

„Warum läufst Du denn so?" rief ich ihm zu.

„Du hast doch gehört, daß ich Kopfschmerzen habe," erwiderte er zornig, ohne mich anzusehen. „Ich will bald zu Hause sein."

„Du bist übler Laune," sagte ich. „Dir ist etwas Unangenehmes begegnet."

„Mir? Wie so? Warum?"

„Ich weiß es," erwiderte ich fest. „Man hat sich auf dem Balle nicht umsonst Deinetwegen an mich gewendet."

Er blieb wie versteinert stehen. „An Dich? Meinetwegen? Was willst Du damit sagen?" fragte er mit bebender Stimme.

Und nun theilte ich ihm, während wir weiter schritten, das Gespräch mit dem Major mit. Um ihn für's Erste möglichst zu schonen, streifte ich den heikelsten Punkt, nämlich den Unwillen der Prinzessin, nur flüchtig und legte das Hauptgewicht auf den Fürsten und auf den Auftrag, den dieser seinem Adjutanten ertheilt hatte.

Aber der Erfolg war ein ganz anderer, als ich vorausgesetzt. Bei jedem Worte, das ich sprach, schien er freier und leichter aufzuathmen; sein Antlitz erhellte sich — und plötzlich rief er mit triumphirendem Lachen: „Also d a s ist es? D a s!"

Ich sah ihn verwundert an.

„Also deswegen," fuhr er fort, „hat sie mich heute wie absichtlich keines Blickes gewürdigt? Deßhalb hat sie in einemfort mit diesem jungen Laffen, dem Prinzen A... getanzt?! O lieber Freund, ich könnte Dich für Deine Mittheilung umarmen!" Und damit schritt er, sich froh in die Brust werfend, dahin.

„Aber lieber Freund, bedenke doch —" sagte ich ernst.

„Nein! Nein! Kein Wort mehr: ich weiß genug. Es kann sein, daß ich mich in letzter Zeit etwas unvorsichtig benommen; vielleicht hat sich die Prinzessin selbst unkluger Weise irgendwie verrathen — und nun, da man merkt, wie es steht, will man mich in's Bockshorn jagen. O, ich kenne das!"

Ich war äußerst unzufrieden mit mir und verwünschte es, daß ich so rücksichtsvoll vorgegangen. Ich hätte Alles geradezu heraussagen sollen; denn nun hatte ich ihn gewissermaßen selbst zu dieser irrigen Auffassung verleitet. Diesen Fehler suchte ich wieder gut zu machen, indem ich sagte: „Du bist im Irrthum und sollst daher rundweg erfahren, daß sich die Prinzessin bei ihrem Vater über Dein Vorgehen beschwert hat."

Er lachte laut auf. „Das ist die rechte Höhe! Verzeih, lieber Freund, Du bist in der That ein höchst naiver Mensch. Begreifst Du denn nicht, daß man jetzt vor Allem trachten muß, mich ihr gegenüber zu entmuthigen? Nein, nein, mein Theurer! Bemühe Dich nicht! Wie gesagt: ich weiß genug. Das Weitere wird meine Sache sein. Aber nun fühle ich das Bedürfniß, allein zu bleiben. Du wirst mich entschuldigen. Adieu! Schlaf' wohl!" Und er ließ mich an der Ecke der Singerstraße, wo wir eben angelangt waren, stehen und bewegte sich raschen Ganges mit stolz erhobenem Haupte dem Stephansplatze zu.

Ich ging langsam nach Hause. Je länger ich über das Vorgefallene nachdachte, desto mehr kam ich zur Einsicht, daß ich ein solches Ergebniß hätte erwarten können. Er war in seine fixen Ideen dermaßen verrannt, daß nur der allerunsanfteste Zusammenstoß mit der Wirklichkeit ihn zur Besinnung bringen konnte. Mochte dieser Zusammen-

stoß erfolgen! Ich hatte das Meinige gethan und Burda mußte sich die Folgen selbst zuschreiben, wenn er meine Ermahnungen in den Wind schlug. — —

* * *

Seitdem waren kaum zwei Tage verstrichen, als er, der mir inzwischen sichtlich ausgewichen war, nach flüchtigem Pochen an die Thür in mein Zimmer stürzte. „Nun, was sagst Du dazu?" rief er, indem er ein kleines bedrucktes Blättchen vor mich hin auf den Tisch schnellte. „Lies!"

Es war ein Zeitungsausschnitt, der ein Inserat enthielt. Es lautete:

„Tellheim.
Wir werden beobachtet. Aeußerste Vorsicht geboten. Hoffe und vertraue! Unveränderlich F."

„Nun," drängte er, „verstehst Du? Begreifst Du?"

„Was soll ich denn verstehen?" fragte ich, ihn zweifelhaft anblickend.

„Nun, so will ich Deiner Fassungskraft zu Hülfe kommen. Tellheim — damit bin ich gemeint. Wir werden beobachtet — geht Dir noch immer kein Licht auf? Aeußerste Vorsicht geboten — werde ich mir nicht zweimal sagen lassen. Hoffe und vertraue! Unveränderlich F. — Fanny. Du weißt doch, daß die Prinzessin Fanny heißt?"

„Also Du glaubst . . .?" rief ich, außer mir vor Erstaunen über diese neue Phase seines Wahnes. „Aus welcher Zeitung ist das?"

„Aus dem Fremdenblatt." Dieses Journal wurde

damals in den weitesten Kreisen gelesen und war so ziemlich das Erste, das sich mit derlei Einrückungen befaßte.

„Du setzest wirklich voraus, daß die Prinzessin sich an das Ankündigungs-Bureau des Fremdenblattes —“

„Warum nicht?“ unterbrach er mich rauh. „Es giebt doch vertraute Zofen, die man mit derlei beauftragen kann.“

„Je nun — in Romanen. Aber selbst angenommen, daß man sich einer solchen Vermittlerin bedient, so wäre es doch weit einfacher — und auch weit besser gewesen, wenn man Dir geschrieben hätte.“

Er stutzte. „Vielleicht,“ erwiderte er verwirrt. „Und sie würde mir auch gewiß geschrieben haben,“ setzte er, froh eine Ausflucht vor sich selbst zu finden, rasch hinzu, „wenn sie meinen Namen wüßte.“

„An Deiner Stelle würde ich es sehr sonderbar finden, daß dies noch nicht der Fall ist. Es wäre doch sehr leicht gewesen, Deinen Namen zu erfahren.“

„Allerdings,“ bekräftigte er, ärgerlich darüber, daß ich ihn in diese Klemme gebracht. Aber schon zeigte er sich von einer plötzlichen Eingebung erleuchtet. „Und man wird ihn auch wissen. Aber Geschriebenes bleibt nun einmal Geschriebenes und kann sich unter Umständen zu einem gefährlichen, weil verrätherischen Documente gestalten, während ein solches Inserat immer und ewig nur dem Eingeweihten verständlich bleibt. Ich sehe übrigens,“ fuhr er mit zusammengezogenen Brauen kühl und gemessen fort, „daß Du Dich, um mir nicht zustimmen zu müssen, gewaltsam gegen diese sprechende Thatsache verstockst. Ich finde dies, nachdem Dich der Major in's Vertrauen gezogen, auch sehr begreiflich. Du kannst übrigens in dieser Hinsicht vollkommen beruhigt sein. Denn insoweit kennst

Du mich wohl, daß ich der Mann bin, der nunmehr, nach Allem, was da vorgefallen, die äußerste Zurückhaltung beobachten wird. Daher auch diese ganze Angelegenheit zwischen uns Beiden von heute an nicht mehr zur Sprache kommen soll." Er verbeugte sich sehr förmlich und ging aus dem Zimmer.

Mochte er gehen! Wenn er nunmehr vollkommene Zurückhaltung bewahrte, so war dies gut für ihn, erwünscht für Diejenigen, die seinen Kundgebungen ausgesetzt gewesen. Der Zweck meiner Mission war erfüllt. Im Uebrigen konnte die Sache auf sich beruhen.

V.

Seit jenem Tage war zwischen mir und Burda eine Entfremdung eingetreten; wir trafen nur bei unvermeidlichen Anlässen zusammen und sprachen dann über gleichgültige Dinge. Dazu kam noch, daß ich zu einer dienstlichen Verwendung bestimmt wurde, die mich eine Zeit lang von Wien ferne hielt, und so war bereits der Frühling im Anzug, als ich wieder dorthin zurückkehrte.

Nicht ohne Unbehagen hatte ich meinem ersten Zusammentreffen mit Burda entgegen gesehen, und war daher nicht wenig erstaunt, als er mich bei dem Besuche, den ich ihm doch abstatten mußte, sehr herzlich empfing.

„Lieber Freund," sagte er mit einer gewissen Wehmuth, indem er die Arme ausbreitete, „ich freue mich unendlich, Dich wieder zu sehen. Offen gestanden: ich habe mich während Deiner Abwesenheit sehr vereinsamt gefühlt. Allerdings," fuhr er leicht erröthend fort, „durch eigene

Schuld. Wir hätten ja wenigstens in brieflichem Verkehr bleiben können, wenn ich nicht damals durch mein schroffes Benehmen — — Nun, Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen, und ich kann Dich nur bitten, zu vergeben und zu vergessen."

Ich versicherte, daß dies längst der Fall sei.

„Ich weiß, ich weiß, Du bist ein guter, vortrefflicher Mensch — der Einzige, dem ich mich anvertrauen konnte — und noch anvertrauen kann. Daher habe ich auch Dein Eintreffen mit Sehnsucht erwartet. Denn Du bist jetzt in der Lage, mir einen außerordentlichen Freundschaftsdienst zu erweisen. Ich habe nämlich," fuhr er etwas kleinlaut fort, „die Dame, die ich Dir ja nicht erst zu nennen brauche, schon lange — schon sehr lange nicht mehr gesehen. Du kannst Dir meine Bestürzung vorstellen, als sie aufhörte, im Theater zu erscheinen. Da sich aber endlich auch ihre Schwestern nicht mehr in der Loge zeigten, so schloß ich auf irgend einen besonderen Umstand — und hatte auch das Richtige getroffen. Denn wie ich durch einen günstigen Zufall — nachzuforschen wagte ich ja nicht — in Erfahrung gebracht, waren im fürstlichen Hause die Masern ausgebrochen, an welchen sämmtliche Töchter darnieder lagen. Nun aber sind die beiden Aelteren längst wieder gesund und man erblickt sie nach wie vor im Theater — nur die Jüngste bleibt unsichtbar. Meine Besorgniß ist also umsomehr zum Aeußersten gediehen, als ich bei der Vorsicht, die mir, wie Du weißt, zur Pflicht gemacht wurde, für meine Person keinerlei Erkundigungen einziehen kann. Du aber hast hier in bürgerlichen Kreisen Freunde, Verwandte und Bekannte und es dürfte nicht auffallen, wenn Einer derselben beim Portier Nachfrage hielte."

Da dies leicht zu bewerkstelligen war, so sagte ich zu und konnte ihm auch schon binnen Kurzem mittheilen, daß die Prinzessin noch immer an einem Folgeübel der Masern leide, aber baldiger Genesung entgegensehe; eine Nachricht, welche Burda mit melancholischer Freude aufnahm.

Inzwischen war es wirklich Frühling geworden. Die Bäume auf dem Glacis hatten Knospen und Blätter getrieben, der Rasen schimmerte in zartem Grün, und die Feierlichkeiten, welche zu jener Zeit anläßlich der kaiserlichen Vermählung stattfanden, waren von herrlichstem Wetter begünstigt. Aber nebenher war auch die orientalische Frage wieder einmal eine brennende geworden, und schon hatten sich die diplomatischen Fäden jener europäischen Verwickelungen angesponnen, welche später mit dem Krimfeldzuge und durch die Einnahme von Sebastopol einen vorläufigen Abschluß finden sollten. Auch Oesterreich mußte inmitten der allgemeinen Rüstungen Stellung nehmen und schob Observationstruppen an die nördlichen und südöstlichen Grenzen des Reiches vor. In Folge dessen wurden einige Regimenter auf den Kriegsstand gesetzt, so auch unseres, indem es gleichzeitig Marschbereitschaft erhielt, um, wie der Befehl lautete, vorläufig in Böhmen Standquartiere zu nehmen.

Diese kriegerischen Aussichten wurden von den Offizieren mit begeistertem Jubel begrüßt, und auch Burda würde mit eingestimmt haben, wenn ihn nebstbei nicht der Gedanke betrübt und gequält hätte, daß er jetzt die Prinzessin kaum mehr würde sehen können — und daß er sie, wie er sich ausdrückte, in einer doppelt ungewissen und schmerzlichen Lage zurücklasse.

Der Tag des Abmarsches kam heran. Am Abend

vorher bat mich Burda, noch einmal mit ihm in's Burgtheater zu gehen. „Du wirst sehen," sagte er, „sie kommt heute. Etwas in meinem Inneren deutet darauf hin. Sie wird unter allen Umständen erfahren haben, daß das Regiment morgen marschirt — und wird das Möglichste daran setzen, mir wenigstens einen Scheideblick spenden zu können."

Ich hatte mich schon gewöhnt, auf derlei Reden kein Gewicht mehr zu legen. Ich bestärkte ihn weder in seinen Voraussetzungen, noch entmuthigte ich ihn; ich hörte mit einem gewissen theilnahmsvollen Schweigen zu, das er sich auslegen mochte, wie er wollte. Uebrigens hatte er selbst seine frühere Empfindlichkeit und Reizbarkeit verloren; er war weich und hingebend geworden. Es war ihm offenbar nur mehr darum zu thun, Jemanden zu haben, dem er seine Gedanken und Gefühle aussprechen konnte, unbekümmert, ob man zustimmte oder nicht.

Es wurden drei kleine Stücke gegeben. Während des ersten blieb die Loge leer; bei Beginn des zweiten aber — ich traute kaum meinen Augen — erschien wirklich die Prinzessin. Und zwar ganz schwarz gekleidet — und allein. Das heißt, so gut wie allein. Denn die Dame, welche neben ihr Platz nahm, war ohne Zweifel ein Gesellschaftsfräulein oder Ähnliches.

Burda stieß mich leicht an; denn sagen konnte er nichts in dem Gedränge, das uns umgab.

Ich blickte nach der Prinzessin. Sie sah auffallend bleich und angegriffen aus. In der Hand hielt sie einen kleinen Veilchenstrauß, welchen sie von Zeit zu Zeit, den Duft einathmend, nahe vor das Antlitz brachte.

Nachdem das Stück zu Ende gegangen war, erhob sie

sich mit allen Zeichen der Ermüdung und verschwand sammt ihrer Begleiterin.

Da jetzt in der Zwischenpause um uns her einige Bewegung entstand, flüsterte mir Burda zu: „Ich glaube, man ist fort. Wir wollen noch den Beginn des letzten Stückes abwarten, dann gehen wir auch."

Wir schoben uns, um später keine Störung zu verursachen, näher dem Ausgange zu, und da die Loge wirklich leer blieb, entfernten wir uns schon nach den ersten Scenen, die nun auf der Bühne folgten.

Nachdem wir unsere Mäntel genommen hatten, blieb Burda im leeren Foyer stehen. „Nun, habe ich richtig geahnt?"

Ich wußte nicht, was ich erwidern sollte.

„Man sah, wie leidend sie noch immer ist," fuhr er fort. „Welche Ueberwindung muß es ihr gekostet haben, das Theater zu besuchen. Und was sagst Du dazu, daß sie in Trauer erschienen ist?"

„Das kann ein Zufall sein," sagte ich, fast zornig gegen eine Annahme kämpfend, die, ich muß es gestehen unwillkürlich in mir selbst aufgetaucht war. „Vielleicht ein entfernter Todesfall in der Familie — oder eine Hoftrauer, deren Ansage uns nicht mehr zugekommen ist."

„Möglich," warf er leicht hin, meiner Meinung sorgfältig ausweichend. „Aber was ist das?" fuhr er fort, indem er mit der Hand seine linke Brustseite betastete. Dann knöpfte er rasch seinen Mantel auf und zog aus der inwendig angebrachten Tasche einen Veilchenstrauß hervor, den er anfänglich selbst mit ungläubiger Ueberraschung betrachtete. Endlich aber richtete er sich hoch empor und sagte, indem er mir die Blumen entgegenhielt, sehr ernst:

„Lieber Freund, ich rede jetzt nichts mehr. Du hast, dessen bin ich sicher, diese Veilchen in der Hand der Prinzessin gesehen — und nun finde ich sie in meiner Brusttasche. Leb' wohl! Ich darf Dich nicht länger Deinen Angehörigen, von welchen Du wohl noch Abschied wirst nehmen wollen, entziehen und danke Dir für Deine Begleitung.“ Damit reichte er mir die Hand und ging.

Ich war betroffen und verwirrt. Sollten diese Veilchen wirklich . . .? Doch nein! Es war ein Strauß wie jeder andere von den vielen hunderten, welche um diese Jahreszeit an allen Straßenecken feilgeboten wurden. Mußte es also gerade derjenige sein, den die Prinzessin . . . .

Dem will ich auf den Grund kommen, sagte ich zu mir selbst und kehrte nach einigen Schritten, die ich schon auf die Straße hinaus gethan, wieder um, um mich in die Garderobe zu begeben. Der eine von den beiden Wärtern, ein schmächtiges, grauhaariges Männchen, das gewöhnlich die Offiziere zu bedienen pflegte, war eben auf seinem Stuhl sanft eingenickt. Bei meinem Erscheinen fuhr er empor.

Ich trat vertraulich auf ihn zu und fragte:

„Erinnern Sie sich des Offiziers, der gerade vorhin mit mir wegging?“

Der Alte sah mich immer noch etwas schlaftrunken an; dann rief er: „O gewiß! Wie sollt' ich nicht? Der große Herr Lieutenant, den kenn' ich sehr gut.“

Ich hatte dies erwartet. Denn Burda, wenn auch im Allgemeinen sehr haushälterisch, liebte es doch, sich solchen Leuten gegenüber äußerst freigebig zu erweisen.

„Nun also, dann können Sie mir vielleicht auch sagen, auf welche Art ein Veilchenbouquet in die Manteltasche des Herrn Lieutenants gekommen ist?“

„Veilchenbouquet? In die Tasche des Herrn Lieutenants!?" rief der Alte und schlug fast die Hände über den Kopf zusammen. Dann wühlte er verzweifelt in den Militärmänteln, welche dicht übereinander an der Wand des schmalen Raumes hingen. „Richtig! Richtig!" stöhnte er; „da hab' ich eine schöne Confusion gemacht!"

„Wieso?"

„Nun sehen Sie: das Bouquet war von einer Dame im zweiten Parterre — nicht mehr jung — aber interessant, sehr interessant. Sie hatte mich gebeten, es einem Hauptmann vom Regiment Alexander — Sie kennen ihn vielleicht — den mit dem ungeheuren Schnurrbart — in die Tasche zu praktiziren. Nun hat der auch solche Aufschläge — wenn auch mehr orangegelb — aber so bei Nacht — und der Mantel des Herrn Lieutenants hing gleich neben dem seinen — und da — —" er vollendete nicht und machte nur bezeichnende Geberden des Verwechselns.

„Nun, nun," sagte ich, „nehmen Sie die Sache nicht so tragisch. Es braucht ja weder der Hauptmann, noch die interessante Dame davon zu erfahren. Und sollte man Sie wirklich zur Rede stellen, so können Sie Ihr Versehen ruhig eingestehen; es war ja kein Verbrechen. Nehmen Sie dies zu einstweiligem Trost."

Er empfing das Gereichte mit einem devoten Knix, zeigte aber nichts desto weniger immer noch große Unruhe.

Das also war herausgebracht. Aber wie stand es mit der schwarzen Kleidung? Gewiß ebenso, wie damals mit der gelben Toilette, die man offenbar ganz zufällig gewählt, da man sich, in der Absicht, nach dem Theater mit dem Fürsten eine Gesellschaft zu besuchen, anders gekleidet hatte, als die Schwestern. So dachte ich, als ich

mich wieder auf der Straße befand. Da durchzuckte es mich. Die Prinzessin hatte das Burgtheater besucht — wie nun, wenn die beiden Anderen sich in der Oper befänden, wo eben italienische Stagione war und die Medori ihre Triumphe feierte? Da müßte sich zeigen, was es mit der Trauer auf sich habe!

Es war noch nicht allzu spät, und so eilte ich in das andere Theater hinüber. Man gab Verdi's Ernani. Das Haus war überfüllt; die Thüren des Parterres standen zu beiden Seiten offen, um auf dem Gange für Diejenigen Raum zu schaffen, welche, um wenigstens zu hören, auf das Sehen verzichteten. Ich versuchte mich durchzudrängen, unbekümmert darum, daß meine Rücksichtslosigkeit Zeichen der Mißbilligung hervorrief. Indeß konnte ich nicht weit gelangen. Die Bühne, sowie die rechte Seite des Theaters blieben mir durchaus verschlossen, nur die linke konnte ich ins Auge fassen. Dort aber, in einer kleinen Prosceniums-Loge, saßen auch die zwei Prinzessinnen in Gesellschaft jener älteren Dame, die mit ihnen auf dem Hofballe gewesen — und zwar alle schwarz gekleidet. Meine Vermuthung hatte mich also nicht getäuscht: eine Familientrauer, wenn auch um kein nahes Mitglied, sonst würde man wohl das Theater gar nicht besucht haben. Ich war zufrieden gestellt und entfernte mich, ohne auf den Todesgesang Ernani's zu achten, der jetzt hinter meinem Rücken stürmischen Applaus entfesselte.

Also auch hierüber befand ich mich nun im Klaren und dachte nur noch, während ich meines Weges ging, darüber nach, was die Prinzessin ins Burgtheater geführt haben mochte? Ganz einfach der Umstand, daß für sie in jener Prosceniums-Loge kein Platz gewesen. Oder noch

wahrscheinlicher: sie wollte nach längerer Krankheit zum ersten Mal wieder das Theater besuchen, und hatte ein kleines, heiteres Stück, das sie vielleicht besonders gerne sah, einer lärmenden Oper vorgezogen. Der letzte Faden von Burda's Hirngespinnst zerflatterte. Und dennoch konnte ich diesmal nicht über ihn lächeln. Vielmehr überkam mich eine tief ernste, fast traurige Stimmung. Mußte ich mir doch sagen, daß von seinem Standpunkt aus betrachtet, in allen diesen Zufällen ein Schein der Absichtlichkeit lag; ich selbst war ja einen Augenblick wieder an meinen Ueberzeugungen irre geworden. Es sah fast aus, als hätte sich das Schicksal vorgesetzt, mit ihm ein grausames Spiel zu treiben. — —

Am folgenden Tage, Morgens acht Uhr, marschirten wir ab. Als wir die Franzensbrücke überschritten hatten und uns dem Bahnhofe näherten, stauten sich am Ende der Jägerzeile einige Wagen, von der vorüberziehenden Truppe aufgehalten. Jetzt rollte auch ein Fiaker heran, der rasch seine Pferde zum Stehen brachte. So viel man bemerken konnte — auf einer Seite war der Vorhang zur Hälfte herabgelassen — saß in dem eleganten Coupé eine dunkel gekleidete Dame. Ich sah, wie Burda, der nicht weit vor mir in den Reihen dahin schritt, plötzlich zusammen zuckte, dann gegen alle Vorschrift heraus trat und sich nach dem Fiaker umwendete. Wie? Sollte er am Ende glauben, daß die Prinzessin hieher gefahren kam, um ihn noch einmal zu sehen? Gewiß, das war seine Meinung. Immerhin! Mochte er sich noch an dieser Täuschung erfreuen: es ist ohnehin die letzte. Aber es war anders beschlossen.

VI.

Das Regiment hatte die Cantonirungs-Stationen in Böhmen bezogen. Der Stab befand sich mit einem Bataillon in einer ansehnlichen Kreisstadt, alles übrige war in größeren oder kleineren Ortschaften vertheilt. Die Compagnie, bei welcher Burda — der mittlerweile zum Oberlieutenant vorgerückt war — und ich standen, hatte einen Marktflecken in der Nähe einer Bahnstation zugewiesen erhalten. Die Gegend war nicht ohne Anmuth. Wohlbebaute Felder, saftige Wiesen wechselten mit sanften, schön bewaldeten Höhen ab. Auch war ein großes, gut gehaltenes Wirthshaus vorhanden, wo wir beide — den Hauptmann hatte der Bürgermeister in Quartier genommen — ein ganz behagliches Unterkommen fanden. Am äußersten Ende des Fleckens führte, nach der Seite abzweigend, eine stattliche Lindenallee zu einem kleinen Schlosse empor, das ganz wie ein mittelalterliches Kastell aussah. Die Ringmauer und der runde, aus mächtigen Quadern aufgeführte Thurm, der in einer weiten Plattform endigte, stammten gewiß aus jener Zeit und waren mit sichtlicher Sorgfalt wohl erhalten worden; auch alles später hinzu Gebaute zeigte sich den Resten der Vergangenheit möglichst angepaßt. Dieses Schloß gehörte der reich begüterten gräflichen Familie M . . . und wurde früher nur bei herbstlichen Jagdausflügen benützt; jetzt aber war es von einem jungen Paare bewohnt. Ein jüngerer Sohn des Hauses hatte sich nämlich im Laufe des Winters vermählt und es einer Hochzeitsreise vorgezogen, mit seiner Gattin die Honigmonde in dieser ländlichen Zurückgezogenheit zu verbringen. Man erzählte allerlei von dem abgeschlossenen, menschen-

scheuen Leben der Neuvermählten. In der ersten Zeit habe man sie gar nicht zu Gesicht bekommen; erst jetzt, da besseres Wetter eingetreten, könne man sie hin und wieder zu Pferd oder zu Wagen sehen, jedoch immer vereint, wie unzertrennlich, und es wurde sogar behauptet, daß die junge Gräfin, amazonenhaft geschürzt, ihren Gatten auf jedem seiner Bürschgänge begleite. An uns selbst waren die Beiden, als eben eine Compagnie-Uebung stattfand, in einem leichten Jagdwagen, der mit vier kleinen, von der Gräfin selbst gelenkten Schecken bespannt war, vorüber gefahren. Burda hatte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung hingeworfen, daß es eigentlich der Anstand fordere, im Schlosse eine Visite abzustatten — und zwar in corpore. Unser Hauptmann aber, eine etwas derbe Natur, hatte darauf erwidert: das würde so aussehen, als wolle man sich aufdrängen. Man dürfe sich um diese Aristokraten nicht eher kümmern, als bis sie selbst von den kaiserlichen Offizieren, die wir seien, Notiz genommen.

Auf Burda jedoch übte das Schloß immer stärkere Anziehungskraft aus. Er umschritt es bei jedem unserer gemeinsamen Spaziergänge in immer engeren Kreisen und liebte es, von einer nahen Anhöhe herab auf die geheimnißvollen Baumwipfel des Parkes zu blicken, der sich, nicht allzu ausgedehnt, dem Walde entgegenzog.

„Ach!“ rief er eines Abends, als eben die Sonne versank und ihr letztes Gold am Horizont aufflammen ließ, „ach, welch ein Glück, mit der Königin seines Herzens in so stolzer Abgeschiedenheit hausen zu können!“ Dann nach einer Pause und mit dem Arme einen Kreis in der Luft beschreibend: „Wer weiß, ob nicht einer meiner Vorfahren einst über diesen Boden geherrscht hat? Aber was nützt

es mir?“ schloß er achselzuckend mit einem leichten Seufzer.

Ein Schweigen trat ein.

„Aber weißt Du,“ sagte er plötzlich, indem er wieder das Schloß ins Auge faßte, „daß eines Tages die Prinzessin hieher kommen könnte?“

Ich sah ihn so überrascht an, daß es ihn, wäre er noch der frühere gewesen, tief würde verletzt haben. Aber nun achtete er kaum darauf und fuhr gewissermaßen im Selbstgespräch fort: „Wenn ich nicht irre, so sind die M . . . mit den L . . . irgendwie verschwägert. Und da wäre es denn auch — sobald man meinen Aufenthaltsort erfahren hat — nicht allzu schwer, einen Besuch ins Werk zu setzen. Jedenfalls leichter, als damals allein in der Loge zu erscheinen — und sich Morgens darauf an der Nordbahn zu zeigen.

Ich hatte mich inzwischen gefaßt und erinnert, daß ich über nichts mehr zu staunen habe.

„Je nun,“ sagte ich, „es ist immerhin möglich.“

Am folgenden Nachmittag saßen wir auf der Bank vor dem Wirthshause, rauchten unsere Tschibuke und blickten dabei, ziemlich gelangweilt, auf eine große, teichähnliche Pfütze, die sich auf dem Marktplatze ausbreitete, und an deren Rande sich eine Schaar schneeweißer Gänse ruhig sonnte.

Plötzlich vernahm man das Geräusch nahender Wagen und bald darauf kamen zwei Gefährte in Sicht. In dem ersten, einem geräumigen Landauer, saß das gräfliche Paar tief zurückgelehnt, während die leichte Kalesche, die knapp dahinter fuhr, sich leer zeigte. Man jagte so rasch vorbei, daß das harmlose Geflügel, wild aufgescheucht, mit lautem Kreischen und Schnattern in die Pfütze hinein flüchtete.

„Da wird Jemand von der Bahn geholt,“ sagte Burda, seine Uhr hervorziehend. „Es ist jetzt halb drei, in einer Viertelstunde kommt der Zug. Ich bin neugierig, wer da eintreffen wird.“

Wir blieben sitzen. Nach einer Weile vernahmen wir den fernen Signalpfiff, das Näherbrausen des Zuges — und es dauerte nicht lange, so kamen die beiden Wagen wieder zurückgefahren. Neben der Gräfin saß jetzt eine junge Dame, in welcher, obgleich sie das Antlitz mit einem blauen Reiseschleier verhüllt hatte, sofort die Prinzessin zu erkennen war. Der Graf nahm mit einer anderen Dame — derjenigen, welche damals mit in der Loge erschienen war — den Vordersitz ein. In der Kalesche hatte eine hübsche Zofe Platz genommen, die, von Koffern und Schachteln umgeben, mit lebhaften Augen ziemlich herausfordernd um sich blickte.

Burda hatte den ausgebrannten Tschibuk sinken lassen. Jetzt erhob er sich und ging, ohne ein Wort zu sagen, in sein Zimmer hinauf. Ich war darüber sehr froh, denn daß die Prinzessin nun in der That erschienen, hatte mich derart aus der Fassung gebracht, daß ich in Verlegenheit gewesen wäre, irgend eine Meinung zu äußern.

Das ist denn doch höchst merkwürdig! sagte ich zu mir selbst, als ich jetzt allein war und mich anschickte, einer mir obliegenden dienstlichen Verrichtung nachzukommen. Dabei ging mir dieser neue Zufall — denn was Anderes konnte es sein? — beständig im Kopfe herum. Die Sache bekam nunmehr, ganz objectiv betrachtet, ein eigenthümliches Interesse, und ich war neugierig, was aus dieser unvermutheten Complication entstehen würde.

Als ich später wieder dem Wirthshause zuschritt, sah

ich, wie eben ein wohlgenährter Lakai mit glatt rasirtem Doppelkinn und einer leichten Mütze auf dem Kopf sich demselben näherte. Er kam offenbar aus dem Schlosse und trat jetzt in die Schankstube, deren Fenster offen standen, so daß ich vernehmen konnte, wie er von einigen Gästen, die drinnen beim Bier saßen, laut begrüßt wurde.

„Ah, Herr Georg!" rief Einer. „Lassen Sie sich auch wieder einmal sehen!"

Ich konnte nicht verstehen, was der also Empfangene erwiderte. Ich vernahm eigentlich nur ein hastiges Schlucken und Gurgeln, dann wurde ein Glas auf den Schenktisch gestoßen.

„Sie haben ja Besuch bekommen!" hieß es weiter.

Nunmehr hörte ich, wie der Lakai sagte: „Freilich. Die Prinzessin L . . ., die beste Freundin unserer Gräfin. Schon vor sechs Wochen hätte sie kommen sollen, um dann später mit uns nach Italien zu reisen. Statt dessen ist sie krank geworden. Wer weiß, ob jetzt noch etwas aus der Reise wird. Ein Glück wär's, denn es ist nicht mehr auszuhalten in dem Nest!"

Nach diesem, für die Eingeborenen nicht sehr schmeichelhaften Ausspruch stürzte er, wie ich, ein wenig durchs Fenster blickend, bemerken konnte, ein zweites Glas hinunter und suchte nach kleiner Münze, um seine Zeche zu bezahlen.

„Sie wollen schon wieder fort!?"

„Ich muß zur Bahn laufen und telegraphiren lassen. Es ist eine Schachtel im Coupé vergessen worden. So geht's, wenn man keine männliche Dienerschaft mitnimmt!"

Und ohne Gruß eilte er hinaus.

So also standen die Dinge. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, welche Genugthuung Burda beim Anblick der

Prinzessin mußte empfunden haben, welche Hoffnungen und Erwartungen er nunmehr an ihren hiesigen Aufenthalt knüpfte . . .

Aber diese Hoffnungen und Erwartungen, die der Zufall wach gerufen, sollten von diesem selbst sofort wieder vernichtet werden. Denn die unentschiedene, rathlose Haltung, welche die Regierung den fortschreitenden Ereignissen gegenüber noch immer bekundete, hatte einen beständigen Wechsel der militärischen Dispositionen zur Folge — und so bekam auch unser Regiment noch am selben Abend den Befehl: die Standquartiere sofort zu verlassen und nach Prag in Garnison abzurücken.

Burda, nachdem er diese Neuigkeit vernommen, lachte bitter auf.

„Fatales Geschick!“ rief er aus. „Jetzt, nachdem die Prinzessin auch diesen Effort unternommen — jetzt muß — — es ist wirklich unglaublich! Wie würde sich jetzt Alles entwickelt haben! Wir hätten Einladungen nach dem Schlosse erhalten, sei es nun zu einer Jagd, zu einem Diner — oder was weiß ich! — Uebrigens,“ setzte er nach einigem Nachsinnen hinzu, „Prag ist so übel nicht — und der Verlust nicht allzu groß; denn ich bin überzeugt, daß auch *sie* in einiger Zeit dort erscheinen wird.“

Dieser Behauptung zeigte ich mich doch noch nicht gewachsen; es war mir, als befände ich mich einem Wahnsinnigen gegenüber.

Er bemerkte nicht, wie ich zusammenzuckte und fuhr fort: „Prag ist der Sitz des ganzen böhmischen Adels. Man macht also eben wieder irgend einen Besuch. Ueberdies wird es mir jetzt immer deutlicher, daß die Prinzessin, bereits in Kenntniß von der Angelegenheit ist, welche ich

wie Du weißt, verfolge; sie würde sonst nicht so geradeaus vorgehen."

Nach diesen Worten rief er seinen Burschen und befahl ihm, zu packen, welches Geschäft er mit verschränkten Armen gebieterisch überwachte.

Es war ein heller, thaufrischer Maimorgen, als wir abzogen und Burda einen letzten Blick nach den Fenstern des Schlosses empor sendete, wo noch Alles in tiefem Schlafe zu liegen schien.

VII.

Prag war zu jener Zeit ein sehr angenehmer Aufenthaltsort. Die nationalen Sonderbestrebungen waren noch nicht zu ausgesprochenen Conflicten gediehen; sie gährten und zuckten, dem unbefangenen Blicke verborgen, noch unter der Oberfläche, und wenn auch die Stadt, in Folge des slavischen Grundelementes ihrer Bevölkerung keine deutsche genannt werden konnte, so war sie doch im besten Sinne des Wortes international. Zwischen Wien und Dresden die Mitte haltend, wurde sie, zumal im Sommer, wo ein großer Zug nach den böhmischen Bädern stattfand, ob ihrer prachtvollen Lage und ihrer alten Baudenkmale von vielen Fremden besucht, wozu gute Hotels, ein sehr annehmbares Theater und sonstige Ressourcen wesentlich beitrugen. Kurz, man konnte in Prag wie in einer Großstadt leben, und doch waren alle Bedingungen einfacher und weniger kostspielig als anderswo.

Dieser Umstand kam Burda bei unserem Eintreffen sehr zu statten. Mit großer Befriedigung hatte er ver-

nommen, daß die Offiziere nicht in der Kaserne untergebracht würden, daher es seine erste Sorge war, eine passende Wohnung zu suchen, die er auch bald gefunden hatte und welche er nunmehr allein bezog. Denn, sagte er zu mir, es ist jetzt vor Allem geboten, ein anständiges „Home“ zu besitzen. Es könne sich Mancherlei ereignen und jedenfalls müsse er, wie die Dinge nun stünden, gewärtig sein, daß eines Tages irgend ein vertrauter Sendbote eintreffe, welchem gegenüber man sich in jeder Hinsicht „comme il faut“ zu erweisen habe. So trat er denn auch sofort mit einem Möbelverleiher in Verbindung, der ihn mit allem Nöthigen versorgte; außerdem ließ er für seinen Burschen eine Livree anfertigen, welche der eines Leibjägers gleich kam.

Sich derart einrichtend, widerstrebte es ihm auch, seine Mahlzeiten in einer jener unscheinbaren Gastwirthschaften einzunehmen, auf welche wir Anderen mehr oder minder angewiesen waren, und zog es vor, zwischen fünf und sechs Uhr im „Englischen Hof“ zu diniren, was er sich insofern schon erlauben konnte, als er sodann auf ein Abendessen verzichtete. Dabei zog er sich mehr und mehr vom kameradschaftlichen Verkehre zurück, was zwar anfangs nicht besonders auffiel, da man von seiner Seite ein gewisses Sich-Abschließen seit jeher gewohnt war. Nach und nach aber wurde man stutzig und fühlte sich umsomehr befremdet, als Burda nebstbei ein sehr hochmüthiges Benehmen zu entfalten begann, was früher nicht seine Art war. Mich selbst behandelte er jetzt mit einer gewissen Herablassung, und ich empfand, daß er mich wie jeden Anderen würde übersehen haben, wenn es ihm nicht ein Bedürfniß gewesen wäre, mich bei seinem Ideengange an der Seite zu be-

halten. Auch brauchte er Jemanden, der für ihn, wenn er dienstlich verhindert war, ins Theater ging, um nachzusehen, ob die Prinzessin, deren Eintreffen er von Tag zu Tag erwartete, nicht in einer Loge auftauche.

Diese unerschütterliche Erwartung erfüllte sich selbstverständlich nicht; dafür aber geschah es, daß eine hochgestellte militärische Persönlichkeit, der General-Adjutant des Kaisers, in Prag eintraf und daselbst einen Tag verweilte. Es fügte sich, daß wir ihm, ohne noch von seiner Ankunft zu wissen, vor dem Hotel, in welchem er abgestiegen war, begegneten, wobei er unseren militärischen Gruß freundlichst erwiderte.

„Das war Graf G . . .!" sagte Burda, als wir den General hinter uns hatten, ganz aufgeregt. „Was ihn wohl hieher geführt haben mag?"

„Wer kann das wissen. Vielleicht geht er nach Karlsbad; er leidet ja bekanntlich an der Leber."

„Möglich. Aber hast Du bemerkt, wie eindringlich er mich ins Auge gefaßt hat?"

„Das habe ich nicht wahrgenommen."

„Aber ich," sagte Burda kurz und verabschiedete sich, da wir eben bei der Gasse angelangt waren, in der er wohnte.

Am Abend besuchte der General-Adjutant das Theater, wo wir ihn mit dem Landes-Commandirenden in dessen Loge sitzen sahen. Man gab die Oper Martha, die der Graf wohl oft genug gehört haben mochte. Er schenkte auch der Vorstellung nur wenig Aufmerksamkeit, sprach eifrig mit dem Commandirenden und blickte dabei manchmal durch das Opernglas nach den Offizieren im Par-

terre; eine Art von Musterung, welche durchaus in der Natur der Sache lag.

Beim Nachhausegehen sagte Burda: „Gieb Acht, es scheint etwas im Zuge zu sein. Er ist offenbar nicht ohne besondere Absicht nach Prag gekommen. Und daß man Martha gegeben hat, ist ebenfalls sehr bezeichnend.“

„Wieso?“ fragte ich.

„Denke nur ein wenig über das Sujet nach und Du wirst dahinter gelangen.“

Nun ließ sich, wenn man auf die Hirngespinste Burda's einging, allerdings eine gewisse Aehnlichkeit seiner Lage mit der Lionels herausfinden — daß er aber in der Vorführung der Oper geheimnißvolle Absichtlichkeit vermuthete, machte mir den beklemmendsten Eindruck: ich begann ernstlich für seinen Verstand zu fürchten. Dabei befand ich mich in der rathlosen Lage eines Menschen, der einen Zweiten auf dem besten Wege sieht, irrsinnig zu werden, und doch Niemand davon in Kenntniß setzen darf. Denn wie hätte ich den Seelenzustand Burda's sammt allen Einzelheiten, die ihn hervorgerufen, ohne die zwingendste Nothwendigkeit preisgeben können? Ich überlegte schon, ob ich nicht diesen Anlaß benützen und ihm eindringliche Vorstellungen machen sollte, aber wir waren bereits in der Nähe seiner Wohnung angelangt und so trennten wir uns schweigend.

Zwei Wochen waren seitdem vergangen, als eines Tages mittelst Regimentsbefehls verlautbart wurde: Seine Majestät habe mit allerhöchster Entschließung die Errichtung eines Adjutantencorps angeordnet. Dies war dahin zu verstehen, daß sämmtliche Offiziere, welche bei hohen Persönlichkeiten oder bei Generalaten in Verwendung standen, einen Körper für sich zu bilden haben und eine be-

sondere Adjustirung erhalten sollten. Am Schlusse erging eine Aufforderung, sich zu melden, an Diejenigen, welche, bei nachzuweisender Befähigung, die Absicht hätten, in dieses Corps zu treten.

„Nun?“ fragte Burda, mit welchem ich im Compagnie-Dienstzimmer gemeinschaftlich den Befehl gelesen hatte.

„Das kümmert mich wenig,“ erwiderte ich. „Denn ich habe durchaus nicht die Absicht, mich zum Eintritt zu melden. Auch bin ich nicht in der Lage, mir ein Pferd zu halten.“

„Darum handelt es sich nicht,“ entgegnete er scharf. „Ich frage Dich, ob Dir nun klar ist, weßhalb der General-Adjutant hier erschienen ist?“

Ich sah ihn an.

„Er ist gekommen,“ fuhr er im Tone vollster Ueberzeugung fort, „um Erkundigungen über meine Person einzuziehen, mich in Augenschein zu nehmen — und dann zu veranlassen, was nunmehr erfolgt ist. Man hat offenbar die Absicht, mich in unauffälliger Weise nach Wien und in die nächste Nähe hoher oder höchster Persönlichkeiten zu bringen.“

„Wie?“ rief ich aus. „Du glaubst, daß man Deiner Person wegen ein eigenes Corps ins Leben gerufen habe —“

„Nun, wenn auch nicht gerade das,“ erwiderte er, zum Glück noch das Ungeheuerliche seiner Voraussetzung fühlend, „aber die Aufforderung wurde ganz gewiß mit Hinsicht auf mich erlassen.“

„Wozu hätte es einer solchen bedurft? Man könnte Dich ja ohne Weiteres sofort an eine solche Stelle berufen!“

„Allerdings. Aber ich habe Dir schon gesagt, daß

man jeden in die Augen fallenden Schritt vermeiden will; was auch der einzige Grund ist, der die Prinzessin — welche offenbar ihren Vater bereits gewonnen hat — von Prag fern hält. Denke Dir nur, welches Aufsehen es erregen müßte, wenn man mich so Knall und Fall nach Wien beriefe."

Das war zu viel! Ich konnte nicht länger an mich halten und beschwor ihn, sich keinen solchen weitgehenden Täuschungen hinzugeben, wobei ich mich freilich, um nicht das Kind mit dem Bade zu verschütten, blos an den vorliegenden Fall hielt. Aber meine Vorstellungen blieben fruchtlos — ja noch mehr: er wurde mir ob meiner Einwürfe nicht einmal böse. Und schon am nächsten Tage, nachdem er sein Gesuch an den Mann gebracht, begab er sich zu dem hervorragendsten Militär-Schneider Prags und erkundigte sich, ob bereits ein Schema der Uniformirung für das neue Corps vorliege. Und als man ihm in der That ein solches zeigte, war es nur die Furcht, eine Indiscretion zu begehen, was ihn abhielt, sofort Maß nehmen und die betreffenden Kleidungsstücke herstellen zu lassen.

VIII.

Der Sommer neigte sich dem Ende zu, und die Herbstmanöver standen in Aussicht. Burda meinte, er würde diese wohl hier nicht mehr mitmachen, da bis dahin seine Eintheilung in das neue Corps erfolgt sein müsse. Es wären ohnehin schon sechs Wochen seit dem Tage der Aufforderung verflossen und er könne sich nur wundern,

daß noch keine Entscheidung herabgelangt sei. Er zeigte sich daher äußerst betroffen, als nach einiger Zeit verlautbart wurde, daß der Oberlieutenant von H . . ., welcher der Sohn eines Feldmarschall-Lieutenants und der einzige Offizier des Regiments war, der sich außer Burda gemeldet hatte, in das Corps berufen worden sei, und zwar mit dienstlicher Verwendung beim Generalcommando in Lemberg. Aber er übertäubte diese Betroffenheit sofort vor sich selbst, indem er ausrief: „Nun ja, nach Lemberg! Mich hat man für Wien ins Auge gefaßt, und es wird sich dort bis jetzt keine offene Stelle ergeben haben."

Aber noch am selben Tage wurde ihm, als wir gerade mit einigen anderen Offizieren im Kasernenhofe standen, von einer Ordonnanz ein Dienstschreiben überbracht, das er, bei Seite tretend, hastig aufriß, erbleichend las und dann zu sich steckte.

Sobald wir allein waren, sagte er mit heftiger, aber tonloser Stimme: „Mein Gesuch ist abschlägig beschieden."

Das war vorauszusehen gewesen. Denn es mochten im Ganzen doch viele Gesuche eingereicht worden sein, und da hatten wohl wie gewöhnlich Nepotismus und Protection den Ausschlag gegeben.

„Dahinter steckt eine Intrigue!" fuhr Burda fort.

„Eine Intrigue?"

„Gewiß. Hatte ich doch gleich Unheil geahnt, als ich den General-Adjutanten in der Loge mit dem Commandirenden verhandeln sah!"

„Wieso?"

„Ist der Commandirende nicht ein Graf Z . . .? Und gehören die Z . . . nicht zu jenen Familien, welche, wie ich Dir sagte, gewissermaßen in die Rechte der ehe-

maligen Grafen Burda getreten sind? Was Wunder also, daß man, da der General-Adjutant vertrauliche Mittheilungen gemacht haben wird, später alle möglichen Machinationen ins Werk gesetzt hat? Aber ich werde dem General-Adjutanten schreiben!"

„Um Gotteswillen!" rief ich aus. „Bedenke doch, was Du thun willst! Wie kannst Du denn nur mit völliger Gewißheit annehmen, daß sich auch Alles so verhält, wie es Dir erscheint? Hast Du denn überhaupt hinsichtlich jener Angelegenheit schon etwas erfahren?"

„Nein, noch immer nicht. Und erst jetzt fällt es mir auf, daß bereits sieben Monate verstrichen sind, seit ich die Papiere nach B . . . gesendet habe. Ich werde sofort urgiren."

„Das thu'," sagte ich, froh einen Weg zur Ablenkung gefunden zu haben. „Und versprich mir, daß Du nichts unternimmst, bis Du Antwort erhalten hast. Und wenn sich dann zeigt, daß Dein Verdacht gegründet ist — —"

Er sann einen Augenblick nach.

„Du hast Recht; ich muß meiner Sache vollkommen gewiß sein. Aber das sage ich Dir, lange warte ich nicht. Ich werde auf sofortige Antwort dringen, und wenn diese nach Ablauf einer Woche nicht erfolgt ist, so schreibe ich dem Grafen G . . . — und möglicherweise auch dem Fürsten. Denn wer weiß, was man diesem Alles über mich hinterbracht hat — und wie würde ich dann in ihren Augen erscheinen, wenn ich es an mir haften ließe."

Damit ging er und überantwortete mich völliger Rathlosigkeit. Denn nunmehr schien es zum Aeußersten kommen

zu wollen. Wenn er sich zu einem tollen Schritt hinreißen ließ — war er verloren!

Schon in einigen Tagen kam er zu mir in die Wohnung gestürzt.

„Da hast Du den Beweis," sagte er und hielt mir einen Brief entgegen. „Schon aus dem insolenten Tone dieses Schreibens wirst Du erkennen, wie sehr ich berechtigt war, Verdacht zu schöpfen."

Ich entfaltete den Brief und las ihn. Am Eingang entschuldigte sich der Schreiber, daß er zu seinem Bedauern nicht in der Lage sei, Günstiges berichten zu können. Vor allem hätten sich jene Anhaltspunkte, die er bei den „von Burda" in Sachsen zu finden gehofft, durchaus hinfällig erwiesen. Denn diese angebliche „erste Linie" leite ihren Stammbaum nicht allzu weit zurück — und zwar bis zu einem sicheren Daniel Burda, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts als kurfürstlicher Sattelknecht aufgeführt erscheine. Nun müsse dies allerdings eine Hofcharge gewesen sein; allein wie es sich herausgestellt habe, sei besagter Daniel Burda, der Sohn eines einfachen Posthalters auf dem platten Lande, erst in Folge jener Eigenschaft in den Adelsstand erhoben worden. Und was nun die „zweite Linie" beträfe, so wisse der Herr Oberlieutenant am besten selbst, daß bereits das Möglichste versucht worden sei, den allein maßgebenden Punkt aufzuhellen. Dies würde aber für alle Zeit um so schwieriger bleiben, als in Oesterreich, vornehmlich aber in Galizien, Böhmen und Mähren, eine ganz unübersehbare Anzahl von Personen existire, welche den Namen „Burda" führen und dabei in den untergeordnetsten Lebensstellungen sich befänden (Handwerker, Fuhrleute und dergleichen). Schreiber könne also

nur mit bestem Wissen und Gewissen den Rath ertheilen, diese ganz und gar in der Luft schwebende Angelegenheit endgiltig fallen zu lassen.

„Dieser Mensch ist offenbar bestochen!“ schrie Burda, nachdem ich zu Ende gelesen hatte. „Aber ich werde das nicht so hinnehmen!“

„Was willst Du denn thun?“

„Ich werde dem Commandirenden eine Herausforderung zugehen lassen!“

„Bist Du wahnsinnig?“ rief ich aus. „Oder fühlst Du wenigstens nicht, daß Dich ein solches Beginnen aller Welt gegenüber in den Verdacht des Wahnsinns bringen müßte? Und womit könntest Du die Herausforderung begründen — angenommen selbst, daß dieser Brief von Seiten des Commandirenden inspirirt worden wäre? Wird er es zugestehen? Wird er überhaupt eine Herausforderung annehmen?“

„Er muß! Er ist Offizier wie ich und Du!“

„Allerdings. Aber es ist Dir doch bekannt, daß hohe Vorgesetzte derlei Zumuthungen als schwere Subordinationsvergehen behandeln — und bestrafen lassen. Es könnte Dir Deine Charge kosten!“

„Oho!“ kreischte er. „Das möcht' ich denn doch sehen! — Aber Du kannst Recht haben,“ fuhr er nachdenklich fort. „Man darf ihm immerhin zumuthen, daß er sich hinter seine Stellung verschanzt. Da muß man ihm denn indirect zu Leibe gehen und sich an seinen Neffen halten.“

„An seinen Neffen?“

„Nun ja! Du kennst doch den knabenhaften Ulanen-

rittmeister mit dem Molkengesicht, dessen Schwadron seit einigen Wochen auf Feuer-Pikett hier ist?"

„Allerdings — vom Sehen —"

„Dann wirst Du auch bemerkt haben, wie arrogant der Bursche ist. Er dankt kaum, wenn man ihn grüßt."

„Ich glaube, Du thust ihm Unrecht," erwiderte ich. „Ich halte ihn für einen ganz harmlosen Menschen. Seine Unart scheint mehr einer gewissen Verlegenheit zu entspringen."

„Ach was!" entgegnete Burda gereizt. „Ich weiß das besser. Und jetzt wird mir auch klar, weshalb man sich seit einiger Zeit im Englischen Hof am Kavalleristentische sehr sonderbar benimmt."

Daran war etwas Wahres, und ich selbst hatte davon gehört. Denn im Regiment, woselbst man an Burda seit dessen Bestreben, in das Adjutanten-Corps aufgenommen zu werden, eine immer schärfere Kritik übte, wurde theils mit Entrüstung, theils mit Schadenfreude behauptet, er sei auf dem besten Wege, sich öffentlich bloßzustellen. So hätten sich die Kavallerieoffiziere, welche im Englischen Hof sehr opulent zu diniren pflegten, bereits über die Grandezza lustig gemacht, mit welcher er im Hotel erscheine und ein Couvert zu mäßigem Preise sammt einer kleinen Flasche Rothwein bestelle. In Folge dessen habe man ihm dort (natürlich ganz harmlos und ohne zu ahnen, welche besondere Anzüglichkeit damit verbunden war) auch den Stichelnamen „der verwunschene Prinz" beigelegt.

Ich sagte daher jetzt nicht ohne Verlegenheit: „Das solltest Du gar nicht beachten. Man weiß ja, daß die Herren „auf stolzen Rossen" uns bescheidene Fußgänger immer ein wenig von oben herab ansehen."

„Nein, nein, das ist es nicht allein. Der Rittmeister hat offenbar durch seinen Onkel Wind bekommen — und bei Tisch Allerlei über mich vorgebracht.“

„Das sind Einbildungen, lieber Freund.“

„Durchaus nicht. Ich weiß es jetzt bestimmt. Und Du sollst Dich selbst überzeugen; ich lade Dich ein, heute mit mir zu speisen.“

Diese Einladung war mir natürlich sehr unerwünscht; da er aber darauf bestand, und ich überdies befürchten mußte, daß er sich in der Stimmung, in der er war, ohne meine Begleitung zu einem Aufsehen erregenden Schritt könnte hinreißen lassen, so sagte ich schließlich zu.

Der Speisesaal im Hotel zum Englischen Hof wurde am späteren Nachmittag wenig besucht. Um ein Uhr Mittags und sieben Uhr Abends fand dort Wirthstafel statt, an welcher eine gemischte, zumeist aus Fremden bestehende Gesellschaft theilnahm, in den übrigen Stunden kamen nur selten Gäste. Regelmäßig aber zwischen vier und fünf Uhr speisten an einem langen, eigens für sie bereit gehaltenen Tische die Offiziere des Feuer-Piketts sammt anderen Kavalleristen, welche sich in Prag aufhielten. Unter den Letzteren befand sich auch ein reckenhafter Kürassier-Lieutenant, Namens Schorff, welcher dem Generalstabe des Commandirenden zugetheilt war, eigentlich jedoch nur bei gewissen Gelegenheiten als Galopin verwendet wurde; eine militärische Sinecure, die er sich, weiß Gott wie, mochte zu erobern gewußt haben. Man hieß ihn allgemein den „Amerikaner“, obgleich er in Deutschland geboren war; sein Vater aber sollte sich seinerzeit in den Minen Kaliforniens ein fabelhaftes Vermögen erworben haben. Andere behaupteten, derselbe sei Spiel-

pächter in Homburg gewesen. Gleichviel: der junge Baron Schorff — auch so wurde er, ohne es zu sein, genannt — erhielt von Hause wahre Unsummen Geldes, die er in auffallendster Weise verausgabte. Er hatte die schönsten und stärksten Reitpferde, einen prachtvollen Viererzug, hielt eine Loge im Theater, mehrere Maitressen und so weiter. Dabei war er ein Spieler und Raufbold ärgster Sorte, dem Jedermann gern aus dem Wege ging; selbst die Frauen, welche doch sonst von derlei Erscheinungen angezogen werden, wichen ihm mit einer Art von Entsetzen aus.

Es war etwas über fünf, als Burda und ich im Englischen Hof erschienen. Am Kavalleristentische hatte man bereits abgespeist; Kaffee und Liqueur wurden soeben servirt. Aber die Gesellschaft schien nicht Lust zu haben, ein fröhliches Gelage, das offenbar stattfand, deshalb abzubrechen. Man hatte noch Champagnergläser vor sich, welche von neuem gefüllt wurden. Dabei herrschte eine laute, ausgelassene Heiterkeit, dergestalt, daß unser Eintreten, sowie der Gruß, den wir darbrachten, nicht bemerkt — oder doch übersehen wurde.

Burda warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu. Dann näherte er sich dem Tische und rief: „Meine Herren, wir haben gegrüßt, und ich ersuche Sie, unseren Gruß in geziemender Weise zu erwidern."

Die Gesellschaft hob die Köpfe und sah ihn überrascht an. Schorff aber, der mit dabei war, sprang auf, schnellte das Monocle, welches er beständig im Auge trug, mit einem kunstvollen Ruck weit von sich und verbeugte sich in überaus grotesker Weise vor Burda, indem er in seiner rheinländischen Aussprache sagte: „Wir haben die

Ehre, dem Herrn Oberlieutenant unsere Reverenz zu machen."

„Ich verbitte mir derlei Scherze, Herr Lieutenant," entgegnete Burda mit absichtlicher Umgehung des kameradschaftlichen Du, „und mahne Sie an die Achtung, welche Sie Ihrem Vorgesetzten schuldig sind."

„Was? Was ist das?" rief Schorff, dessen breites, bartloses Gesicht sich purpurroth färbte, während er mit wieder eingeklemmtem Glase Burda herausfordernd ansah.

„Herr Rittmeister," sagte dieser, sich an den jungen Grafen Z . . . wendend, der obenan saß, „ich fordere Sie auf, Ihr Ansehen zu gebrauchen und dem Lieutenant Schorff das Unziemliche seines Benehmens vorzuhalten."

Der Rittmeister nahm eine säuerlich lächelnde Miene an und zupfte verlegen an den dünnen Härchen auf seiner Oberlippe. Schorff aber kehrte sich gegen ihn und sagte: „Haben Sie gehört, Graf? Sie sollen mir einen Verweis ertheilen — aber sagen Sie lieber dem verwunschenen Prinzen, daß er sich in Acht nehmen möge: ich könnte ihm sonst an die Hüfte greifen."

Diese Worte erregten trotz der peinlichen Situation eine gewisse Heiterkeit; Einige lachten sogar laut auf.

Burda war leichenfahl geworden.

„Das ist infam!" kreischte er jetzt. „Sie benehmen sich sammt und sonders wie Buben!"

Nun folgte eine unbeschreibliche Scene. Die Kavalleristen waren aufgesprungen, um sich auf Burda zu stürzen, der an seinen Säbel griff. Schorff langte mit verkehrter Hand nach einer Champagnerflasche, die im Eiskübel steckte — die ärgsten Thätlichkeiten, ein blutiges Gemetzel standen bevor.

Aber in diesem Augenblicke hatte ich auch die nöthige Geistesgegenwart gefunden und trat dazwischen. „Meine Herren," rief ich, „ich bitte zu bedenken, wo wir uns befinden! Man wird bereits aufmerksam."

Es war so. Ein Kellner, der eben hatte eintreten wollen, war mit offenem Munde in der Thür stehen geblieben. Hinter ihm erschien ein zweiter, ein dritter; auch vor den offenen Fenstern des ebenerdig gelegenen Saales hatten sich auf der Straße einige Neugierige angesammelt, um nach der Ursache des Lärmes zu forschen.

Das wirkte. Die Kavalleristen nahmen, wenn auch unwillig, ihre Plätze wieder ein.

„Jeder von uns weiß nunmehr, was zu geschehen hat," fuhr ich fort und legte eine Karte auf den Tisch. Burda, vor Aufregung am ganzen Leibe zitternd, that desgleichen; hierauf ließen wir uns in einer entfernten Ecke des Saales nieder und befahlen unser Diner.

Drüben war finsteres Schweigen eingetreten, nur Schorff wollte sich noch immer nicht zufrieden geben und konnte in seinen wiederholten halblauten Wuthausbrüchen nur mit Mühe beschwichtigt werden. Endlich erhob man sich und ging, ohne uns anzusehen.

„Das ist eine schöne Bescherung," sagte ich nach einer Pause.

„Fürchtest Du Dich vielleicht?" entgegnete Burda in scharfem Tone. Er war bereits vollkommen ruhig geworden, und eine eigenthümliche Befriedigung leuchtete aus seinen grauen Augen.

„Ich fürchte für Dich," sagte ich ernst. „Du wirst Dich nun mehrere Male hintereinander zu schlagen haben."

„Je öfter, je besser! Das ist es gerade, was ich beabsichtigte!“

Ich konnte nicht umhin, ihn mit einiger Bewunderung anzublicken. Was er da sprach, war keineswegs Prahlerei. Es entsprang, das fühlte ich, wirklichem Muthe; wenn auch vielleicht dem Muthe des Don Quixote, der es für sich allein mit ganzen Heeren aufnahm.

„Ja,“ fuhr Burda fort, indem er sich mit sehr gutem Appetit an das Gericht machte, das man uns eben vorgesetzt, „ja, es soll Aufsehen machen — es soll und wird eine cause celèbre werden!“

Ich verstand ihn. Er erwog, welchen Eindruck diese cause celèbre auf die Prinzessin machen würde — und da war er denn wieder glücklich auf dem alten Wege.

„Daran solltest Du jetzt gar nicht denken,“ warf ich ernüchtert ein. Und von einem plötzlichen Gedanken befallen, setzte ich hinzu: „Wer weiß übrigens, ob Alles wirklich so kommt, wie wir voraussetzen.“

„Wieso? Wieso?“ fragte er hastig.

„Je nun, vielleicht beliebt es allen diesen Herren, sich hinter Schorff zu verschanzen — und ihn allein die ganze Sache austragen zu lassen.“

„Oho! Da habe ich auch ein Wort mitzusprechen!“

„Allerdings. Aber Du wirst es nicht verhindern können, daß Schorff den Anfang macht.“

Er erhob den Kopf und sah mich stirnrunzelnd an.

„Was willst Du damit sagen?“

Ich schwieg, denn ich wagte nicht auszusprechen, daß Schorff ein sehr gefährlicher Gegner sei. „Je nun, er ist ein bekannter Raufbold,“ warf ich endlich leicht hin.

„Das mag er sein. Auch wir führen unsere Klinge.

Fatal ist es allerdings, daß sich gerade dieser freche, aufgeblasene Plebejer hat vordrängen müssen. Aber wenn es nicht zu ändern ist: immerhin! Der Herr Rittmeister wird mir nicht entgehen."

Wir waren beim Dessert angelangt, und nachdem wir den Kaffee genommen hatten, forderte mich Burda auf, mit ihm den Abend auf der Sophieninsel zuzubringen, wo heute vor einem gewählten Publikum Concert im Freien stattfand.

IX.

Schon am nächsten Vormittage fand sich ein Hauptmann des Generalstabes in Begleitung eines Artillerie-Offiziers in meiner Wohnung ein. Sie kämen, sagten die Herren, hinsichtlich des bedauerlichen Vorfalles, der gestern im Englischen Hof stattgefunden und welcher bereits zur Kenntniß der Militärbehörden gelangt sei. Man wünsche hohen Ortes, daß die Angelegenheit so rasch und einfach wie möglich beigelegt werde. Demnach wären sie in Folge eines von Seiten sämmtlicher Beleidigten getroffenen Uebereinkommens als Cartellträger des Herrn Lieutenants Schorff ermächtigt, zu erklären, daß dieser im Namen aller Uebrigen die Sache zum Austrag bringen wolle.

Es kam also, wie ich es vorausgesehen, und obgleich sich bei ruhiger Betrachtung dieses Vorgehen auch wirklich als das vernünftigste erwies, so lag darin für Burda doch eine Art Geringschätzung, die ich wider Willen mit empfand.

„Ich glaube nicht, daß der Herr Oberlieutenant Burda auf diese Proposition eingehen wird," sagte ich.

„Er wird sich doch nicht mit jedem Einzelnen schlagen wollen?“ rief der Hauptmann, indem er, um seine Verwunderung auszudrücken, die Augen weit aufriß.

„Je nachdem.“

„Du mein Gott!“ erwiderte er, die Achsel zuckend. „Indeß, das wird sich ja ergeben. Für's Erste müssen wir aber an unserem Auftrage umsomehr festhalten, als Lieutenant Schorff doch jedenfalls der Hauptbeleidigte ist.“

Dagegen ließ sich nichts einwenden und der Artillerist stellte zu dem Duell einen Fechtsaal zur Verfügung, welcher, wie er ankündigte, mit seiner Dienstwohnung auf dem Hradschin in Verbindung stehe und zu derlei Zwecken besonders geeignet sei. —

„Da hast ihnen sehr gut geantwortet,“ sagte Burda, als ich ihm diese Unterredung mittheilte. „Ich danke Dir. Was mich selbst betrifft, so werde ich die Sache jedenfalls zum Aeußersten treiben. Allerdings laufe ich dabei Gefahr, zum Krüppel gehauen zu werden. Aber ich vertraue meinem Stern.“

Pistolenduelle waren damals in der Armee nicht üblich; man schlug sich fast durchgehends mit Säbeln, eine Kampfweise, welche die Tödtung des Gegners in der Regel zwar ausschloß, aber immerhin einen sehr bedauerlichen Ausgang herbeiführen konnte. Dies erwog man jetzt auch im Regiment, woselbst die üble Stimmung gegen Burda plötzlich in rege Theilnahme umgeschlagen war. Sein mannhaftes Auftreten gegen die Kavalleristen, das eine Art gemeinsamen Stolzes wachrief, imponirte den Meisten und es fehlte nicht an Zeichen der Anerkennung, welche Burda mit ernster Zurückhaltung entgegennahm. Man wünschte aufrichtig, daß er den Strauß siegreich bestehe,

wobei man sich freilich nicht verhehlte, wie schwer dies einem Schorff gegenüber sein möchte

Am nächsten Morgen — es war an einem Sonntage — fuhr ich mit Burda nach dem Hradschin, wohin sich der zweite Sekundant mit dem Wundarzte schon früher auf den Weg gemacht hatte. Wir wurden von dem Artillerie-Offizier empfangen und in ein geräumiges Zimmer geführt, an dessen Wänden Rapiere, Schläger, Masken und Plastrons hingen. In einer Ecke hatte man für alle Fälle ein niedriges Feldbett aufgestellt; Eisbecken und Verbandzeug befanden sich in der Nähe. Der Hauptmann des Generalstabes war bereits anwesend; er prüfte, als wir eintraten, eben die beiden Duellsäbel, die auf einem Tische lagen. Auch ein zweiter Wundarzt war zugegen.

Es dauerte nicht lange, so hörte man den Viererzug Schorff's heranrollen und bald darauf erschien dieser in aufrechter Haltung und kurzem Gruß in unserer Mitte. Dann reichte er seinen beiden Sekundanten die Hand und begann sich zu entkleiden.

Als er sein bunt gestreiftes Wollhemd ablegte, staunte ich über die Kraft und Fülle seiner Muskeln, die in auffallender Entwickelung hervortraten. Mit seinem breiten Nacken und dem gedrungenen Halse, auf welchem ein verhältnißmäßig kleiner Kopf saß, hatte er etwas vom farnesischen Herkules, während Burda, der nun gleichfalls den Oberkörper entblößte, mit seiner zarten weißen Haut, seinen geschmeidigen, etwas weichlichen Formen an die Büste des Antinous mahnte. Eigenthümlich war es zu sehen, wie jetzt die Gegner einander gegenüber traten und den üblichen Gruß austauschten. In den Mienen und Geberden Schorff's lag Impertinenz, in jenen Burda's ritterliche Herablassung.

Wir gaben das Zeichen — und der Kampf begann. Schorff, sein Glas im Auge, schien die Sache leicht zu nehmen; er glaubte offenbar, daß jeder seiner Hiebe, die er nur so obenhin führte, sofort sitzen müsse. Aber hierin irrte er. Burda vertheidigte sich mit großer Ruhe und Sicherheit, die Schorff offenbar überraschte, aber auch reizte, und als er jetzt, vom Säbel seines Gegners gestreift, leicht am Ohre zu bluten begann, gerieth er in Wuth. Mit einem wahren Hagel von gewaltigen Streichen drang er auf Burda ein, so zwar, daß dieser Mühe hatte, Stand zu halten und bereits schwer zu athmen begann. Jetzt markirte Schorff eine Prim, führte aber in der That eine Terz, welche so mächtig traf, daß sofort auf der Brust Burda's ein langer, bluttriefender Spalt zum Vorschein kam.

„Halt! Halt!" schrien die Sekundanten und warfen sich dazwischen. Aber zu spät. Denn schon war ein gewaltiger Kopfhieb gefolgt. Burda taumelte, sein Säbel klirrte zu Boden — und gleich darauf folgte er selbst mit blutüberströmtem Antlitze nach.

„Das ist Mord!" rief ich aus. Selbst der Hauptmann war ganz bleich geworden und stammelte: „Aber Schorff, was haben Sie gethan?"

Dieser drehte sich auf den Hacken um und stieß durch die zusammengepreßten Zähne hervor: „Il l'a voulu!" Dann wusch er eine geringe Blutspur von der Wange, kleidete sich an, grüßte und ging.

Inzwischen hatte man den Schwergetroffenen auf das Feldbett geschafft. Dort lag er bewußtlos und stöhnte leise, während man die Wunden untersuchte. Sie schienen

derart gefährlich, daß beide Aerzte, die um Burda beschäftigt waren, den Kopf verloren und erklärten: es sei das Schlimmste zu befürchten, und sie könnten keine weitere Verantwortung auf sich nehmen. Der Herr Oberlieutenant müsse sofort in das Militär-Spital gebracht werden. Der Eine fuhr auch gleich mit dem Wagen, in welchem wir gekommen waren, dorthin voraus, um Vorbereitungen treffen zu lassen, während von Seiten der Artillerie (in deren Kaserne wir uns befanden) eine Bahre sammt Trägern beigestellt wurde.

Es war eine traurige Rückkehr, die wir jetzt, der öffentlichen Aufmerksamkeit möglichst ausweichend, nach der sonntäglich ruhigen Stadt antraten. Im Spitale hatte man ein kleines, abgesondertes Zimmer ermittelt, wohin man nun Burda brachte. Nach der ersten raschen Untersuchung erklärte der Chefarzt, mit der Brustwunde habe es nicht viel auf sich, aber die Schädeldecke sei schwer verletzt. Ob und wie tief der Hieb in das Gehirn eingedrungen, müsse noch genauer erforscht werden, jedenfalls stehe eine höchst gefährliche Entzündung in Aussicht. Dies theilte er auch dem Regimentsadjutanten mit, der im Auftrage des Obersten und in Begleitung anderer Offiziere erschienen war, um Erkundigungen einzuziehen. Auch von Seiten der übrigen Garnison, in welcher sich die Kunde von dem unglücklichen Ausgange des Duells rasch verbreitet hatte, zeigte sich lebhafte Theilnahme. Der Doktor aber bat, man möge jetzt, um jedes Aufsehen zu vermeiden, Nachfragen und Besuche einstellen; es würden zur rechten Zeit Nachrichten übermittelt werden. Da ich zu bemerken glaubte, daß ihm auch meine Gegenwart nicht sehr erwünscht sei, entfernte ich mich gleichfalls, nachdem ich als

besonderer Freund des Verwundeten die Erlaubniß erbeten hatte, gegen Abend wiederkommen zu dürfen.

Als ich am späten Nachmittag das schmale, längliche Gemach betrat, in welchem Burda lag, herrschte dort melancholisches Düster. Schon im Inspektionszimmer hatte ich erfahren, daß es schlecht stehe. Er habe zwar wiederholt die Augen aufgeschlagen und zu sprechen versucht, aber immer wieder sei er in Bewußtlosigkeit zurückgesunken. Nun sah ich ihn auf dem dürftigen Bette, Brust und Haupt mit Eiscompressen bedeckt, die Augen geschlossen. Ihm zur Seite befand sich ein Wärter, der durch mein Erscheinen aus jener stumpfsinnigen Langeweile aufgeschreckt wurde, die ein solcher Dienst mit sich zu bringen pflegt. Er machte mir Zeichen des Bedauerns, wechselte die Umschläge und sagte dann mit leiser Stimme, er wolle jetzt frisches Eis holen — und auch, mit meiner Erlaubniß, sein Abendbrod einnehmen, das eben jetzt zur Vertheilung kommen werde.

Ich war froh, für's Erste ungestört zu sein, und hieß ihn gehen. Dann setzte ich mich in einiger Entfernung von dem Bette nieder und betrachtete meinen armen Freund, der in der That schon wie ein Sterbender, wie ein Todter aussah. Tiefer Schmerz überkam mich, und dazu gesellte sich Etwas, wie ein Gefühl von Schuld. Hätte ich nicht verhindern können, daß es so weit gekommen? Hätte ich nicht schon längst Alles anwenden sollen, um ihn, koste es, was es wolle, von seinen Täuschungen zurückzubringen? Aber hätt' ich es, nach Allem, was ich an ihm erfahren — mit ihm erlebt, auch wirklich vermocht? Wäre es überhaupt möglich gewesen, ihn von seinem Wahne zu heilen? Nein, es war nicht möglich! Es mußte Alles so kommen,

wie es kam: er war, wie Jeder, dem unerbittlichen Schicksale seiner Natur verfallen. Und doch — trotz seiner Schwächen und Mängel, trotz seiner Irrthümer — welch ein vortrefflicher Mensch war er! Welche vornehme Seele! Welch tapferes Herz! Er hatte ein besseres Loos verdient . . .

Da schien es mir plötzlich, als rege er sich. Und in der That, es war so. Mit leichtem Stöhnen schlug er die Augen auf.

Ich trat leise an das Bett und beugte mich über ihn.

„Wer ist — wer ist da?“ hauchte er.

Ich hatte alle Mühe, mich zu erkennen zu geben.

„Ach Du — Du!“ brachte er mühsam hervor, während ein Strahl der Freude seine bleichen Züge umflog. „Ich glaube, ich bin verwundet,“ fuhr er fort und machte einen schwachen Versuch, die Hand nach seinem Kopfe zu bewegen.

„Leider,“ erwiderte ich, „und zwar nicht ganz unerheblich. Indessen — —“

„Aber wo bin ich denn?“ fuhr er fort, die Augen mühsam hin und her bewegend. „Das ist ja nicht mein Zimmer —“

„Allerdings nicht; Du bist — Du bist im Spital — —“

„Im Spital!“ wollte er aufschreien; vermochte es aber nicht und ächzte nur: „Im Spital — im Spital — und wenn jetzt — —“ Er konnte nicht vollenden; sein Kinn sank zur Brust herab und er verstummte.

Ich aber wußte, was er meinte. Mit der Besinnung war auch jener unselige Wahn wiedergekehrt. Er hatte sagen wollen: Und wenn jetzt die Prinzessin von meiner Verwundung erfährt — und hieher eilt —

„Wo sind meine Kleider?" fragte er mit einem Mal hastig, meinen Gedankengang unterbrechend.

„Deine Kleider? Die werden wohl in jenem Schrank sein — — Da sind sie."

„Bitte — sieh in meinem Rocke nach — ob sich ein kleines Etui — darin findet —"

„Hier ist es!"

„Gieb! Gieb!" drängte er.

Ich reichte es ihm. Er war aber nicht im Stande, es zu öffnen und ich mußte es für ihn thun. Ein vertrocknetes Veilchenbouquet lag darin. Er nahm es in die bleiche, kraftlose Hand, senkte das Haupt und betrachtete es lange. Dann sagte er mit überraschend leichter und freier Stimme: „Lieber Freund — Du hast mir sehr oft mehr oder weniger deutlich zu verstehen gegeben — daß ich in einer argen Täuschung befangen gewesen." Er seufzte tief auf. „Mein Gott! Wenn es sich wirklich so verhielte — wenn Alles nur Traum — Einbildung —"

Er verstummte wieder und athmete unruhig.

Es war zu viel! Dieser Strahl von Erkenntniß, der in dieser bangen Stunde plötzlich in ihm aufleuchtete, war von erschütternder Wirkung. Ich mußte an mich halten, um nicht in Thränen auszubrechen.

„Nein! Nein!" rief er jetzt, alle seine Kraft zusammennehmend, „es kann nicht sein! Diese Veilchen — das mußt Du selbst zugestehen — denn Du weißt es — diese Veilchen sind von ihr!"

Wer wäre so grausam gewesen, es zu bestreiten?

„Ja, ja," sagte ich, „ich weiß es, sie sind von ihr."

Er brachte mit letzter Anstrengung den Strauß vor

das Antlitz und küßte ihn. „Er sollte mir ein Talisman sein — aber er hat mich nicht beschützt.“

Seine Hände sanken herab — er war wieder bewußtlos. Gleich darauf trat auch der Wärter ein; ich schickte ihn um den diensthuenden Arzt. Dieser, ein noch sehr junger Mann mit intelligentem, aber etwas barschem Gesichte, erschien sofort.

„Nun?“ fragte er mit einem Blick auf Burda.

„Er war zu sich gekommen,“ sagte ich.

„Hat er mit Ihnen gesprochen?“

„Ja.“

„Vernünftig?“

„Ganz vernünftig,“ erwiderte ich nicht ohne Verlegenheit.

„Und jetzt ist er wieder bewußtlos?“ Er trat an das Bett, langte nach dem Arme Burda's und fühlte den Puls. „Heftiges Fieber. Das ist der Anfang vom Ende. Uebrigens, wer weiß — vielleicht —“

Dieses „Vielleicht“ bestätigte sich nicht. Noch in derselben Nacht verstärkte sich das Fieber, Delirien traten ein; am nächsten Tage folgten Paroxismen — und als ich das Krankenzimmer wieder betrat, war Burda eine Leiche. Bei den letzten traurigen Vorbereitungen, die man in meiner Anwesenheit traf, suchte ich überall nach dem Veilchenstrauße — doch umsonst: Niemand wollte ihn gesehen haben. Man hatte ihn offenbar in den Kehricht geworfen.

Zum Schlusse machte sich der Zufall, der im Leben Burda's eine so große Rolle gespielt, noch einmal geltend. Fast am selben Tage, an welchem drei Ehrensalven über das Grab des Verblichenen hinwegdonnerten, war in den

Zeitungen die Nachricht zu lesen, daß sich Prinzessin Fanny L.... mit dem Prinzen A... verlobt habe.

Gegen Schorff aber kehrte sich jetzt allgemeiner Unmuth und man trachtete sogar eine ehrengerichtliche Untersuchung des Falles wider ihn durchzusetzen. Da jedoch der junge Graf Z... in die Angelegenheit mit verwickelt erschien, so wurde alles Weitere niedergeschlagen und Schorff blos nach Ungarn zu seinem Regimente versetzt. Einige Jahre später war er aus den Listen der Armee verschwunden. Was aus ihm geworden, habe ich nicht in Erfahrung gebracht.

Seligmann Hirsch.

I.

Die Saison in dem kleinen Kurorte, wo ich auf Anrathen des Arztes das „kalte Wasser" gebraucht hatte, ging zu Ende. Die defecten Menschenexemplare, welche sich hoffnungs- und vertrauensselig hier zusammen gefunden: ältere Standespersonen mit eingewurzelten Uebeln, jüngere Lebemänner mit verdorbenen Säften, blutarme, an den Nerven leidende Damen — und endlich Solche, die in dem anmuthigen Thale blos die Sommerfrische sammt allerlei geselligen Zerstreuungen genießen wollten, waren nach und nach abgezogen. Selbst die letzten Kurgäste, die außer mir, der ziemlich spät eingetroffen war, noch am längsten ausgehalten: ein mürrischer Finanzrath, der von heftigen Congestionen geplagt wurde und beständig ohne Kopfbedeckung, zu gewissen Stunden auch ohne Fußbekleidung umher ging; eine etwas zweifelhafte Dame aus Wien, die mit einer höchst auffallenden Toilette die Reste einstmaliger Schönheit zur Schau trug, ein alter Geck und Bade-Habitué, der ihr den Hof machte — und last, not least ein interessanter, am Rückenmarke leidender Schöngeist, welcher in seinem Rollwägelchen der Gegenstand des allgemeinen weiblichen Mitleids gewesen war, mich aber durch unausgesetzte literarische Gespräche zur Verzweiflung gebracht hatte: auch

diese vier Standhaften ergriffen jetzt in Folge des plötzlich eingetretenen rauhen Herbstwetters, dem sich sogar ein tüchtiger Schneefall beigesellte, einhellig die Flucht — und ich blieb allein zurück. Zwar wurde mir nunmehr das Kurhaus sozusagen vor der Nase gesperrt, denn der ärztliche Leiter der Anstalt hatte schon längst alle Vorbereitungen getroffen, um seine winterliche Praxis in der Landeshauptstadt wieder aufzunehmen. Aber das kümmerte mich wenig. Ich hatte genug „Abreibungen" und „Einpackungen" genossen, in Folge deren ich mich, um die Wahrheit zu bekennen, auch sehr wohl fühlte, und da mir die Gegend gefiel, so beschloß ich, noch einige Zeit zu verweilen, — ein Vorhaben, das von dem Besitzer des Gasthofes zu den „Drei Monarchen", wo ich untergebracht war, mit großer Anerkennung begrüßt wurde; blieb ihm doch jetzt wenigstens ein Mensch erhalten, dem er die Rechnung nach dem üblichen Badetarif stellen konnte.

Zudem war, wie ich vorausgesehen, den verfrühten Vorboten des Winters das herrlichste Wetter, ein wahrer Nachsommer gefolgt. Klar und blau spannte sich der Himmel aus, die Bergeshäupter schimmerten im milden Sonnenglanze und linde Wärme breitete sich über Flur und Wald, welch letzterer in seinem bunten Schmuck an die Worte des Dichters erinnerte:

„Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln!"

Welch ein Genuß war es jetzt, in sicherer Einsamkeit zwischen den hohen Buchen und Fichten dahin zu wandeln! Wie lohnend, eine Anhöhe zu ersteigen, auf den malerisch gelegenen Ort hinab und in die weite Gebirgsferne hinein

zu blicken ohne durch Ausbrüche landläufigen Entzückens gestört zu werden! Wie angenehm, auf der Terrasse des Gasthofes zu frühstücken und statt nachbarlichen Tassen- und Löffelgeklappers sammt obligatem Badeklatsch blos das Rauschen des Flusses zu vernehmen, der sich unten silberhell durch grüne Triften schlängelte! Es war eben, als trete erst jetzt die ganze Landschaft in voller, ungetrübter Schönheit hervor. Selbst mein Zimmer, das mir früher wie die Abtheilung eines Taubenschlages vorgekommen, heimelte mich, seit das Haus leer geworden, ganz wohnlich an. Um es recht bequem zu haben, miethete ich noch ein anstoßendes kleineres dazu — und so befand ich mich endlich wieder in dem behaglichen Zustande thätigen Alleinseins, der mir im Leben stets der erwünschteste gewesen ist.

Eines späten Nachmittags — ich pflegte um diese Zeit zu essen — saß ich, bei Kaffee und Cigarre angelangt, im Speisezimmer des Gasthofes und vertiefte mich in die Zeitungen, welche eben mit der Post eingetroffen waren. Die Hängelampe über dem Billard, das in der Mitte des Raumes stand, war bereits angezündet und eine trauliche Stille herrschte, die nur hin und wieder unterbrochen wurde, wenn draußen in der Schankstube, wo einige harmlose Kleinbürger in ziemlich schweigsamer Geselligkeit beisammen saßen, ein frisches Glas begehrt und gefüllt wurde. Plötzlich waren von dort her Schritte eines Eintretenden zu vernehmen — und gleich darauf eine überlaute, schnarrende Stimme.

„Ha! Ha! Noch immer die alte Gesellschaft beisammen! Grüß Gott, Herr Schreinermeister! Und auch Sie, Herr Lederermeister! Willkommen, Herr Gamilschegg!

(Das war der Krämer des Ortes.) Freut mich, Sie alle wieder zu sehen!"

Der Sprecher schien kein Gewicht darauf zu legen, daß diese Begrüßung offenbar sehr kleinlaut erwidert wurde, und fuhr fort:

„Auch die hübsche Cilli noch hier! (Das galt dem Schenkmädchen, welches nebenbei die Dienste einer Kellnerin verrichtete.) Also noch immer nicht verheirathet? Und auch an Courmachern wird es mangeln, seit die Kurgäste fort sind. (Er belachte das Wortspiel sehr laut und selbstgefällig.) Am Ende werd' ich alter Knabe doch noch aushelfen müssen! Oder sollte gar Ihre Frau Ursache zur Eifersucht haben, Herr Matzenoër? (Damit war der Hotelwirth gemeint, der eigentlich Matzenauer hieß; aber der Ankömmling schien den Diphthong **au** bisweilen wie **o** auszusprechen.) Ich will nicht hoffen! — Und wie sieht es denn da drinnen aus? Gewiß auch noch Alles auf demselben Fleck!"

Schwere, schlurfende Tritte näherten sich der offenen Thür, die in das Speisezimmer führte, und die robuste, breitschulterige Gestalt eines Mannes zeigte sich, der auf der Schwelle stehen blieb und weit vor sich hin ausspuckte.

Er mochte ungefähr sechzig Jahre zählen. Sein fleischiges, geröthetes Gesicht, das buschige Brauen, stark entwickelte Backenknochen und eine plump geschwungene Nase aufwies, war von einem theilweise ergrauten Barte, einem sogenannten collier grec eingerahmt. Auf dem Kopfe saß ihm, schief und zerknüllt, eine phantastische Reisemütze; ein langer Ueberwurf mit Pelzkragen stand vorne offen und ließ abgetragene, nicht allzu reinlich gehaltene Unterkleider, aber auch eine große Busennadel aus Brillanten und eine

massive goldene Uhrkette sehen. In der kurzfingerigen, mit Ringen überladenen Hand hielt er eine ungeheuere Cigarrenspitze aus Bernstein, an welcher er pustend sog, die Füße steckten in weiten Stiefeln mit Tuchbesatz. Die ganze Erscheinung hatte etwas Groteskes und dabei Fremdartiges; der Mann sah aus wie ein Armenier oder Bulgare.

Er räusperte sich und spuckte noch einmal, dann trat er ein. Als er jetzt meiner ansichtig wurde — ich saß ziemlich abseits — stutzte er, grüßte jedoch nicht, obgleich er mich, während er langsam das Billard umschritt, mit einem lauernden Seitenblick im Auge behielt. Dann ließ er sich in einiger Entfernung von mir auf einen Stuhl nieder und starrte mich an. Diese Musterung wurde mir unangenehm; ich kehrte mich zur Seite.

Nunmehr erhob er sich wieder, langte ein illustrirtes Journal herab, das im Halter an der Wand hing, und begann, nachdem er einen Nasenklemmer aufgesetzt, mit dem Rücken an das Billard gelehnt, die Bilder zu betrachten. Nach und nach vertiefte er sich auch in den Text. Er bewegte dabei nach Art mancher alten Leute die Lippen, gleichsam jedes Wort im Stillen nachsprechend. Allmälig aber gab er auch ein Geräusch von sich. Zuerst war es ein dumpfes Gemurmel, dann ein vernehmbares Buchstabiren — endlich fing er, gewissermaßen in Fluß kommend, mit lauter Stimme zu lesen an. Erst jetzt erkannte ich an der eigenthümlich singenden und gezogenen Aussprache den Juden. Seiner Redeweise mit Anderen, die im Ganzen etwas Weltläufiges hatte, konnte dies nicht entnommen werden; nun aber, da er sich selbst überlassen war, traten die specifischen Merkmale hervor. Dabei hatte seine Stimme, obwohl sie eines gewissen sonoren

Klanges nicht entbehrte, doch etwas so unangenehm Lautes und Eindringendes, daß es mir durch Mark und Bein ging und alle Nerven in Aufregung brachte. Ich konnte nicht länger an mich halten und rief: „Mein Herr, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie nicht allein sind!"

Er schrak zusammen und blickte mich mit offenem Munde an. Dann lüftete er mit demüthiger Geberde die Mütze und stammelte: „Entschuldigen Sie." Aber gleich darauf nahm er eine vornehme Haltung an und sagte herablassend: „Ist Ihnen vielleicht die Zeitung gefällig?"

„Danke. Ich habe das Blatt schon gelesen." Damit drehte ich ihm den Rücken.

Ich vernahm, wie er das Journal bei Seite legte, ein paar Mal, wie unschlüssig, am Billard hin und her ging — dann einen Seufzer ausstieß und behutsam aus dem Zimmer schlich; so zwar, daß es mich schon gereute, ihn derart angelassen zu haben.

Aber draußen in der Schankstube stimmte er sofort wieder seinen lautesten, jovialsten Ton an. „Nun, Herr Matzenoër, wie steht's mit dem Abendessen? Giebt es Forellen?"

„Leider nicht, Herr von Hirsch. Wie sollte ich jetzt —"

„Verstehe! Verstehe! Keine Nachfrage in dieser Zeit! Keine Gäste! Aber ein Huhn wird mir die Frau Gemahlin doch einfangen können? Was?"

„Gewiß, Herr von Hirsch."

„Also ein Huhn! Mit Salat! Es wird wohl noch eine Weile dauern — ich gehe indessen hinauf. Adieu, meine Herren! Auf Wiedersehen!"

Diese letzten Worte galten jedenfalls der Tischgesellschaft, die sich aber ganz schweigend verhielt.

Als er sich entfernt hatte, pochte ich an ein Glas, worauf sofort Herr Matzenauer erschien, der als echt ländlicher Hotelier seine Gäste, so weit es anging, selbst bediente.

„Sagen Sie mir doch, wer war denn das?" rief ich ihm zu.

„Ein Herr Hirsch aus Wien," erwiderte er mit seinem gewohnten, verschmitzt offenherzigen Lächeln. „Kennen Sie ihn nicht?"

„Den Teufel auch! Wer soll alle Hirsche kennen! Aber was macht er denn hier?"

„Er erwartet seinen Sohn, der gegenwärtig mit Familie in Italien ist. Sie wollen hier zusammentreffen, um dann gemeinschaftlich nach Wien zurückzureisen."

„Und wann wird das sein?"

„Ja, das weiß ich nicht. Etwa in acht Tagen."

„Wo haben Sie ihn denn untergebracht?"

„Auf Nummer 5."

„Was? So nahe bei mir?"

„Es war ohnehin meine Absicht, ihn auf Nummer 12 zu geben; aber er wollte durchaus sein früheres Zimmer haben."

„Sein früheres Zimmer?"

„Er ist ja ein alter Bekannter. Vor zwei Monaten hat er hier die Kur gebraucht; gerade als Sie eintrafen, zog er ab. Wo er sich inzwischen aufgehalten, ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich in Graz. Wenigstens ist er jetzt von dort gekommen. Aber entschuldigen Sie, ich muß nach der Küche sehen."

Damit ging Herr Matzenauer lächelnd ab und ließ

mich in recht übler Laune zurück. Denn dieser unvermuthete Gast legte mir unter allen Umständen einen gewissen nachbarlichen Verkehr auf, der mich umsomehr aus meiner glücklichen Ruhe und Stimmung zu bringen drohte, als der neue Ankömmling eben kein besonders angenehmer Mann war. Endlich erhob ich mich und ging auf mein Zimmer. Dort zündete ich die Lampe an und nahm ein Buch zur Hand. Aber mit dem Lesen ging es nicht; meine Gedanken schweiften beständig zu diesem Herrn Hirsch hinüber, den ich auch ganz deutlich in seinem Zimmer rumoren hörte; wahrscheinlich packte er seine Koffer aus. Und dabei erkannte ich neuerdings, wie dünn die Wände waren und erinnerte mich, was ich schon früher unter den verschiedenartigen Geräuschen gelitten, welche von allen Seiten zu mir herübergedrungen waren. In gelinder Verzweiflung trat ich ans Fenster und blickte hinaus, um zu sehen, ob nicht wenigstens für heute ein abendlicher Spaziergang möglich sei. Pfadlose Dunkelheit lag über der Gegend; ich war also ein Gefangener. Da fiel mir ein, daß ich einige nothwendige Briefe zu schreiben habe; ein Geschäft, das ich schon ungebührlich lange hinausgeschoben. Zu derlei kann man sich zwingen — und ich zwang mich. Als ich mich an den Schreibtisch setzte, verließ mein Nachbar das Zimmer und stapfte die Treppe hinunter. Nun hatte ich Luft — und bald war ich derart in meinen Gegenstand vertieft, daß ich mich erst wieder auf die Umstände besinnen mußte, als nach etwa zwei Stunden Herr Hirsch, von unserem Wirthe geleitet, zurückkehrte.

„Also gute Nacht, Herr Matzenoër!“ rief er. „Eigentlich wär' es die Pflicht der Cilli gewesen, mir herauf zu

leuchten — aber Sie sind ein vorsichtiger Mann!" Dabei gab er eine dröhnende Lachsalve von sich.

Herr Matzenauer empfahl sich, Herr Hirsch aber schritt im Zimmer auf und ab, wobei er polternd einige Gegenstände zurecht schob. Hierauf begann er eine Arie aus Norma zu pfeifen und in allen Tonarten zu singen. Endlich trat einige Ruhe ein, und ich glaubte zu erkennen, daß er anfing, sich zu entkleiden; wirklich fielen nach einer Weile seine schweren Stiefel mit dumpfem Schall zu Boden. Bald nachher folgte ein lautes, langgedehntes „Ah!" des Behagens; ein Zeichen, daß er sich im Bette ausgestreckt habe. Rasch entschlossen, bereitete auch ich mich zur Nachtruhe, schlüpfte unter die Decke und blies das Licht aus. Schon lag ich in halbem Schlafe, als ich plötzlich durch ein entsetzliches Röcheln aufgeschreckt wurde; es war, als würde nebenan Jemand erdrosselt. Sollte dem alten Mann etwas zugestoßen sein? — und schon wollte ich aus dem Bette springen. Aber meine Angst war grundlos. Denn ich hatte bald erkannt, daß jenes Röcheln nur das Präludium eines so kräftigen Schnarchens gewesen, wie ich es im Leben niemals vernommen. In allen Modulationen erklang es: bald wie der ruckweise, gleichmäßige Gang einer Sägemühle; bald in zitternden, gequetschten Gurgel- und Nasenlauten — bald mit so furchtbarem, langgezogenem Gerassel, als wollte es das stille, nachtschlafende Haus in seinen Grundfesten erschüttern.

II.

Am Morgen stand es bei mir fest: mit diesem Manne konnte ich nicht unter einem Dache bleiben. Die Frage war nur: was beginnen? Aber hatte ich mir denn nicht schon längst vorgenommen, einmal nach Graz zu fahren? Ich mußte mich ja mit manchem Nothwendigen, vor allem mit gewissen Büchern versorgen, die ich in jener Stadt aufzutreiben hoffte. Auch fiel mir jetzt ein, daß dort einer meiner Verwandten lebe, welchen aus solcher Nähe aufzusuchen, eigentlich meine Pflicht war. Ich konnte mich ja mehrere Tage, konnte mich eine Woche ferne halten — und bis dahin würde Herr Hirsch wohl abgereist, oder doch wenigstens nicht lange mehr hier sein. Also nach Graz! Ich beeilte mich, diesen rettenden Gedanken mit Benützung des nächsten Bahnzuges zur That zu machen, kleidete mich, während mein Nachbar noch hörbare Schlummertöne von sich gab, rasch an und begab mich zum Frühstück hinunter, wobei ich meinen Entschluß Herrn Matzenauer ankündigte.

„Was?“ rief dieser betreten. „Sie wollen fort? Doch nicht etwa wegen des Herrn Hirsch?“

„Allerdings.“

„Das sollten Sie nicht. Lernen Sie ihn nur erst näher kennen. Er hat zwar seine Eigenheiten — ist aber ein ganz gemüthlicher alter Mann.

„Er schnarcht wie ein Bär.“

„Daran würden Sie sich bald gewöhnen. Auch könnten Sie ja ein anderes Zimmer nehmen.“

„Das ist mir zu umständlich,“ sagte ich kurz abweisend.

„Nun, ich meinte ja nur. Sie begreifen, wie leid es mir thut, Sie zu verlieren; ich hatte gehofft, daß Sie über Neujahr bleiben würden. Wenn Sie übrigens wirklich wieder kommen — —“

„Gewiß komme ich wieder. Ich lasse ja meine Sachen zurück und nehme nur das Nothwendigste mit. Ich hätte mich jedenfalls auf kurze Zeit nach Graz begeben, denn ich habe dort zu thun. Erwähnen Sie daher Herrn Hirsch gegenüber nichts; ich möchte nicht gerne Jemanden verletzen.“

Nach einer halben Stunde fuhr ich mit Plaid und Handkoffer ab.

* * *

Als ich wieder eintraf, war meine erste Frage:

„Nun, ist er fort?“

„Noch immer nicht,“ erwiderte Herr Matzenauer verlegen und überdies sichtlich verstimmt. „Er hat einen Brief von seinem Sohn erhalten, worin dieser mittheilt, daß er sich noch einige Tage in Venedig aufzuhalten gedenke.“

„Das war vorauszusehen!“ rief ich ärgerlich. „Aber was haben Sie denn? Sie machen ja ein ganz saueres Gesicht.“

Herr Matzenauer kratzte sich leicht am Hinterhaupte.

„Ich will Ihnen nur gestehen,“ sagte er, „daß es mir jetzt auch schon zu viel wird.“

„Wieso?“

„Nun sehen Sie: ich bin Hotelbesitzer, und als solcher muß ich auf Gewinn bedacht sein. Daher war mir auch das Erscheinen eines neuen Gastes sehr angenehm. Herr

Hirsch ist ein reicher Mann — oder vielmehr sein Sohn ist es — und der Alte läßt viel aufgehen. Aber er macht auch die unglaublichsten Ansprüche. Alle erdenklichen Möbel will er in seinem Zimmer haben; kein Stuhl ist ihm weich, kein Bett lang und breit genug, fast täglich muß irgend ein Umtausch getroffen werden. Und jederzeit sollen Leckerbissen da sein. Die sind aber auf dem Lande — und nun gar für eine Person — schwer zu beschaffen; in erster Linie kosten sie Geld. In Folge dessen findet Herr Hirsch, der bei allem Wohlleben mit dem Kreuzer knickert, die Rechnung immer zu hoch beziffert. Meine Frau will schon gar nicht mehr für ihn kochen, weil ihm kaum eine Speise recht zubereitet ist; ich muß mich rein aufs Bitten verlegen."

„Hm —"

„So anspruchsvoll war er doch im Sommer nicht. Freilich hatte er da eine gewisse Diät zu befolgen — auch mußte er sich der anderen Gäste wegen Zwang auferlegen; denn er hatte noch das Kurhaus in frischer Erinnerung."

„Das Kurhaus?"

Herr Matzenauer erröthete leicht.

„Ich hab' es Ihnen früher verschwiegen — aber jetzt sollen Sie's wissen. Er hatte sich bei der ganzen Badegesellschaft unleidlich gemacht. Jedermann wich ihm aus, besonders die Damen — und schließlich wollte man ihn nicht einmal mehr am Kurhaustische dulden. Da hat er sich zu mir geflüchtet, damit er doch etwas zu essen bekommt."

„Sehen Sie wohl! Aber was hilft's?" fuhr ich resignirt fort. „Man muß Geduld haben. Er wird doch nicht ewig hier bleiben."

„Das hoff' ich auch. Wenn er mir nur nicht die paar Stammgäste aus der Schankstube vertreibt. Ich muß sie jetzt im Winter doppelt schätzen. Es sind stille, ernsthafte Leute, und seit die Abende länger geworden, machen sie gern unter sich eine Tarokpartie. Herr Hirsch aber, der sich zu Tod langweilt und überdies aufs Spiel versessen ist, wie der Teufel, möchte immer mithalten. Die Anderen wollen jedoch durchaus nicht; man hat hier zu Lande noch immer eine gewisse Antipathie gegen die — Sie verstehen mich. Und überhaupt wollen sie mit keinem Fremden spielen. Das aber können sie ihm doch nicht verwehren, daß er sich zu ihnen setzt und dem Spiel zusieht. Und wenn er sich ruhig verhielte, möcht' es immerhin sein. Aber er macht in einemfort Bemerkungen und Ausstellungen; dabei werden die Leute confus und ärgern sich. Erst vorgestern sagte der Tischler, der nicht gerade der Feinste ist, zu mir: Sie, Herr Matzenauer, wenn Sie uns den alten Juden nicht vom Tisch halten, so wandern wir in die Sonne aus. — Denken Sie nur: in die elende Kneipe am untersten Ende des Platzes! Hierauf hab' ich dem Hirsch die Sache sehr deutlich zu verstehen gegeben — aber am nächsten Tage saß er schon wieder dort. Am Ende kommt es noch zu einem Skandal!"

Mit diesem Ausruf schloß Herr Matzenauer seine Auseinandersetzungen und entfernte sich eilig, da draußen nach ihm verlangt wurde.

Ich aber blieb bei dem Glase Bier sitzen, das ich mir bei meiner Ankunft in das Speisezimmer hatte bringen lassen. Der Tag neigte sich dem Abend zu. Die letzten Strahlen der Novembersonne fielen schräg durch die Scheiben auf den Fußboden des Gemaches; im Ofen flackerte, der

Jahreszeit angemessen, ein leichtes Feuerchen; aus der Schankstube herein tönte das Ticken der Schwarzwälderuhr — und hin und wieder ein Wort, ein Ausruf, welcher sammt leisem Kartengeräusch anzeigte, daß die Winterstammgäste bereits mit einer nachdenklichen Tarokpartie begonnen hatten. Dies Alles heimelte mich wieder ganz traulich an, und nur das Bewußtsein, daß Herr Hirsch noch immer im Hause sei, ließ kein volles Behagen in mir aufkommen.

Da vernahm ich, wie er draußen eintrat.

„Aha! Die Spielratten schon beisammen! Glück auf, Herr Gamilschegg! Sie haben gestern Pech gehabt. Aber Sie haben auch miserabel gespielt. Warten Sie, heute setz' ich mich zu Ihnen. Da wird es gleich besser gehen!"

Der Ortskaufherr murmelte Etwas, das ich nicht verstehen konnte. Herr Hirsch aber rückte sehr hörbar einen Stuhl heran, während das Spiel seinen Fortgang nahm. Und es dauerte nicht lange, so begann er Kritik zu üben.

„Aber warum denn eine Farbe, Herr Gamilschegg? Tarok hätten Sie bringen sollen. Also jetzt Tarok! Nicht so nieder — höher! höher!"

„Sie machen mich ja ganz irre, Herr von Hirsch — —"

„Nichts da! Nur fort so — Tarok und wieder Tarok!"

„Sie haben leicht rathen, Herr Hirsch," warf eine brummige Stimme ein, die offenbar dem Tischler angehörte. „Sie sehen ja in alle Karten!"

„Wie heißt sehen?" rief Hirsch, bei dem sich im Eifer specifische Anklänge geltend machten. „Nichts seh' ich! Gar nichts! — So, Herr Gamilschegg! Und jetzt den Scüs d'rauf! Gewonnen! Was hab' ich gesagt?"

Die Karten wurden gemischt und von neuem umge-

geben. Aber Herr Gamilschegg schien wieder nicht zur Zufriedenheit seines Mentors zu spielen; denn dieser erschöpfte sich in Verweisen und Rathschlägen. Das dauerte noch eine Weile; endlich schien es den Anderen zu viel zu werden. Karten wurden auf den Tisch geworfen, und gleich darauf erdröhnte die vorige Stimme: „Entweder Sie halten Ihr Maul — oder wir hören zu spielen auf!"

Einen Augenblick war es still. Auf solche Worte zeigte sich Herr Hirsch zweifelsohne nicht vorbereitet. Endlich stammelte er: „Seien Sie doch nicht so grob, Herr Schreinermeister."

„Grob oder nicht. Wir brauchen Niemand, der uns beständig dreinred't!"

„Dreinreden? Ich rede ja gar nicht darein!"

„Gewiß, Sie stören das Spiel, Herr von Hirsch," warf der Krämer sehr artig, gleichsam als Entschuldigung ein.

„Ich meinte es ja gut! Ich habe Ihnen helfen wollen — —"

„Das ist nicht nothwendig!" donnerte der Tischler. „Der Herr Gamilschegg weiß selbst, wie er zu spielen hat. Und kurz und gut: Schauen Sie, daß Sie weiter kommen, sonst zeigen wir Ihnen, wo die Thür ist."

Auf diese Thathandlung wollte es der so roh Zurechtgewiesene jedenfalls nicht ankommen lassen, denn er erschien sofort im Speisezimmer, bleich, mit schlotternden Knieen. Er wankte mühsam bis zu einem Stuhl, der in der Nähe des Fensters stand, sank darauf nieder und bedeckte sein Antlitz mit den beringten Händen.

„Gott, du Gerechter! Nirgends will man mich dulden — überall stößt man mich weg — was soll ich

thun, was soll ich beginnen, ich armer, geschlagener Mann!“

Dieser halblaute Ausbruch eines tiefen, verzweiflungsvollen Schmerzes hatte etwas Ergreifendes. Ich war, um es offen zu bekennen, der dramatischen Scene, die sich nebenan abgespielt, nicht ganz ohne Schadenfreude gefolgt; nun aber schlug dieselbe sofort in Mitleid um. Ich machte eine Bewegung.

Jetzt erst gewahrte er mich und sah mich lange mit steigender Aufmerksamkeit an; er wollte offenbar Erinnerungen sammeln, was ihm aber nicht zu gelingen schien. Endlich stand er auf, näherte sich mir und sagte ohne jegliches Zeichen der Beschämung oder Verlegenheit, nur im Tone einer vorwurfsvollen Anklage: „Haben Sie gehört, wie man mich da draußen behandelt hat?“

„Leider hab' ich es hören müssen. Aber nehmen Sie die Sache nicht zu schwer. Sie hätten sich mit diesen Leuten gar nicht einlassen sollen.“

„Da haben Sie Recht! Es ist gemeines Volk. Aber ich bin nun einmal ein vorurtheilsloser Mann und kenne keine Standesunterschiede — obgleich ich allen Grund hätte, solche zu machen. Denn ich habe im Leben mit den höchsten Persönlichkeiten verkehrt — und erst unlängst bei einer Whistpartie assistirt, an welcher ein General und zwei Hofräthe theilgenommen.“

„Desto vorsichtiger hätten Sie sein sollen.“

„Richtig! Ganz richtig! Vorsichtig hätte ich sein sollen! Leider, leider bin ich es nie gewesen! — Aber mit wem habe ich eigentlich die Ehre, zu sprechen?“ fuhr er fort, indem er plötzlich eine stolze Haltung annahm.

Ich nannte meinen Namen.

Er sah nachdenklich in die Luft und schüttelte dann den Kopf, um anzudeuten, daß er diesen Namen niemals gehört habe.

„Und sind Sie von hier?"

„Nein."

„Und von wo, wenn ich fragen darf?"

„Aus Wien."

„Aus Wien!" rief er laut und breitete die Arme aus, als wollte er mich ans Herz drücken. „Aus Wien! Da kennen Sie gewiß meinen Sohn!"

„Ich habe nicht die Ehre."

„Was? Sie kennen den Hirsch nicht? Den Ritter von Hirsch? Großhändler — Director der *Bank? — Aber Sie sind wohl nicht von der Geschäftswelt?"

„Nein, ich bin nicht von der Geschäftswelt."

„Und was sonst, wenn ich mir erlauben darf?"

„Ich privatisire."

Diese Antwort hatte ich schon ganz anderen Leuten, als Herrn Hirsch, ertheilt.

„Ah so! Ah so! Und was machen Sie denn hier?"

„Ein Landaufenthalt — —"

„Ein Landaufenthalt? Um diese Zeit? Bei beginnendem Winter? Seltsamer Geschmack! Wenn ich mit meinem Sohn, der gegenwärtig in Venedig ist, nicht hier ein Rendezvous hätte, würde mich dieses Nest nicht mehr zu Gesichte bekommen haben." Und dann ganz plötzlich: „Spielen Sie Karten?"

„Niemals."

„Was? Ein Wiener — und nicht Karten spielen? Schämen Sie sich! Aber doch Billard? Wie?"

„Nun ja, hin und wieder — wenn sich's gerade trifft — —"

„Schön! Da können wir uns gleich unterhalten!" Und er rannte auf das Billard los.

Ich wollte Einwendungen erheben.

„Nein! Nein! Sie dürfen es mir nicht abschlagen! Sie müssen mit mir spielen!"

Und da ich immer noch keine rechte Bereitwilligkeit zeigte, fuhr er in flehendem Tone fort: „Ich bitte, spielen Sie mit mir!"

„In Gottes Namen! Fünf Partien."

„Bravo! Fünf Partien! Aber wir müssen Licht haben — es wird schon ganz dunkel. Herr Matzenoër! Herr Matzenoër!"

Und als dieser in dienstfertiger Eile erschien: „Zünden Sie die Lampe an! Ich werde mit diesem Herrn Billard spielen!"

Er war offenbar in gehobenster Stimmung und hatte den unangenehmen Vorfall bereits vollständig vergessen.

Herr Matzenauer sah mich erstaunt an, machte Licht und begab sich in die Schankstube zurück, aus welcher sich die Gäste inzwischen entfernt zu haben schienen.

„So, nun können wir beginnen," rief Herr Hirsch, einen Kugelstab aus der Lade ziehend. „Wählen Sie nur eine gute Queue — das ist die Hauptsache. Ich gebe Acquit. Und nun zeigen Sie, was Sie können."

„Da werden Sie nicht viel sehen. Ich bin ganz aus der Uebung."

„Bescheidenheit! Pure Bescheidenheit! Ich bin überzeugt, daß Sie vortrefflich spielen. Aber an mir sollen Sie Ihren Meister finden."

„Daran zweifle ich nicht," erwiderte ich, den ersten Stoß vollführend.

„Ausgezeichnet! Sehen Sie, wie Sie es treffen! Aber geben Sie Acht: nun komme ich!"

Damit legte sich Herr Hirsch mit seiner ganzen Wucht auf das Billard und zielte lange. Da er aber zu tief ansetzte und übermäßig stark zustieß, so sprang der Ball in die Höhe und über den Rand hinaus.

„Oho! Nicht geschmiert! Wo ist die Kreide? Wer schlecht schmiert, fährt schlecht!"

Er lachte laut über den abgedroschenen Witz.

Die Partie nahm ihren Fortgang. Herr Hirsch lobte mein Spiel überschwänglich, suchte mich aber stets durch prahlerisch angekündigte „Kunststöße" zu überbieten. Da jedoch diese fast durchgehends mißlangen, so kam es, daß ich zuletzt Sieger blieb. Als ich jetzt die Queue aus der Hand legen wollte, gab dies mein Gegner nicht zu. Er könne sich nicht überwunden geben, sagte er, und es müßten noch fünf Partien gespielt werden. Ich machte gute Miene, da ich mich aber bereits entsetzlich langweilte und in Folge dessen sehr unaufmerksam spielte, so gewann diesmal Herr Hirsch.

„Und jetzt die Meisterpartie!" rief er.

„Was?"

„Gewiß! Nunmehr stehen wir gleich; eine letzte Partie muß den Ausschlag geben."

Es kam mir nicht mehr darauf an, und um wirklich ein Ende zu machen, ließ ich ihn gewinnen.

„Sehen Sie," rief er strahlend vor Triumph, „ich hab' es Ihnen vorausgesagt! — Aber nun wollen wir

soupiren! Sie werden wohl auch zu Abend essen und mir erlauben, daß ich mich an Ihren Tisch setze."

Ich konnte nichts dagegen haben und ließ es geschehen, daß er den Wirth herbeirief.

„Herr Matzenoër, ich werde mit diesem Herrn soupiren! Was Sie mir zu bringen haben, wissen Sie. Auch eine kleine Flasche Bordeaux!"

Da ich in Graz sehr früh zu Mittag gegessen hatte, bestellte auch ich Etwas.

Als wir an dem frisch gedeckten Tisch saßen, füllte Herr Hirsch sein Spitzglas und hob es, mir zutrinkend, empor.

„Auf unsere Bekanntschaft!" sagte er mit Emphase. Plötzlich aber hielt er inne und blickte mich starr an. „Seltsam! Ich muß Sie doch schon irgendwo gesehen haben."

„Gewiß," erwiderte ich lächelnd. „Vor acht Tagen auf demselben Platze."

Im Antlitz des Herrn Hirsch vollzog sich eine unbeschreibliche Veränderung; es ging sozusagen aus den Fugen.

„Das waren Sie?" stammelte er. Dann verstummte er und seine Unterlippe sank herab. Mit einem Mal aber lachte er laut auf, stemmte die Hände in die Seiten und rief: „Was haben Sie damals von mir gedacht?"

Ich zuckte ausweichend die Achseln.

„Nein, nein! Nur heraus damit! Sie haben sich gedacht: dieser Mann hat keine Lebensart."

„Nun — wenn Sie selbst — —"

„Nicht wahr, ich hab' es getroffen? O, ich weiß, ich weiß! Man glaubt das allgemein von mir. Aber ich

sage Ihnen: ich habe Lebensart — ich muß Lebensart haben, denn ich bewege mich in Wien in der feinsten Gesellschaft. Auf dem Lande freilich, in der Fremde, laß ich mich gehen."

Wie um diese Behauptung zu erhärten, fuhr er mit dem Messer in einen kleinen Berg von Caviar, den man ihm auf einem Schüsselchen vorgesetzt hatte, und führte die Spitze zum Munde.

„Ausgezeichnet! Echter Astrachan! Davon müssen Sie kosten! Ich habe ihn eigens für mich kommen lassen. Aber so versuchen Sie doch!"

Ich wollte ihn nicht verletzen und nahm ein Bischen von dem großkörnigen Roggen, der in der That vortrefflich war.

„Sie sind ein Feinschmecker," sagte ich.

„Ja, das ist meine Schwäche — meine einzige Schwäche. Wenn Sie so lange leben, wie ich, werden Sie gleichfalls dahinter kommen, daß ein guter Bissen der reellste Genuß ist. Und ich kann's vertragen. Meine Verdauung läßt nichts zu wünschen übrig. Für wie alt halten Sie mich?"

„Etwa sechzig —"

„Fehlgeschossen! Weit fehlgeschossen! Siebzig, sage ich Ihnen, siebzig! Zweiundsiebzig! Ja, man sieht es mir nicht an. Ein wenig Gicht in den Beinen — im übrigen bin ich vollkommen gesund und nehme es noch mit manchem Jungen auf. — Aber nun rathen Sie, was ich mir nach dem Caviar bestellt habe?"

„Nun, was denn?"

„Wildschwein! Köstliches Wildschwein, das ein benachbarter Förster in die Küche geliefert hat. Es ist jetzt

gerade die Zeit. Sie sehen mich an? Sie lachen? Sie wundern sich, daß ich als Jude derlei esse."

„Daran habe ich gar nicht gedacht."

„Sie haben! Sie haben! Aber Sie sehen keinen Orthodoxen vor sich — obgleich ich in Galizien unter solchen aufgewachsen bin. Ich war seit jeher ein Freidenker, ein Aufgeklärter und habe deswegen in früherer Zeit — jetzt ist es freilich ganz anders — manches Aergerniß erregt. Und nun gar bei meiner Frau! Die war — Gott lasse Sie ruhen — in solchen Dingen von einer Strenge — eine wahre Chassidin! Etwas zu genießen, das gegen die Speisegesetze verstieß, erschien ihr als das größte Verbrechen. Seligmann, sagte sie oft zu mir, wenn ich in dieser Hinsicht gesündigt hatte, Seligmann — so heiße ich nämlich — Du bist ein Abtrünniger! Und erst am Sabbath! Da hatt' ich meine Noth. Keine Pfeife durfte ich mir anzünden — damals rauchte man noch aus Pfeifen —, keinen Brief durfte ich schreiben — nicht einmal lesen. Aber dabei war sie eine prächtige Frau, wie man heutzutage keine mehr findet. Und von einer Schönheit! Geweint hab' ich, geweint wie ein Kind, als man ihr am Hochzeitstag die tiefschwarzen Haare abschnitt. Welch ein Unsinn! Aber damals ging es nicht anders. Ja, das war eine Frau, meine Gittel!" Er versank in sich und seine Augen wurden feucht.

Jetzt erschien der Eberbraten. Herr Hirsch blickte empor. „Nun? Sieht das nicht appetitlich aus? Nehmen Sie doch auch ein Stückchen!" Und trotz meiner Einwendungen legte er mir eine Schnitte auf den Teller und fuhr, während er behaglich zu schmausen anfing, fort: „Es ist seltsam, wie sich manchmal die Dinge fügen. Ich habe

eine eingefleischte Jüdin zur Frau gehabt, obgleich ich selbst, wie schon gesagt, niemals ein besonders guter Jude gewesen bin. Mein Sohn ist es viel mehr als ich — und sehen Sie; der hat wieder eine Frau, die sich ihres Judenthums schämt. Sie stammt aus sehr feinem, vornehmem Hause — und gebildet ist sie — gebildet! Alle Sprachen spricht sie — und Bücher liest sie, von denen wir Beide keine Ahnung haben. Aber sie ist auch eitel, sehr eitel! Alles, was in Wien irgendwie hervorragt, soll sich in ihrem Hause versammeln: Staatsmänner, Gelehrte, Künstler und Schriftsteller. Und die meisten kommen auch — obgleich man noch immer sehr gegen uns eingenommen ist — und Diejenigen, die es nicht merken lassen wollen, sind es am meisten. Alle diese Leute erscheinen wohl im Salon, setzen sich auch nicht ungern an die Tafel — so bald sie aber wieder draußen sind, schütten sie sich schon auf der Treppe gegen die Juden aus. Ich weiß das. Und auch meine Schwiegertochter weiß es, obwohl sie es sich nicht eingestehen will. Daher fühlt sie sich im Geheimen verstimmt, gedemüthigt. Und mein Sohn liebt sie. Fabelhaft ist es, wie er sie liebt. Zehn Jahre sind sie schon verheirathet — und noch immer ist er so feurig, so voll Anbetung, wie am ersten Tage. Und sie ist nichts weniger als schön. Geist hat sie freilich — Geist und Energie. Sie wird es dahin bringen, daß sich mein Sohn taufen läßt — oder wenigstens die Kinder, damit sie nicht mehr als Hebräer in der Welt herumlaufen."

„Und wäre Ihnen dies sehr unerwünscht?"

„Unerwünscht? Mir? Mein Gott, Sie wissen ja, daß ich kein Fanatiker bin, und schon vor Jahren hab' ich es zum Entsetzen der Gemeinde ausgesprochen, daß uns Allen

schließlich nichts anderes übrig bleiben wird. — Und selbst wenn es mir nicht recht wäre, was könnt' ich dagegen thun? Man muß seine Kinder gewähren lassen." Er seufzte und schob nachdenklich den Teller bei Seite.

„Haben Sie mehrere Kinder?" fragte ich nach einer Pause.

„Gehabt! Gehabt! Im Ganzen waren es vier; zwei davon sind schon in früher Jugend gestorben. Nur dieser Sohn ist mir geblieben — und eine Tochter." Er schwieg eine Zeit lang, dann fragte er plötzlich: „Kennen Sie den König Lear von Shakespeare?" (Er sprach Liar und Schikispir aus.)

„Ja — ich kenne das Stück."

„Nun also: ich bin auch so ein König Liar! Doch nein," fuhr er mit hastiger Einschränkung fort, „Sie dürfen nicht glauben, daß meine Tochter eine Recha oder Gonowril ist — aber sie ist auch keine Ophelia. Ich will Ihnen die Sache erklären." Er lehnte sich weit zurück und fuhr nach einer Pause fort: „Wie Sie mich da vor sich sehen, bin ich ein armer Mann. Das heißt, wie man's nimmt — ich habe, was ich brauche. Aber ich bin einst ein reicher, sehr reicher Mann gewesen. Und das zweimal. Das erste Mal in Polen. Ich stand dort mit dem ganzen Adel in Verbindung, der meine Hilfe in Anspruch nahm, wenn er sich in Verlegenheit befand. Und da war ich zu gutmüthig; ich konnte nichts abschlagen — und so verlor ich fast mein ganzes Vermögen. Mit dem Rest ging ich sammt den Kindern — meine Frau war inzwischen gestorben — nach Wien. Sie können sich keinen Begriff machen, wie schwer es damals für Unsereinen war, dort Fuß zu fassen. Aber es gelang mir. Ich knüpfte nach und nach Geschäftsver-

bindungen an — und wurde wieder der reiche Hirsch. Mit der Zeit war meine Sarah — das ist die Tochter — mannbar geworden. Eine Schönheit, sag' ich Ihnen! Freilich ganz anders als die Mutter — aber eine Schönheit. Die heutigen Maler, die immer nur Weiber mit rothen Haaren malen, würden sich um sie gerissen haben. Gefärbtes Haar kommt jetzt sehr häufig vor; aber das ihre war von Natur rothes Gold, und aufgelöst, fiel es wie eine Schleppe zu Boden. Nun besaß ich einen Geschäftsfreund, der hieß Mandel — ein sehr wohlhabender Mann, wohlhabender als ich. Der hatte einen Sohn, und dieser verliebte sich natürlich sofort in die Sarah. Eines Tages kommt der alte Mandel zu mir und sagt: Hören Sie, Hirsch, geben Sie Ihre Tochter meinem Sohn. Ich werde ihm kaufen ein Gut in Ungarn — das war schon nach dem Jahre Achtundvierzig — und Ihre Sarah kann werden eine Schloßfrau. Ich sagte nicht ja, ich sagte nicht nein. Die Partie war gut, sehr gut — aber der junge Mandel gefiel mir nicht. Er war mir zu unansehnlich, zu häßlich — mit Respekt zu melden, eine wahre Vogelscheuche. Ich rief mir also die Sarah und sagte: Sarah, sagt' ich, der junge Mandel hat um Dich geworben. Ich rede Dir nicht zu. Nimmst Du ihn, so nimmst Du ihn, wenn nicht, nicht. Nun hatte ich erwartet, daß sie die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und aus dem Zimmer laufen würde. Aber nichts da! Sie erwiderte ganz ruhig: Warum soll ich den jungen Mandel nicht nehmen, Vater? Ich nehm' ihn. Bald darauf war Hochzeit, eine glänzende Hochzeit. Ich aber drückte mich dabei in ein Nebenzimmer, denn ich schämte mich, daß meine Tochter einen solchen Untham zum Mann genommen, während die Andern glaubten,

ich hätte mich zurückgezogen, um im Stillen Freudenthränen zu vergießen wegen der reichen Heirath. Und so haben mich die Menschen niemals verstanden — niemals!“ Er riß bei diesen Worten mit heftiger Armbewegung eine Cigarrendose aus der Brusttasche und schickte sich zu rauchen an.

Nachdem er einige mächtige Wolken von sich geblasen, fuhr er fort: „Mit dieser Hochzeit begann wieder mein Unglück. Denn bald darauf erlitt ich Verluste — ungeheure Verluste. Die Börse! Die Börse! Was sollte ich beginnen? Ich war ein Bettler uud schämte mich, auf die Straße zu gehen. Mein Sohn, der nun für sich selbst sorgen mußte, trat, obgleich er eben die Jura absolvirt hatte, in ein Wollgeschäft — und i ch, — nun, ich begab mich zu meiner Tochter nach Ungarn. Empfangen haben Sie mich dort sehr anständig — sehr, das muß ich sagen. Aber es dauerte nicht lange, so nahm die Sache eine schiefe Wendung. Ich bin seit jeher ein thätiger Mann gewesen und kann nirgends so ganz müßig zusehen. Ich wollte daher meinem Schwiegersohne bei Verwaltung des Gutes an die Hand gehen; denn ich hatte in Polen allerlei Einblicke in die Landwirthschaft bekommen. Meine Tochter aber legte sich sofort ins Mittel. Reden Sie doch — damals sagten die Kinder noch Sie zu mir — reden Sie doch dem Aladar — eigentlich heißt er Aron — nicht darein, lieber Vater; Sie sind ein Schlemihl. Das that mir weh — von meinem eigenen Fleisch und Blut. Aber Recht hatte sie! Ich war ein Schlemihl. Also schwieg ich und kümmerte mich um nichts mehr. Doch was sollte ich den ganzen geschlagenen Tag in dem öden Schlosse auf der ungarischen Pußta? Ich suchte zuweilen ein nahe

gelegenes Städtchen auf, wo sich die Landedelleute aus der Umgebung in einem Kaffeehause zusammen zu finden pflegten. Dort wurde, besonders an Markttagen, stark gespielt. Ich war nicht ganz ohne Mittel, denn mein Sohn verdiente bereits und schickte mir von Zeit zu Zeit, was er entbehren konnte — und so hielt ich mit. Aber das Unglück verfolgte mich nun einmal — ich verlor — bis ich endlich eine Spielschuld auf mir sitzen hatte. Nicht allzu hoch, aber zahlen konnt' ich sie nicht und mußte mich, wenn auch ungern, in meiner Verlegenheit an Sarah wenden. Sie hatte zwar von mir eine ansehnliche Mitgift erhalten; aber ich wußte, daß sie seit jeher geizig war, sehr geizig. Wozu brauchen Sie zu spielen, Vater? Diesmal will ich Ihnen das Geld geben, aber spielen dürfen Sie nicht mehr; Sie sind jetzt ein armer Mann. Das war das Zweite. Aber Recht hatte sie: ich w a r ein armer Mann. Rührte also keine Karte mehr an. Doch dabei blieb's nicht. Es kam zum Vorschein, daß ich zu wählerisch im Essen und Trinken sei, und als ich eines Tages zufällig ein wenig hustete, hieß es: Sie rauchen zu viel, Vater. Warum rauchen Sie so viel? Es wird Ihnen schaden. Ich verstand den Wink — und der riß den Faden entzwei. Denn wer mir meine Cigarre nimmt, der nimmt mir mein Leben. Ich erwiderte nichts, obgleich mir das Herz zerspringen wollte; am nächsten Tag aber reiste ich ab und ließ Sarah mit ihrem Aladar allein. Denn Kinder haben sie nicht."

Er war bei dieser Erzählung in Aufregung gerathen, und als er jetzt schwieg, athmete er heftig. Die geliebte Cigarre war ihm ausgegangen; aber er machte keinen Versuch, sie wieder anzuzünden, und blickte starr vor sich hin.

„Fast könnte man sagen," fuhr er nach einer Weile mit tonloser Stimme fort, „auf diese Weise straft sie Gott. Denn auch meine Tochter ist eine echte Jüdin: sie kränkt sich, daß sie unfruchtbar geblieben."

Ich wollte ihn ermuntern und sagte: „Dafür erleben Sie ja, wie es scheint, an Ihrem Sohne umso größere Freude."

Er sah betroffen empor. „An meinem Sohne? O ja! Gewiß! Mein Sohn ist ein edler Mensch — von dem kann ich haben, was ich will. Aber" — er warf sich dabei in die Brust — „er ist mir auch Dank schuldig. Ich habe an seiner Erziehung nichts gespart und ihm sogar einen Hofmeister gehalten. Wie schon gesagt, er ist Jurist und hätte, wie mancher Andere, in Staatsdienste treten — hätte Carriere machen können. Im vorigen Jahre wollte man ihn um jeden Preis in den Reichsrath wählen. Aber er hat es vorgezogen, ganz und gar Kaufmann zu bleiben. Und als solcher ist er einzig. Seine Combinationen, seine Unternehmungen gehen ins Großartige. Er ist bereits Millionär."

„Ich gratulire. Und Sie leben bei ihm in Wien?"

„Natürlich! Natürlich! Das heißt, ich habe bei ihm gelebt. Aber da war wieder die Schwiegertochter der Stein des Anstoßes. Sie begreifen: die doppelte Eifersucht der Gattin und Mutter. Die Frau weiß, welche Stücke mein Sohn auf mich hält — und dann die Enkel! Ach, wenn Sie meine Enkel kennen würden!" fuhr er mit aufleuchtenden Augen fort. „Ein Knabe und ein Mädchen. Wahre Engel! Besonders die Kleine, die Jenny — sieben Jahre ist sie alt. Reizend, sage ich Ihnen, reizend! Und ihren alten Großvater lieben sie abgöttisch! Da gab es

denn immer Neid und Zwistigkeiten im Hause — so daß ich es endlich vorzog, für mich allein zu wohnen. Aber ganz in der Nähe, ganz in der Nähe; ich kann jeden Augenblick —“ Er brach plötzlich ab, als fehle es ihm an Athem, und rückte, in Gedanken versinkend, unruhig auf seinem Sitze hin und her.

Ich erwiderte nichts, und so trat längeres Schweigen ein. Er schien ganz und gar um seine mittheilsame Stimmung gebracht und beachtete mich kaum mehr. Sein Blick hatte etwas Erloschenes, Verglastes bekommen, seine Wangen waren eingesunken, seine Züge schlaff geworden — er sah mit einem Male wirklich sehr alt aus.

Jetzt stand er ganz unvermittelt auf und sagte: „Ich gehe zu Bett. Wohnen Sie auch hier?“ Und ohne meine Antwort abzuwarten oder gute Nacht zu sagen, hatte er sich entfernt.

Ich blieb nachdenklich sitzen. Ich hatte den Alten ohne Zweifel an einer sehr empfindlichen Stelle berührt, und bei einigem Nachsinnen konnte ich leicht herausbringen, wie das zusammenhing. Trotz seiner Unformen und Schwächen flößte er mir jetzt Theilnahme ein; denn ich empfand, daß er ein unglücklicher Mann war. Als nunmehr Herr Matzenauer erschien und mich, während er den Tisch abräumte, mit einiger Ironie fragte, wie ich mich mit Herrn Hirsch unterhalten habe, gab ich gar keine Antwort. Bald darauf in meinem Zimmer angelangt, hörte ich meinen Nachbar bereits schnarchen. Aber nicht so entsetzlich wie damals. Oder schien es mir nur so?

III.

Als ich am nächsten Tage von meinem gewohnten Morgenspaziergange nach Hause zurückkehrte, stand Herr Hirsch unten am Thore. Er sah wieder ganz frisch und munter aus und hatte einen von Neuheit funkelnden Cylinderhut unternehmend auf dem rechten Ohre sitzen; in der Hand hielt er eine kleine Reisetasche. Er schien mich kaum wieder zu erkennen und erwiderte meinen Gruß fast wie den eines Fremden.

„Nun, wie haben Sie geschlafen?“ fragte ich in meiner Betroffenheit.

„Vortrefflich!“ entgegnete er herablassend. „Und jetzt fahre ich nach M... Es ist zwar ein wenig frostig heute; aber das thut nichts. Kennen Sie den Ort?“

Ich verneinte.

„Ein ganz stattlicher Marktflecken, wo jeden Tag herrschaftliche Beamte zusammen kommen. Sie haben eine Art Casino errichtet, und da geht es ganz lustig zu. Ich bin in diesem Sommer öfter dort gewesen und begreife gar nicht, daß ich diese Gesellschaft nicht schon längst wieder einmal aufgesucht habe, statt mich hier wie ein Mops zu langweilen. Kommen Sie vielleicht mit? Die Züge gehen ganz bequem; um zehn Uhr Abends sind wir wieder zurück.“

Ich lehnte dankend ab.

„Nun dann Adieu!“ Er legte einen Finger an die Hutkrämpe und schlug den Weg nach dem Bahnhofe ein, der, außerhalb des Ortes liegend, mit einem kurzen Gange zu erreichen war.

So also benahm sich heute der Mann, der mir gestern sein ganzes Herz ausgeschüttet! Sein Entschluß aber, nach M . . . zu fahren, konnte mir nur angenehm sein. Denn trotz der Theilnahme, die ich für ihn zu hegen begonnen, hatte ich doch schon mit einem gewissen Bangen einer erneuten Einladung zum Billardspiel und sonstigen geselligen Anforderungen entgegen gesehen.

Als er Nachts zurückkehrte, saß ich in meinem Zimmer und las.

„Famos hab' ich mich unterhalten — famos!" rief er Jemandem, wahrscheinlich Herrn Matzenauer, im Flur so laut zu, daß ich es bis herauf hörte. „Das sind ganz andere Leute, als die hiesigen. Gleich morgen fahre ich wieder hin!"

In der That war Herr Hirsch am nächsten Tage nicht zu sehen; auch nicht am nächstfolgenden — und am dritten blieb er sogar über Nacht weg.

„Herr Hirsch wird Ihnen ja ganz und gar untreu," sagte ich beim Frühstück zu unserem Wirthe.

„In Gottes Namen!" entgegnete dieser ärgerlich. Es schien ihm doch nicht recht zu sein, daß der anspruchsvolle Gast sein Geld anderswohin trage. „Aber wissen Sie, was er in M . . . macht? Er spielt — und das ziemlich hoch. Denn dort ist eine richtige Bande beisammen. Der Verwalter und der sogenannte Forstmeister eines freiherrlichen Gutes, Beide so verschuldet wie der Besitzer selbst, und ein verlotterter Winkelschreiber, der früher einmal in der Gegend Amtmann gewesen: die Drei rupfen den alten Vogel, was das Zeug hält. Gestern mußte er von mir schon hundert Gulden borgen, und in der Hitze des Gefechtes hat er sicherlich den Zug versäumt. Wenn er nur

bis Mittag heimkommt. Es liegt oben ein Telegramm für ihn — wahrscheinlich von seinem Sohn."

Wirklich traf Herr Hirsch um zwölf Uhr ein. „Ein Telegramm!? Ein Telegramm!?" schrie er, während er die Treppe hinauf in sein Zimmer polterte. „Wo ist das Telegramm?" Dann nach einer Pause: „Mein Sohn kommt! Mein Sohn! Also jetzt gilt's, Herr Matzenoër! Machen Sie Ihrem Hotel Ehre! Das andere Zimmer ist doch, wie ich befohlen, in den letzten Tagen geheizt worden? Und dann einen Wagen! Einen Wagen auf Sechs! Mein Sohn kommt zwar leider allein — nicht mit Familie, wie ich gehofft — aber zu Fuß kann er nicht gehen. Zu Fuß nicht! Und sagen Sie Ihrer Frau, daß sie sich zusammen nehmen soll. Das Essen muß exquisit sein. Ein Diner! Ein Diner! Mein Sohn wird Appetit haben; denn ich weiß, daß er während der Fahrt nie Etwas zu sich nimmt."

Als er sich jetzt allein befand, rannte er bald in seinem, bald in dem für seinen Sohn bestimmten Nebenzimmer hin und her. Ich dachte, er würde vielleicht, erregt, wie er war, zu mir herüberkommen, um mich von dem großen Ereignisse in Kenntniß zu setzen. Aber es geschah nicht; er hatte mich offenbar bereits ganz vergessen.

Nun war ich aber denn doch ein wenig neugierig auf Herrn Hirsch junior, und da meine Essensstunde mit der betreffenden Bahnzeit zusammenfiel, so konnte ich voraussetzen, daß ich ihn im Speisezimmer würde sehen können.

Ich hatte auch eben mein Mahl beendet, als der Wagen angefahren kam und gleich darauf Vater und Sohn eintraten; der Letztere eine distinguirte, aber keineswegs

anspruchsvolle Erscheinung. Kleiner und viel zarter gebaut als sein Vater, wies er mit diesem überhaupt keinerlei Aehnlichkeit auf. Er hatte ein ausgesprochen jüdisches, scharf geschnittenes Profil; seine hohe und breite Stirn erschien in Folge einer frühen Glatze noch ausdrucksvoller und bedeutender; die Augen blickten etwas müde durch eine feine Stahlbrille. Er nahm geräuschlos an dem Tische Platz, den Herr Matzenauer mit großer Sorgfalt gedeckt hatte und auf welchem vier Kerzen in einer silberplattirten Girandole brannten.

„Da siehst Du das Speisezimmer!" rief Herr Hirsch senior pathetisch. „Zwar nicht elegant, aber gemüthlich. Laß Dir nur gleich ein Glas Bier geben; ich weiß, Du trinkst es gern. Es ist auch ganz ausgezeichnet — eigentlich das einzige Gute, das man hier haben kann. — Aber den Richard hättest Du doch mitbringen können!"

„Ich habe Dir schon gesagt, lieber Vater," erwiderte der Andere mit gedämpfter Stimme, „daß beide Kinder stark erkältet sind. Man mußte also trachten, sie so rasch wie nur möglich nach Hause zu bringen."

„Nun ja, nun ja — aber an der Bahn hätt' ich sie doch sehen können."

„Dann hätte man auch den langsamen Postzug benützen müssen — und das ist überhaupt unangenehm für Frauen und Kinder. Der Eilzug hält ja hier nur während der Badesaison."

„Es ist wahr, es ist wahr — — Nun, ich werde ja die lieben Engel morgen in Wien ans Herz drücken!"

Der Sohn erwiderte nichts. Er schien nachdenklich und kostete zerstreut von dem Biere, das man ihm gebracht. Ich aber wollte nicht länger Zeuge dieses Familiengespräches

sein, das der Alte in seiner gewohnten Ungebundenheit mit lautester Stimme führte, stand auf und entfernte mich.

Draußen war es mondhell. Ich ging, meine Cigarre zu Ende rauchend, eine Zeit lang auf dem verödeten Platze des Ortes auf und nieder; dann zog ich mich in mein Zimmer zurück.

Nach Ablauf einer Stunde kamen auch die beiden Anderen die Treppe hinan gestiegen und traten gleich von außen in das Gemach, welches für den Angekommenen in Bereitschaft stand. Dort begann nun eine Unterredung, die immer lebhafter wurde, so daß der Ton der Stimmen mehr und mehr zu mir herüberdrang. Plötzlich hörte ich den Alten ausrufen:

„Nach Venedig!? Was soll ich in Venedig?“ Er war dabei in sein Zimmer getreten und durchmaß es mit heftigen Schritten.

Sein Sohn, der offenbar keine Ahnung hatte, daß außer ihnen noch irgend Jemand hier oben wohne, war ihm nachgefolgt und sagte jetzt begütigend: „Aber lieber Vater, Du hast doch schon oft den Wunsch ausgesprochen, Venedig zu sehen.“

„Ja, mit Euch! Mit Euch wollt' ich es sehen — mit Euch wollte ich reisen. Aber allein! Was soll ich alter Mann allein in Venedig? Ich kann kein Wort Italienisch.“

„Das ist auch gar nicht nothwendig. In dieser Familie wirst Du Dich wie zu Hause fühlen. Man wird in jeder Hinsicht für Dich sorgen — und auf diese Art wirst Du nach und nach ganz bequem das eigenthümliche Leben der Stadt kennen lernen.“

„Ich will es aber nicht kennen lernen! Was kümmert mich das Leben von Venedig? Ich habe an meinem eigenen

genug. Und bei diesen Schnorern will ich schon gar nicht sein!“

„Es sind keine Schnorer. Der Mann hat einen sehr ansehnlichen Posten bei einem dortigen Bankhause.“

„Durch wen aber hat er ihn erhalten? Durch Dich! Durch Dich! Ich sehe schon: unter Aufsicht soll ich stehen. Ueberwachen soll man jeden meiner Schritte!“

„Das bildest Du dir ein.“

„Nichts bild' ich mir ein! Nichts! Ihr verschwört Euch hinter meinem Rücken! Ihr verbannt mich! O ich weiß, ich weiß! Schon diesen Sommer sollte ich nicht bei Euch in Hietzing zubringen — die Villa wäre doch groß genug — und so ist es geschehen, daß mir der Arzt eine Kaltwasserkur und längeren Aufenthalt im Gebirge verordnet hat. Mir fehlt gar nichts! Ich bin ganz gesund!“

„Gott sei Dank, daß Du es bist, lieber Vater. Desto mehr wirst Du in Venedig genießen können.“

„Wenn ich aber nicht will und nicht mag! Und wenn ich auch möchte, wie könnt' ich's — ferne von Euch! Bernhard!“ fuhr er flehentlich fort, „lieber Bernhard, verstoße mich nicht! Ich weiß, der Vorschlag kommt nicht aus Deinem Herzen: die Frau will mich weg haben!“

„Du irrst. Die Stellung, welche ich gegenwärtig anstrebe, die Verbindungen, die ich in Folge dessen unterhalten muß — mit einem Wort: die Verhältnisse machen es durchaus nothwendig, daß Du diesen Winter nicht in Wien zubringst.“

„Ich werde auch nicht dort sein — für keinen Menschen werde ich dort sein! Einmiethen will ich mich in irgend einer Vorstadt — kein Auge soll mich erblicken! Nur alle acht Tage laßt mich kommen auf eine Viertel-

stunde, daß ich Dich sehen kann — und umarmen die Enkelchen!“

„Wie oft hast Du das schon gesagt! Derlei unwürdige und unnatürliche Abmachungen wären ja auch gar nicht nothwendig, wenn Du nur ein wenig Vernunft annehmen wolltest. Aber darin liegt es. Wenn Du nicht den ganzen Tag im Hause sein kannst, wenn Du nicht zu jedem Diner, zu jeder Gesellschaft mitgeladen wirst, so fühlst Du dich aufs tiefste gekränkt, machst uns die heftigsten Vorwürfe, die unerquicklichsten Scenen. Und dann — so weh' es mir thut, es Dir neuerdings sagen zu müssen —“

Er verstummte; denn ich hatte mich jetzt sehr nachdrucksvoll geräuspert. Die unfreiwillige Lauscherrolle, die ich spielte, war mir bereits höchst peinlich geworden. Man zog sich drüben sofort in das anstoßende Zimmer zurück und schloß die Verbindungsthür.

Nun war es still. Aber nicht lange. Der Auftritt setzte sich drei Zimmer weit von mir fort. Allerdings verstand ich jetzt nicht mehr, was gesprochen wurde; aber die Stimme des Alten drang von Zeit zu Zeit an mein Ohr: bald klagend, bald drohend, bald flehend. Endlich ein dumpfer Aufschrei — dann trat vollständige Ruhe ein.

Bald darauf kam Herr Hirsch in sein Zimmer geschlichen und legte sich zu Bett. Aber das gewöhnliche Schnarchen erfolgte nicht. Ich hörte ihn seufzen, leise stöhnen — und, wie ich glaubte, auch leise weinen — bis ich einschlief.

* * *

Am nächsten Morgen war der Angekommene bereits wieder abgereist. Sein Vater hatte ihn zur Bahn begleitet und kam jetzt im Wagen zurückgefahren. Er trat in das Speisezimmer, wo ich soeben gefrühstückt, und sah sehr bleich und angegriffen aus. Als er meiner ansichtig wurde, machte er eine Anstrengung, sich zu ermuntern, und schüttelte mit erkünstelter Lustigkeit seinen Hut aufs rechte Ohr. „Aha! Sie hier? Guten Morgen! Guten Morgen! Haben Sie meinen Sohn gesehen? Der ist schon wieder fort — denn er muß noch heute Abend in Wien sein. Und wissen Sie, wohin i ch zur Abwechslung gehe? Nach Venedig! Was sagen Sie? Nach Venedig! Es ist schon lange mein Wunsch gewesen — und mein Sohn hat es mir möglich gemacht, den Winter dort zuzubringen. Ich werde bei einer sehr feinen Familie wohnen und mir nichts entgehen lassen, was die wunderbare Stadt bietet. Ich freue mich schon auf die Gondelfahrten. Schade, daß ich nicht jünger bin — denn die Venezianerinnen sollen einzig sein!“ Er versuchte ein frivoles Gelächter aufzuschlagen, verstummte aber plötzlich; man sah, daß ihm das Weinen nahe war.

Ich wünschte ihm glückliche Reise und ließ ihn allein.

* * *

Noch am selben Tag zog Herr Hirsch ohne weitere Verabschiedung von dannen. Ich aber verblieb, während nun der Winter mit aller Macht hereinbrach, in dem Gasthofe zu den „Drei Monarchen“.

IV.

In den Sälen des Wiener Musikvereins fand ein großer Ball statt. Es war eines jener glänzenden Wohlthätigkeitsfeste, wie sie jetzt in Folge der steigenden Noth — aber auch der zunehmenden Eitelkeit — immer häufiger veranstaltet werden. Seit einer Reihe von Jahren hatte ich an derlei Vergnügungen nicht mehr theilgenommen; hauptsächlich schon deßhalb, weil ich oft und lange von Wien ferne gewesen. Heute aber hatte ich mich eingefunden, um wieder einmal die „große Welt" auf mich wirken zu lassen und sie in ihren neuen und neuesten Erscheinungen zu beobachten. Diese letzteren waren in der vorwiegenden Mehrzahl, und so kam es, daß ich mich bald in dem bunten Gewühl, das die strahlenden Räume durchwogte, fremd und vereinsamt fühlte. Selbst ältere Bekannte hatten einige Mühe, sich meiner zu entsinnen, und reichten mir dann blos mit einem flüchtigen: Ah, Sie sind wieder da! im Vorübergehen die Hand.

Etwas nachhaltiger, wenn auch mit ähnlichen Worten, wurde ich von einem stattlich und vornehm aussehenden Herrn begrüßt, der, als ich mich jetzt eben in eine Ecke zurückziehen wollte, auf mich zugeschritten kam.

Dieser Mann war eine stadtbekannte Persönlichkeit und nahm in der Gesellschaft eine eigenthümliche Stellung ein. Aus einer sehr angesehenen jüdischen Familie stammend, hatte er von seinen Vätern zwar Reichthum, jedoch nicht die Gabe ererbt, denselben zu vermehren oder auch nur zu bewahren. Früh auf Reisen gegangen, hatte er längere Zeit in Paris gelebt — und war dann später in

Wien durch allerlei noble Passionen mit seinem Vermögen glücklich zu Rande gekommen. Da er aber fast mit der gesammten Geldaristokratie in verwandtschaftlichen und sonstigen Beziehungen stand, so konnte man ihn von jener Seite nicht fallen lassen und verschaffte dem Aermsten allerlei geschäftliche Sinecuren, die ihm keine andere Verpflichtung auferlegten, als zu gewissen Terminen gewisse Dividenden einzustreichen. In Folge dessen konnte er mit einiger Einschränkung seinen bisherigen Gewohnheiten treu bleiben und war in der Lebewelt, männlichen sowohl, als weiblichen, daher auch in Künstlerkreisen, ob seines beweglichen Geistes und schlagfertigen Witzes sehr beliebt; im übrigen aber wurde er nicht besonders geachtet. Da er dies je länger, je tiefer empfand, so überkam ihn bei zunehmenden Jahren das Bedürfniß sich zu rächen; und zwar damit, daß er die ätzende Lauge seines Spottes über Alles und Jedes — und nicht am wenigsten über seine eigenen Stammesgenossen ausgoß. Kein eingefleischter Antisemit konnte gegen das jüdische Wesen ärger losziehen, als dies Herr X bei jeder Gelegenheit mit dem breitesten Behagen zu thun liebte.

„Also wo haben Sie denn wieder so lange gesteckt?“ fragte er. „Auf dem Lande? Sie werden noch ganz und gar verbauern. — Aber was sagen Sie zu der heutigen Crême der Gesellschaft? Zu unseren modernen Größen? Unseren modernen Schönheiten? Schwindel! Pofel! Glänzender Pofel — nichts weiter! Und finden Sie nicht das nationale Element (damit meinte er das jüdische) sehr in den Vordergrund gerückt? Ich möchte wetten, daß zwei Drittel der verehrten Anwesenden mosaischer Confession sind — wie man sich in meiner Jugend euphemistisch aus-

zudrücken pflegte. Und auch die Ball-Patronessen sind zur Hälfte Jüdinnen.“ Er wies dabei auf eine Gruppe von Damen, die nicht allzuweit von uns im Gespräche beisammen standen. „Betrachten Sie nur gefälligst diese Nasen! Diese runden Rücken! Die gute Baronin Hirtburg ist auch dabei. Zehn Jahre lang war es ihr kühnster Traum, mit der Fürstin M... als Patronesse zu figuriren — und nun hat sie's erreicht. Was ihr an Haltung abgeht, hat sie durch Schmuck ersetzt. Dort — die dicke Person meine ich, die eben mit der Fürstin spricht. Sieht sie nicht aus wie in Brillanten gefaßt?“

Ich blickte nach der bezeichneten Dame, die in der That eine geradezu fabelhafte Kleider- und Diamantenpracht entfaltet hatte.

„Auch ihr Gemahl ist, wie gewöhnlich, in der Nähe,“ fuhr X mit einem Seitenblicke fort. „Ein höchst bemerkenswerther Mann. Man schätzt ihn bereits auf zwanzig Millionen. Und er kann's noch weiter bringen, wenn sich die Herren Anarchisten nicht ins Mittel legen. Denn er ist ein außergewöhnlich feiner Kopf – eine Art Geschäfts-Genie. Aber kein Lotos ohne Stengel. Das heißt, jeder Mensch hat seine besondere Dummheit. So auch er. Er liebt nämlich seine Frau bis zum Exceß. Beachten Sie nur, wie er dasteht und in ihrem Anblick schwelgt. Wie ein Verzückter!“

Ich hatte mich nach der angegebenen Richtung hin gewendet und den Herrn ins Auge gefaßt. Je länger ich ihn betrachtete, desto bekannter kam er mir vor. „Wie haben Sie vorhin die Dame genannt? Baronin Hirtburg? Heißt denn jener Herr nicht Hirsch?“

Mein Cicerone lachte laut auf. „Man sieht, daß

Sie weiß Gott wo leben! Hirsch hieß er — Hirtburg heißt er. Er hat sich diesen Namen mit dem Baronat erworben — oder sagen wir gekauft. Auch der Taufe war er schon nahe. Aber er würde sich damit um allen Credit gebracht haben; denn Israel setzt gegenwärtig wieder mehr denn je seinen Stolz darein, dem Wasser auszuweichen."

„Und wissen Sie vielleicht, was mit seinem Vater geschehen ist? Lebt er noch?"

„Der alte Seligmann? Haben Sie den gekannt?"

„Ganz oberflächlich. Ich bin vor Jahren irgendwo mit ihm zusammen getroffen."

„Seien Sie froh, daß Sie ihn nicht näher kennen gelernt. Ein ganz unmögliches Individuum. Wissen Sie wirklich nicht, wie er geendet hat?"

„Nein."

„Dann will ich's Ihnen sagen. Selbst wenn Sie ihn nur ein Mal gesehen haben, werden Sie begreifen, daß man einen solchen Vater nicht im Hause haben kann. Das hätte sich übrigens in irgend einer Weise arrangiren lassen. Aber der alte Jobber, der selbst einmal ein ganz hübsches Vermögen besessen, konnte das Börsenspiel nicht lassen. Wie oft sein Sohn die Differenzen für ihn gezahlt haben mag, weiß ich nicht. Endlich aber wurde es diesem doch zu viel. Da griff denn der Herr Papa, um seine Leidenschaft befriedigen zu können, zu allerlei seltsamen Ressourcen — zuletzt verlegte er sich gar wieder auf unsaubere Wuchergeschäfte, mit welchen er einst seine Laufbahn begonnen hatte, und die ihn schließlich noch mit den Gerichten in Conflict zu bringen drohten. Wie compromittirend für das zukünftige freiherrliche Haus! Also mußte er um jeden Preis aus Wien entfernt werden.

Man schickte ihn fürs Erste in kleine Bäder — dann internirte man ihn in Venedig. Nun denken Sie sich den alten Hirsch in Venedig! Ein Rhinoceros in einem Aquarium! Aber Scherz bei Seite. Der alte schwachsinnige Mann, der gleich allen Juden an seiner Familie hing, wie das Eiweis am Dotter, ist darüber verrückt geworden, ohne daß es die Leute, die ihn in jeder Hinsicht überwachen sollten, gleich bemerkt hätten. Eines schönen Morgens, als er sich seiner Gewohnheit nach am Kinn eigenhändig den Bart abnahm, hat er das Messer um einen Zoll zu tief angesetzt und sich einen ganz kleinen Schnitt am Halse beigebracht. Und dieser Schnitt, sehen Sie, ist der wunde Fleck im Hause Hirtburg. Was sag' ich Fleck! Ein Abgrund ist's, den der Herr Baron gern mit ein paar Millionen ausfüllen möchte, wenn es ginge — denn er hat — auch das ist unbegreiflich! — seinen Vater außerordentlich geliebt. Aber sieh' da: Hirtburg, der Jüngste!" Er deutete mit den Augen nach einem jungen Manne, der eben auf den Baron zuschritt. „Was sagen Sie zu diesem Exemplar? Ist er nicht ganz sein Großvater in nuce? Seit Darwin kennt man die Sache. Ein solcher Sohn könnte mir gestohlen werden. Dafür aber ist die Tochter desto reizender. Geradezu bezaubernd. Woher sie's hat, weiß ich nicht. Eine der wenigen jüdischen Schönheiten, die ich gelten lasse. Kommen Sie, ich werde sie Ihnen zeigen," setzte er, sich auf den Fußspitzen erhebend, hinzu. „Wenn ich nicht irre, tanzt sie dort eben wieder mit einem jungen Diplomaten, einem Marquis der république française. Der scheint es auf ihre goldene Hand abgesehen zu haben."

Er hatte mich unter dem Arme gefaßt, und wir

drängten uns durch den Kreis von Zusehern, der sich um die Tanzenden gebildet.

„Sehen Sie dort die hohe, schlanke Gestalt mit den Theerosen auf dem Kleide? Nun, was sagen Sie? Ist das ein Wuchs? Sind das Bewegungen? Die Grazie selbst. Und dieses Profil! Diese Augen — diese Haare —“

„In der That, ein wunderbares Geschöpf!“

„Voilà: die Enkelin von weiland Seligmann Hirsch.“

Die Troglodytin.

Ja, es ist eine Zeit her, daß ich die Geschichte erlebt, sagte der Forstmeister Pernett, indem er sich nachdenklich den angegrauten Bart strich — und doch ergreift mich noch heute die Erinnerung daran ganz eigenthümlich. Aber hören Sie:

I.

Man schrieb das Jahr 65 und ich befand mich als Adjunct im Dienste des Grafen Wrbna auf einem seiner Güter in Mähren. Der Revierförster, dem ich zugetheilt wurde, war ein ausgezeichneter Forstmann, aber schon ziemlich bejahrt und überdies mit einem bösen Gichtleiden behaftet, daher fast der ganze eigentliche Dienst auf meinen Schultern lastete. Doch jung und kräftig, meinem Berufe leidenschaftlich ergeben, ließ ich es mich nicht verdrießen, zu leisten, was eben zu leisten war — und manchmal auch noch mehr. Ich kam also, außer bei dienstlichen Gängen nach der im Schlosse befindlichen Forstkanzlei, nur sehr selten aus dem Wald heraus, was ich übrigens gar nicht bedauerte. Denn ich war kein Wirthshausgeher, kein Freund des Kegelschiebens und sonstiger Unterhaltungen, auf welche in der Regel der Sinn junger Leute gerichtet

ist. Eines aber entbehrte ich schwer: den Umgang mit angenehmen Frauenzimmern, zu welchen ich, offen gestanden, Zeit meines Lebens große Neigung empfunden. Und gerade in dieser Hinsicht sah es im Forsthause sehr traurig aus. Die alten Leute hatten zwar zwei Töchter — ein Sohn war ihnen versagt geblieben —, aber die Eine war schon verheirathet, als ich kam, und die Andere folgte bald diesem Beispiele, indem sie die Frau eines fürstlichen Schloßgärtners in der Nachbarschaft wurde; ich blieb also in unserem Heim auf den Anblick der wohlbeleibten, schwerfälligen Försterin und einer alternden Magd beschränkt. Im Uebrigen freilich hatte ich nur allzu oft mit jungen Weibsleuten zu thun, die nicht ganz ungefährlicher Art waren. Die zahlreichen und ausgebreiteten herrschaftlichen Industrien hatten nämlich eine Arbeiterbevölkerung, gewissermaßen ein ländliches Proletariat geschaffen, das die Gegend in weitem Umkreise bewohnte und von der Hand in den Mund lebte; bäuerliche Ansassen gab es nur wenige. Die Weiber und Töchter dieser Leute verdingten sich denn auch als Taglöhnerinnen bei der Feld- und Forstwirthschaft, und so kam es, daß ich oft eine Schaar von Mädchen beim Aussetzen der Culturen zu verwenden und zu beaufsichtigen hatte; außerdem erschienen sie an bestimmten Tagen im Walde, um Klaubholz zu sammeln. Sie hatten durchaus nichts Plumpes und Ungeschlachtes an sich, vielmehr waren die Meisten schlanke, zierliche Gestalten mit wohl geformten Händen und Füßen, und was man auch gegen die Gesichter einwenden konnte, schöne Augen hatten sie fast Alle und wußten davon auch ausgiebigen Gebrauch zu machen. Dabei waren sie träg und nachlässig, naschhaft und diebisch — und auch sonst zu jedem Unfug auf-

gelegt. Weh' dem, der sich mit Einer von ihnen leichtfertig eingelassen hätte; er wäre unrettbar in die Verlotterung mit hinein gezogen worden. Wie oft scherzte ich mit dem Wirthschafts-Adjuncten, der ein junger Mann von gutem Hause und mancherlei Kenntnissen war, über unser gemeinsames Schicksal, das uns, während wir doch über mehr willfährige Sclavinnen hätten verfügen können als der Großtürke, zu einem trostlosen Cölibat verurtheilte und uns obendrein noch zwang, dem verführerischen Völklein gegenüber grimmige und bärbeißige Mienen aufzusetzen, die freilich auch nicht besonders wirksam waren; sie hatten im besten Falle vorwurfsvoll schmachtende — in der Regel aber nur übermüthig herausfordernde Blicke und spöttisches Gelächter hinter unserem Rücken zur Folge. Dennoch hielten wir uns wacker, und was mich selbst betraf, so kann ich heute noch sagen, daß ich mich von all den hübschen Teufelinnen vollkommen frei bewahrt habe. Einmal aber war doch die Versuchung auf ganz merkwürdige Art an mich herangetreten.

Der Ort, in dessen nächster Nähe sich das Schloß befand, war ein ausgedehnter, von einem Flusse durchströmter Marktflecken, dessen Einwohnerschaft aus ziemlich wohlhabenden Bürgern und Grundbesitzern bestand; auch das Gericht des Bezirkes hatte dort seinen Sitz. Außerhalb des Ortes, in gleicher Linie mit der nach den gräflichen Hütten- und Eisenwerken führenden Chaussee, lief eine langgestreckte Gasse hin, die aus gleichmäßig erbauten und mit kleinen Gärten versehenen Häusern bestand. Es war eine Arbeiter-Colonie, die schon ein Vorfahr des Grafen nach englischem Muster ins Leben gerufen, und in welcher Sauberkeit und verhältnißmäßiger Wohlstand

herrschten, da die Inwohner, zumeist Maschinenschlosser und Modelltischler, gut bezahlte, intelligente Leute waren, deren Mehrzahl bereits anfing, sich mit allerlei socialistischen Problemen zu beschäftigen. Im Rücken des Ortes selbst hingegen, an den zerklüfteten Ufern eines weitläufigen Baches, hatte eine andere Ansiedelung platzgegriffen, die sich wüst und unfreundlich genug ausnahm. Denn dort hausten niedrige Löhner und Handlanger, die, mit ihren zahlreichen Familien in schlecht gemauerten Hütten bunt zusammengepfercht, ein von Noth und Kümmerniß bedrängtes Dasein fristeten. Unter ihnen befand sich auch ein herunter gekommener Mensch, Namens Kratochwil. Er hatte einst bessere Tage gesehen und war vor einiger Zeit noch Eigenthümer der Kalupe gewesen, in welcher er jetzt mit seinem Weibe und fünf Kindern eine jämmerliche Räumlichkeit inne hatte, ab und zu bei den Hochöfen und Ziegeleien beschäftigt. Da er aber in Folge des Branntweintrinkens, dem er ergeben war, auch körperlich immer mehr verfiel, so konnte er kaum mehr zu irgend einer Arbeit verwendet werden und wurde schließlich, rückständiger Miethe halber, eines Tages mit den Seinen erbarmungslos vor die Thür gesetzt. Noch gelang es den Leuten, die sich in ihrem Elend zu den unsaubersten Hantierungen herbei ließen, bei dem Abdecker des Ortes in einem nothdürftig schützenden Verschlag unterzukriechen; sie hatten sich jedoch kaum dort eingenistet, als auch schon der Flecktyphus unter ihnen ausbrach und das Weib sammt zwei Kindern in das Nothspital der Gemeinde geschafft werden mußte. Die Kinder starben, die Mutter genas und kehrte zu den Ihren zurück, die nunmehr, da sie ihren Schlupfwinkel sofort hatten verlassen müssen, unter freiem

Himmel campirten. Da es Sommer war, so ging diese Lebensweise mit Zuhülfenahme von Betteln und allerlei Felddiebstählen eine Weile hin, als aber endlich die rauhe Jahreszeit herein brach, schienen die Obdachlosen dem völligen Untergange preisgegeben. Es wäre zwar Pflicht der Gemeinde gewesen, für die Leute, welche als Eingeborene nicht „abgeschoben“ werden konnten, in irgend einer Weise Sorge zu tragen, und wirklich kam die Sache auch im Rathe zur Verhandlung. Da sich jedoch nicht absehen ließ, wie diesem von Gott verlassenen Menschenknäuel Hülfe zu bringen wäre, und es doch nicht anging, eine aus fünf Köpfen bestehende Familie schlankweg aus dem Gemeindesäckel zu ernähren, so kam man zu keinem Beschlusse und ließ einstweilen die Dinge ihren Lauf nehmen. Da fügte es der Zufall, daß die Landplage der wandernden Zigeuner auch wieder einmal über den Ort kam. Man mußte diesen Nomaden eine mehrtägige Lagerung außerhalb des Weichbildes gestatten und stellte ihnen eine versandete Hutweide am linken Ufer des Flusses zur Verfügung, wo auch alsbald eine Reihe löcheriger Zelte aufgeschlagen war. Nach ihrem Abzuge zeigte sich eine geräumige Erdvertiefung, welche die Bewohner eines weitläufigen Zeltes zu besserem Wetterschutz mochten gegraben haben; auch eine Anzahl brüchiger Zeltstangen war zurückgeblieben. Auf diese Ueberreste einer annähernd menschlichen Behausung stürzten sich die Kratochwil, welche das braune Volk die ganze Zeit über mit scheeläugiger Neugierde umlauert hatten, wie Habichte und nahmen sofort davon Besitz. Die Schütte faulen Strohes, die sie sammt einigen schlechten Lumpen in der Grube vorfanden, diente ihnen fürs Erste zu willkommener Lagerstätte, und

nachdem ihr stumpfer Sinn einmal angeregt war, ergab sich das Weitere von selbst. Mit Benützung der Zeltstangen, mit zusammengerafftem alten Lattenwerk und frischem Tannenreisig wußten sie eine schützende Bedachung herzustellen, unter welcher sie sich, so gut es anging, häuslich einrichteten. Sie gruben die eine Hälfte des Geviertes noch um einiges tiefer und erlangten dadurch zwei Wohnräume, wo sie Moos und trockenes Laub aufschütteten. Sie sorgten für eine gesicherte Feuerstelle, sie legten eine unterirdische Vorrathskammer an, in der sie erbeutete Lebensmittel verwahrten, und da man ihnen gestattet hatte, im Walde Holz zu sammeln, so war auch bald ein ganz stattlicher Vorrath an Brennmaterial in der Nähe des Einganges aufgeschichtet; ja, als der Frühling ins Land zog, versuchten sie sogar auf ihrem Territorium Kartoffeln und andere leicht wuchernde Gemüse zu pflanzen. Mit höhnischer Verwunderung blickte man nach dem seltsamen Anwesen, das sich, von zwei jungen Silberpappeln überragt, eigentlich ganz malerisch ausnahm. Einige Spaßvögel hießen es bereits „Villa Kratochwil"; der Wirthschafts-Adjunct aber hatte die Inwohner einmal gesprächsweise die Troglodyten genannt, und diese, wenn auch nicht ganz zutreffende Bezeichnung war ihnen seither im Munde Vieler geblieben. Um ihr sonstiges Thun und Treiben kümmerte sich Niemand. Die Kinder wuchsen selbstverständlich ohne Schulunterricht in äußerster Verwahrlosung heran. Der ältere Junge, ein blutleerer, lendenlahmer Gesell, schien noch die besten Anlagen zu besitzen, denn er wurde des Herumlungerns müde und verdingte sich als Knecht bei einem Fuhrmann, der allerdings selbst herabgekommen war und nur noch ein paar abgetriebene Mähren

im Stall hatte. Die beiden Jüngsten aber, ein Mädchen und ein Knabe, zeigten seit ihrer frühesten Kindheit die schlimmsten Eigenschaften. Nicht allein, daß sie aufs zudringlichste bettelten, sie stahlen auch wie die Elstern; besonders war das Mädchen in dieser Hinsicht berüchtigt und gefürchtet. Das kleine Ding wußte sich des Abends in die Häuser einzuschleichen, wo sie in irgend einem Versteck die Nacht zubrachte, um am frühen Morgen mit leicht erhaschter Beute zu entweichen. So wurde sie einmal sogar unter dem ehelichen Lager eines Gutsbeamten entdeckt, dingfest gemacht und dem Gerichte überantwortet. Da sie aber noch nicht in dem Alter gesetzlicher Verantwortlichkeit stand, mußte sie wieder frei und der häuslichen Züchtigung anheim gegeben werden. Was es mit der letzteren auf sich hatte, konnte man sich mit Hinblick auf die Eltern vorstellen, welche wohl in ihrer Sucht nach Branntwein wenigstens indirect die Mitschuld der Anstiftung mochten getragen haben. Endlich aber war die Dirne doch schon mehr als halbwüchsig, als sie im Verein mit ihrem jüngeren Bruder bei Nacht in eine verrammelte Bodenkammer drang und dort Allerlei entwendete. Sie wurde also wegen Einbruchsdiebstahls auf ein Jahr ins Zuchthaus gesteckt, während der Bursche mit einer leichten Gefängnißstrafe im Orte selbst davon kam.

In dieser Verfassung befand sich die Familie Kratochwil, deren bisherige Schicksale mir blos vom Hörensagen bekannt waren, während meines ersten Dienstjahres, und auch ich konnte nicht umhin, ihrer freien Siedelung Aufmerksamkeit zu schenken, wenn ich daran vorüber kam, und das war bei meinen Dienstgängen, einer erwünschten Wegkürzung halber, meistens der Fall. Auch drängte sich

bei der kleinen Nebenbrücke, die dort über den Fluß führte, stets der Bursche auf, der Jeden anbettelte, von dem er möglicherweise noch eine Gabe zu erlangen hoffte. Er wies dabei den widerlich aussehenden Stumpf seiner rechten Hand vor, die er sich, als man ihn einmal zur Feldarbeit zwingen wollte, aus Ungeschick oder, wie behauptet wurde, vorsätzlich mit einer Sichel verstümmelt hatte. Im Uebrigen jedoch war er ein kräftiger, von Gesundheit strotzender Junge, dessen tadellosen Körperbau man bewundern mußte, wenn er, halb nackt, fischend oder krebsend im Wasser stand. Auch sein Gesicht war bei aller Rohheit nicht unschön, und seine lebhaften, olivengrünen Augen stachen eigenthümlich von einer dichten Fülle kupferfarbener Haare ab, die senkrecht über seiner Stirn empor standen. Zudem hatte er bei aller Frechheit etwas Gutmüthiges und Drolliges, so daß man oft nicht umhin konnte, ihm wider bessere Einsicht kleine Münze oder einen Cigarrenstummel zuzuwerfen, an welchem er auch sofort unter tollen Freudensprüngen mit den wunderlichsten Grimassen zu saugen begann.

Eines Tages — es war im Mai, der sich nach einem rauhen, fast winterlichen April herrlich anließ — hatte ich wieder in der Forstkanzlei zu thun. Als ich mich der Brücke näherte, gewahrte ich unten, hart an der Uferböschung, eine weibliche Gestalt liegen, die sich im warmen Flußsande träg und behaglich sonnte. Sie war nur mit einem dünnen, farblosen Fähnchen bekleidet, das ihr, vielfach zerschlissen, kaum über die Kniee zu reichen schien. Das verwaschene bunte Kopftuch war in den Nacken hinabgesunken und ließ krauses dunkles Haar sehen; der Blick starrte gedankenlos gen Himmel. Da jetzt meine Schritte

auf den Balken erdröhnten, wandte sie mir mechanisch das Haupt zu, unter welches sie beide Arme geschoben hatte, und sah mich mit großen, dunkelgrünen Augen an. Diese Augen und auch sonst eine gewisse Aehnlichkeit mit dem jungen Strolche brachten mich sofort zur Ueberzeugung, daß es die Kratochwil'sche Tochter sei, die wohl in letzter Zeit aus der Strafanstalt zu den Ihren zurückgekehrt war.

Meine Geschäfte nahmen diesmal längere Zeit in Anspruch, so daß etwa zwei Stunden vergangen waren, als ich mich wieder auf den Heimweg machte. Das Mädchen lag noch immer regungslos auf derselben Stelle. Meiner ansichtig geworden, dehnte und reckte sie langsam die Glieder, hob sich gähnend mit halbem Leibe empor und folgte mir eindringlich mit den Augen.

Im Forsthause erzählte ich bei Tisch von meiner Begegnung. Der Förster, im Grunde des Herzens ein gutmüthiger Mann, aber barsch und oft grausam in Worten, wenn ihm etwas wider den Strich ging, zeigte sich sehr aufgebracht. Er behauptete, das nichtsnutzige Ding würde im Zuchthause gewiß nur noch schlechter geworden sein, und dabei kam er auf die ganze Familie zu sprechen, die ihm seit jeher ein Dorn im Auge gewesen. „Dieses Gezücht," rief er aus, „verschändet den ganzen Ort. Es ist ein wahrer Scandal, daß sich die Gemeinde nicht endlich ins Mittel legt!"

Und da saß er wieder einmal auf seinem Steckenpferde. Unter der Feudalherrschaft empor gekommen, war er ein Feind der autonomen Gemeinde, mit der es des öfteren Grenzstreitigkeiten gab, die auch den Wald berührten. Am meisten aber haßte er den Bürgermeister, weil dieser, ein wohlhabender Grundbesitzer, auch als das Haupt

der slavischen Partei galt, welche in ihrer natürlichen Mehrzahl nach und nach eine gewisse Machtstellung erlangt hatte. Der Förster jedoch, obgleich selbst von slavischer Abstammung, hielt sich in Folge seiner ganzen Erziehung und seines langjährigen dienstlichen Verhältnisses leidenschaftlich zu den Deutschen des Ortes.

Mich selbst kümmerte dieser Zwiespalt damals noch wenig, und ich warf ein, daß die Gemeinde den Kratochwils gegenüber sich in einer sehr schwierigen Lage befände.

„Ach was!" unterbrach er mich heftig. „Reden Sie diesem Volk nicht auch noch das Wort! Indolenz ist es, sträfliche Indolenz! Und obendrein ein Verbrechen, die Leute so dicht beisammen in ihrer verpesteten Erdhöhle zu belassen. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn man die Lumpeneltern nicht zu Paaren treiben und die Kinder irgendwo zu redlichem Erwerb unterbringen könnte."

„Um die Kinder ist es schade," bemerkte die Försterin. „Die beiden Jüngsten sind mir immer als ganz hübsch aufgefallen; besonders das Mädchen."

„Die kann's noch weit bringen! Aber freilich, was kümmert das die Väter der Gemeinde? Hat doch der Herr Bürgermeister seinen einzigen Sohn aufwachsen lassen wie das liebe Vieh."

„Der Junge soll ja seit jeher schwachsinnig gewesen sein," sagte die Frau, immer zum Begütigen bereit.

„Mag sein; aber keineswegs derart, daß ihm ein ordentlicher Unterricht nicht hätte beikommen können. Der Vater war in der Lage gewesen, einen Lehrer zu halten, oder auch zwei, wenn es schon mit dem Knaben in der Schule nicht vorwärts ging. Er dachte wohl, es sei nicht

nothwendig. Denn trotz seines Geldes und seiner städtischen Kleidung ist und bleibt er ein Bauer, dessen ganze Weisheit darin besteht, das Kalb vor den Pflug zu spannen. Nun, das ist seine Sache. Was jedoch die Kratochwil'schen betrifft, so bin ich überzeugt, daß dieses Gesindel über kurz oder lang irgend ein Unheil anrichtet."

Beim Abendessen kam der Alte wieder auf dieses Thema und gab in Folge dessen zum Schlusse allerlei Schauergeschichten aus seinem Leben zum besten. Er erzählte von einem verzweifelten Kampfe, den er als junger Mann mit Wildschützen bestanden, von gelegten Waldbränden, von verfolgten Verbrechern, die sich in das Revier geflüchtet, und dergleichen mehr. Als wir zu Bette gegangen waren, konnte ich lange nicht einschlafen; dann aber träumte mir allerlei verworrenes und schreckhaftes Zeug, wobei die Troglodytenfamilie am Flusse in allen Gestalten die Hauptrollen spielte.

II.

Am nächsten Morgen hängte ich mein Gewehr über die Schulter, pfiff meinem Hunde und ging in den Wald. Denn es war einer der Tage, an welchen Klaubholz gesammelt wurde, und da hieß es, ein wachsames Auge haben. Kannten doch die Leute, so diese Vergünstigung genossen, keine Schonung dessen, was, wie sie meinten, eben der freien Natur angehörte. Sie zertraten aufs rücksichtsloseste die jungen Culturpflanzen, brachen mit ihren Stangen, daran starke Haken befestigt waren, sammt den dürren Zweigen auch gesunde nieder und legten nicht selten feine Schlingen

ins Buschwerk, auf daß sich Hühner und junge Hasen verfängen. So durchstreifte ich denn jenen Theil des Reviers, der sich mehr gegen die Niederung hinzog; auf dem höher gelegenen, wo Rothwild wechselte, hatte es weniger Gefahr, denn die Meisten vermieden in der Regel den beschwerlichen Aufstieg; auch waltete dort seines Amtes der oben wohnende Heger.

Es ging diesmal sehr lebhaft zu, da man die erste schöne Zeit benützte, um sich für länger hinaus zu versorgen; es wimmelte nur so von Weibern und halbwüchsigen Kindern. Indessen war die Sonne immer höher gestiegen und der Forst begann allmälig wieder zu vereinsamen, als ich, bereits an die Heimkehr denkend, die Mutter Kratochwil gewahrte, wie sie eine ziemlich steile Lehne mühsam herunter humpelte. Das ausgemergelte, hinfällige Weib hatte sich eine ungeheuere Last von Reisig und dürrem Laub auf den Rücken gebürdet; sie keuchte, und der Schweiß rann über ihr knochiges, bläulich-rothes Gesicht, während ein paar Schritte hinter ihr die Tochter ganz frei und unbelastet hinab tänzelte, nur die dünne Brechstange gleichsam zum Spiel nach sich schleifend. Seht die Zuchthausprinzessin, dachte ich, indeß mir die Alte mit heiserer Stimme einen demüthigen Gruß zurief, seht die Troglodytin, sie läßt die Mutter sich zu Tode schleppen, ohne auch nur ein Zweiglein aufzunehmen! Dennoch konnte ich nicht umhin, der kräftig schlanken Gestalt nachzublicken, wie sie jetzt auf ebenem Boden trotz ihrer Lumpen wirklich wie eine Prinzessin einher schritt und sich dabei anmuthig in den Hüften wiegte. Sie war ohne Gruß und Seitenblick an mir vorüber gegangen; aber bei einer Pfadbiegung angelangt, blieb sie plötzlich stehen und blickte rasch

mit einem flüchtigen Lächeln nach mir zurück. Ich ärgerte mich, daß sie nun bemerkt hatte, wie ich ihr nachstaunte, und ging geraden Weges nach Hause, wo ich aber von dieser neuerlichen Begegnung schwieg, um den Förster nicht wieder in Harnisch zu bringen.

Tags darauf hatte ich in der Baumschule zu thun, die, dem Waldrande schon ziemlich nahe, in einer anmuthigen, windgeschützten Schlucht lag. Als ich mich der Umfriedung näherte, sah ich unweit davon das Mädchen auf einem bemoosten Steine sitzen, als erwarte sie Jemanden. Sie hatte im Schooße eine Menge von Vergißmeinnichten liegen, die sie am Rande eines hinter ihr vorüberrieselnden Baches gepflückt haben mochte und auf welche sie jetzt erröthend niederblickte. Eine eigenthümliche Empfindung durchzuckte mich; aber ich ging, ohne sie anzusehen, an ihr vorüber und trat in die Baumschule. Während ich dort musterte und hantierte, blickte ich unwillkürlich zwischen den Latten durch und gewahrte, wie sie jetzt mit ungeschickten Fingern bemüht war, die kleinen blauen Blumen zum Strauße zu einen. Mir wurde immer seltsamer und peinlicher zu Muth, und um nicht wieder an ihr vorbei zu kommen, zwängte ich mich nach der anderen Seite hin durch den an mehreren Stellen brüchig gewordenen Zaun und trachtete das Dickicht zu gewinnen, indem ich in einen schmalen Pfad einbog. Ich war noch nicht lange gegangen, als es in der Nähe raschelte und mein Hund leicht anschlug. Ich dachte, es wäre ein Reh, statt dessen aber brach das Mädchen hervor und huschte, während sie den Strauß fallen ließ, dicht an mir vorbei, sofort jenseits wieder verschwindend. Ich ließ die plump aussehende Gabe liegen und ging meines Weges. Nach

einiger Zeit erschien sie wieder — und bald darauf ein drittes Mal. Diese zudringliche Verfolgung begann mich zu ärgern; rasch entschlossen, bog ich sofort nach rechts ab und schritt quer durchs Holz auf der kürzesten Linie dem Forsthause zu. Als ich mich der Schwelle näherte, hörte ich in der Entfernung hinter mir ein kurzes, helles Lachen erklingen, wie das einer Spottdrossel.

Am nächsten Tage trat sie mich wieder an — und auch an dem nächstfolgenden; sie mußte offenbar irgendwo auf der Lauer liegen, um zu erforschen, welche Richtung ich nahm, wenn ich das Haus verließ, sonst hätte sie nicht stets neben mir her sein können. Als ich am dritten Tage zurückkehrte, sagte der Förster: „Sie, Pernett, ist Ihnen nicht die junge Kratochwil begegnet? Ich habe die verdammte Dirne heute früh am Hause vorbeischleichen sehen, wie eine Katze. Sie treibt sich gewiß im Revier herum.“

Ich weiß nicht, was mich abhielt, die volle Wahrheit zu sagen, und erwiderte blos, daß ich das Mädchen allerdings vom Weiten wahrgenommen.

„Sie hätten sie anrufen und abschaffen sollen. Ich bitte mir aus, daß es das nächste Mal sofort geschieht. Und wenn sie Ihnen keine Folge leistet, so hetzen Sie den Hund auf sie — oder brennen ihr eins hinauf!“

„Ja, wenn das nur so ginge!“ erwiderte ich mit gezwungenem Lachen.

„Leider geht's nicht. Und das weiß auch das Gesindel und nimmt sich daher Alles und Jedes heraus. Diese Canaille aber darf um keinen Preis geduldet werden. Drohen Sie nur, daß man den Eltern das Klaubrecht entzieht, das wird schon wirken.“

Ich fühlte mich während dieser Unterredung um so

befangener, als ich mir bewußt war, bei der ersten Frage meines Vorgesetzten erröthet zu sein. Aber er hatte Recht: der Sache mußte ein Ende gemacht werden. Ich nahm mir also vor, das Mädchen bei der ersten Wiederbegegnung scharf anzulassen.

Am nächsten Morgen war trübes, regnerisches Wetter eingefallen, und ich dachte daher, daß sie sich heute wohl nicht zeigen würde; aber es dauerte nicht lange, so sah ich sie im nassen Gestrüpp einer abgeholzten Lehne auftauchen.

„He! Du!“ rief ich sie an.

Sie stand still und blickte mir, unter dem triefenden Kopftuche über und über erglühend, entgegen.

„Was streichst Du denn da im Wald herum?“ fuhr ich barsch fort, indem ich auf sie zutrat.

Sie schien eine andere Sprache erwartet zu haben, denn ihr Gesicht verfinsterte sich und ihre Augen nahmen einen bösen Ausdruck an. „Nun,“ fragte sie mit rauher Stimme, „darf ich's vielleicht nicht?“

„Nein!“

„Warum nicht? In den Wald kann Jeder gehen.“

„Meinst Du? Im Revier darf sich Niemand aufhalten — und Du am wenigsten.“

„Wer wird mich hindern?“

„Ich.“

„Ihr? Geht!“ Sie sah mich dabei mit zusammengezogenen Brauen verächtlich — und doch mit ungläubiger Zärtlichkeit an.

Ich fühlte, wie mir dieser Blick ins Innere drang; dennoch nahm ich eine gleichgültige Miene an. „Was mich betrifft, so sollt' es mich wenig kümmern, ob Du da bist oder nicht; Du wirst die Bäume nicht forttragen. Aber

der Förster duldet's nicht und hat mir befohlen, Dich abzuschaffen."

„Und wie wollt Ihr das anfangen?" fragte sie höhnisch.

Mein Stop hatte sich mittlerweile zwischen uns Beide gestellt und fing jetzt an, sie vorsichtig zu beschnuppern.

„Wollt Ihr mir vielleicht gar mit dem Hund zu Leibe?" fuhr sie lachend fort. „Der würd' Euch nicht gehorchen." Sie hatte bei diesen Worten einen Brocken schwarzen Brodes aus der Tasche gezogen, nach welchem Stop, gefräßig wie alle Jagdhunde, gierig schnappte und dann, nach mehr verlangend, wedelnd zu ihr empor sah. „Seht Ihr! Er ist klüger, als sein Herr; er nimmt, was man ihm giebt."

Ihre Unverschämtheit verdroß und empörte mich jetzt wirklich. „Weißt Du," sagte ich, „ich werde mich mit Dir in kein Hin- und Herreden einlassen, und erkläre Dir nur, daß ich Dich nicht mehr hier treffen will. Gewalt kann ich allerdings nicht anwenden, aber es giebt noch andere Mittel, Dir den Kopf zurecht zu setzen. Fürs Erste dürfen Deine Eltern nicht mehr Holz sammeln, wenn Du mir noch einmal in den Weg kommst. Das merk' Dir!" Damit ließ ich sie, dem Hunde pfeifend, kurzweg im Gestrüpp stehen. Ich empfand deutlich, wie sie mir mit zornig funkelnden Augen nachblickte, und nach einer Weile vernahm ich ein wildes, weithin schallendes Hohngelächter.

Aber meine Worte, sowie mein ganzes Benehmen schienen doch die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt zu haben; denn das zudringliche Geschöpf blieb von diesem Tag an dem Walde fern; wenigstens bekam ich es nicht

zu Gesicht. Aber seltsam: obgleich ich mit dem Erfolg zufrieden sein mußte und es auch wirklich war, so fehlte mir doch jetzt Etwas bei meinen Gängen. Es war mir, als könnte ich noch immer nicht daran glauben, daß sie meinem Befehl gefolgt sei, und so oft ich es irgendwo in den Zweigen rascheln hörte, glaubte ich auch ihre Gestalt hervorbrechen zu sehen, gewissermaßen enttäuscht, wenn ich nun in der That irgend ein Gethier erblickte.

Inzwischen war es vollends Sommer geworden und draußen auf den weitgedehnten, sonnenbeglänzten Feldern begann allmälig das Korn zu reifen. Um diese Zeit hatte ich mich einmal in der Frühe zu dem Heger hinauf begeben und mit ihm den oberen Theil des Reviers begangen; als ich mich zum Abstieg anschickte, war es bereits nahe an Mittag und die Hitze, schon am Morgen höchst empfindlich, hatte sich inzwischen bis zum unerträglichen gesteigert. Aus dem Nadelholz rings herum drang eine betäubende Gluth und schien jeden Laut zu ersticken; nicht einmal das Hämmern eines Spechtes klang durch die Stille. Ich hatte meinen Rock ausgezogen und lechzte wie mein Hund, der mit heraushängender Zunge dicht hinter mir herschritt. Aber alle Bäche und Wasserrisse waren eingetrocknet, und die kurze Wegstunde, die ich noch bis zum Forsthause zurückzulegen hatte, schien mir gerade Zeit genug, um zu verdursten. Da fiel mir ein, daß ich mich in der Nähe eines Erdbruches befinden müsse, woselbst ich im vorigen Sommer während der größten Dürre eine Quelle angetroffen hatte, die mühselig zwischen Moos und Baumwurzeln hervorsickerte. Ihr spärliches Wassergeriesel sammelte sich in einem kleinen, von Zeit zu Zeit überfließenden Tümpel, wodurch der Ort selbst beständig feucht gehalten

und der Wuchs hoher Ulmen begünstigt wurde, die in der Runde kühle, düstere Schatten verbreiteten. Ich trachtete sofort, die kürzeste Richtung zu gewinnen, indem ich mich ohne Weiteres durchs Dickicht schlug. Bald empfand ich auch, wie mir ein erquickender Hauch entgegen wehte; jetzt vernahm ich schon deutlich, wie es in der Tiefe rieselte und plätscherte. Noch ein paar Schritte — und unter mir lag der klare, umschattete Tümpel. Aber gleichzeitig benahm es mir den Athem, und ich mußte mich taumelnd am nächsten Aste festhalten. Denn dem kleinen Bassin, an dessen Rande sich weibliche Kleidungsstücke verstreut zeigten, entstieg eben mit blinkendem Leibe das Mädchen. Stop war vorausgeeilt; sie schrak zusammen und wandte mir das Antlitz zu. Ihre erste Regung war, sich in instinktmäßiger Scham die Hände vor die Augen zu schlagen; sofort aber zuckte es eigenthümlich um ihren Mund, und indem sie die erhobenen Arme sinken ließ, nahm sie die bekannte Venusstellung an, die sie nie im Leben vor Augen gehabt. Ich wendete mich ab und floh den Pfad zurück, den ich mir gebrochen. Wie ein Trunkener taumelte ich vorwärts; das Herz schlug mir bis an den Hals hinauf; Hitze und Trockenheit in der Kehle drohten mich zu ersticken, während mich mein Hund, der sich inzwischen satt getrunken, mit noch triefender Schnauze lustig umsprang.

Wie ich damals nach Hause gekommen, weiß ich heute nicht mehr; ich kann nur sagen, daß ich das Bild nicht vor den Augen wegbrachte, daß mich marternde Sehnsucht verzehrte, daß ich mit dem Entschlusse kämpfte, das Mädchen aufzusuchen — und was derlei Ausgeburten einer erhitzten Phantasie mehr waren. Vernunft und Ehrgefühl halfen mir freilich über all' diese Erschütterungen hinweg; aber

mir war und blieb in den nächsten Tagen elend zu Muth. Ich konnte nicht essen, nicht schlafen und schritt im Walde wie ein Schatten umher.

So mochte fast eine Woche vergangen sein, und ich mußte wieder einmal nach der Baumschule sehen, die ich seither vermieden hatte, obgleich mich eine geheimnißvolle Macht hinzuziehen schien. Schon aus einiger Entfernung konnte ich bemerken, daß das Mädchen, wie damals, in der Nähe des Zaunes saß. Ich fühlte einen heftigen Ruck am ganzen Körper, und unwillkürlich wendete ich mich zur Umkehr. Doch schon schämte ich mich auch dieser unwürdigen Feigheit und beschloß, der Gefahr, wenn es denn wirklich eine sein sollte, muthig zu begegnen; schritt also jetzt an der Sitzenden, ohne ihr einen Blick zu schenken, vorüber. Stop aber hielt an und wedelte ihr wie einer guten Bekannten entgegen. Sie lockte ihn an sich heran. Ich pfiff; doch da sie ihm den Kopf kraute, folgte er nicht gleich. Das ärgerte mich. „Laß den Hund in Ruhe!" herrschte ich ihr zu, mit einer halben Wendung stehen bleibend.

„Kann ich dafür, daß er mich kennt?" antwortete sie ruhig, ohne aufzusehen. „Er weiß sich nicht zu verstellen, wie Ihr."

„Was willst Du damit sagen?" erwiderte ich barsch.

„Warum thut Ihr, als sähet Ihr mich nicht?"

„Sei froh, wenn ich Dich nicht sehe," sagte ich bedeutungsvoll.

„Ach geht!" sagte sie, indem sie sich von dem Stein erhob und langsam auf mich zukam. „Ich habe ja doch Tag für Tag hier auf Euch gewartet."

„Auf mich? Weshalb?"

Sie erwiderte nichts; sah mich aber mit einem Blick an, der mir das Blut sieden machte — und mich doch gleichzeitig derart empörte, daß ich mit ungeheuchelter Entrüstung ausrief: „Du bist ein schamloses Ding! Schau, daß Du fortkommst — und das sogleich!“

Sie blickte mich halb erschreckt, halb ungläubig an, während ein blödes Lächeln um ihre rothen, halb geöffneten Lippen spielte.

„Hast Du gehört? Hinweg! sag' ich!“ Damit trat ich, den Arm gebieterisch ausgestreckt, so drohend auf sie zu, daß Stop trotz seiner freundlichen Gesinnungen bedenklich zu knurren anfing.

Sie bebte zusammen; gleich darauf aber kam ein tückischer, herausfordernder Trotz in ihrem Antlitz zum Vorschein; es war, als wollte sie sich zur Wehr setzen. Dann aber nahmen ihre Züge plötzlich den Ausdruck vollständiger Gleichgiltigkeit an. „Nun ja; thut nicht so böse und schreit nicht. Ich gehe schon. Aber schenkt mir wenigstens Etwas. Ich habe Hunger. Und seht, das Kleid geht schon ganz in Fetzen — auch habe ich keine Schuhe —“

„Du brauchst Schuhe -- Du Strauchdiebin!“ rief ich hart.

Sie zuckte wieder zusammen; ihre Augen waren ganz dunkel geworden und blitzten vor Wuth und Haß. „Warum heißt Ihr mich so?“ rief sie mit geballten Fäustlen. „Euch habe ich nichts gestohlen.“ Dann ließ sie allmälig die Arme sinken und sagte vorwurfsvoll: „Ihr solltet mich nicht so nennen — gerade Ihr nicht.“

Ich selbst hatte das Wort bereut, kaum daß ich es ausgestoßen. „Warum läss'st Du's auch darauf ankommen,“

entgegnete ich milder. „Und wenn Du Hunger hast, warum arbeitest Du nicht?“

„Das geht nicht,“ erwiderte sie dumpf.

„Weßhalb nicht?“

„Es nimmt mich Niemand.“

„Das ist nicht wahr. Hast Du's denn schon versucht?“

Sie schüttelte das Haupt.

„So thu's!“

Sie blickte nachdenklich vor sich hin. „Schenkt mir lieber Etwas,“ sagte sie nach einer Weile.

„Nein, ich schenke Dir nichts! Das hieße nur Deine Trägheit, Deine schlimmen Neigungen unterstützen. Oder doch —“ fuhr ich fort, von einem plötzlichen Gedanken überkommen — „ja, ich will Dir so viel schenken, daß Du eine Zeit lang nicht zu hungern brauchst und Dir ein paar Ellen Zeug an den Leib schaffen kannst; aber auch nur unter der einen Bedingung: daß Du dich nach Arbeit umsiehst.“

Sie schwieg und schien einen schweren inneren Kampf zu kämpfen. „Es nimmt mich Niemand,“ wiederholte sie endlich. „Ihr wißt doch — —“

„Ich weiß. Aber gerade deßwegen wird und muß man Dich nehmen; denn es ist Jedermanns Pflicht, Dir zu einem ordentlichen Leben zu verhelfen. Im Wirthschaftshofe findest Du ganz gewiß Aufnahme. Wenn Du willst, werde ich mit dem Adjunkten sprechen.“

„Nehmt Ihr mich lieber,“ sagte sie, rasch aufblickend. „Ihr könnt mich ja auch im Walde brauchen.“

„Nein,“ entgegnete ich verwirrt, „nein, dazu ist es jetzt schon zu spät; die Culturen sind ausgesetzt, und was

ich Dir sonst noch zu thun geben könnte, würde nicht weit reichen. Aber bei der Wirthschaft geht es erst jetzt so recht an. In der nächsten Woche beginnt die zweite Rübenhacke, dann die Heumahd, späterhin ist der Schnitt — und endlich die Rübenernte. So hättest Du Beschäftigung und Verdienst bis tief in den Herbst hinein. Willst Du?"

Ich sah, daß sie zu keinem Entschluß kommen konnte und wie verloren vor sich hinstarrte. Ich trat ihr näher und zog die Börse. „Schau," sagte ich in mildem Tone, „Du bist ein hübsches Mädchen; warum willst Du nicht auch brav und rechtschaffen sein? Wie heißest Du denn eigentlich?"

„Maruschka," sagte sie still.

„Also, Maruschka, warum willst Du nicht, wie all die Anderen, Dein tägliches Brot erwerben — für Dich — und auch für Deine Eltern, die nun einmal zur Arbeit nicht mehr taugen? Dein Beispiel würde den Bruder aneifern — und Ihr könntet Alle mit einander noch ehrsame Leute werden, statt in Elend und Schande zu verkommen. Denkst Du denn gar nicht an Deine Zukunft?"

Ihre breiten, kräftigen Nasenflügel hatten während meiner Worte leise zu zittern begonnen; die Mundwinkel zogen sich schmerzlich herab — und jetzt brach sie in ein unaufhaltsames, lautes Weinen aus.

„Siehst Du?" fuhr ich fort, indem ich mit der Hand leicht über ihr sprödes Haar fuhr. „Nimm Dir's zu Herzen. Heute ist Freitag — übermorgen, Sonntags, in aller Frühe begieb Dich nach dem Hofe und melde Dich zur Arbeit. Willst Du?"

„Ich will," sagte sie schluchzend.

„Nun also. Da nimm! Es ist so viel, als ich eben

kann. Aber ich baue auf Dein Versprechen. Und daß Du mir nicht mehr in den Wald kommst? Hörst Du?“

Sie schüttelte unter Thränen das Haupt, zum Zeichen, daß sie nicht wieder kommen wolle.

„Und nun leb' wohl,“ sagte ich.

Sie hielt die Gabe in der fest geschlossenen Hand. Stumm, gehorsam, noch immer leise weinend, wandte sie sich und ging.

Mit freier, gehobener Brust athmete ich auf. Alle unlauteren, häßlichen Empfindungen waren in mir wie hinweg gespült; ich hatte nur das frohe Gefühl, wohl gehandelt zu haben.

Ich erstieg die Anhöhe und wartete, bis Maruschka aus dem Walde in die sonnige Ebene hinaustrat. Sie blickte nicht um, sondern schritt mit gesenktem Haupte zwischen den leuchtenden Kornfeldern dahin. Endlich trocknete sie sich die Augen und begann dann langsam und vorsichtig die Banknote zu entfalten, die ich ihr in die Hand gedrückt.

III.

Gleich am Nachmittage suchte ich den Adjunkten auf. Er hörte mich einigermaßen verwundert an und fragte lächelnd, wie ich dazu käme, den Fürsprecher der jungen Troglodytin zu machen. Darauf war ich vorbereitet und konnte daher ohne jede Verlegenheit auseinandersetzen, daß sich das Mädchen zu großem Verdrusse des Försters tagelang im Revier umhergetrieben, daß ich ihr endlich ins Gewissen geredet und sie bestimmt habe, sich Sonntags im Wirth-

schaftshofe zu stellen und um Beschäftigung zu bitten. Und am Ende seien wir ja in Folge unseres Amtes berufen, uns der Leute anzunehmen, da man sich von Seiten der Ortsobrigkeit gar nicht um sie kümmere.

„Gewiß," antwortete er, „und an mir soll's nicht liegen, wenn das verlotterte Ding etwa klagen sollte, daß man es rettungslos verkommen lasse. Auch kann ich ja eben jetzt nicht genug rührige Hände finden. Aber ich gestehe Ihnen offen, daß ich zu ihrem guten Willen kein rechtes Vertrauen zu fassen vermag. Und selbst wenn sie die redlichste Absicht hätte, so wird sie dieselbe ihrer Natur gegenüber nicht durchsetzen können — gerade so wenig, wie ihre Eltern, die ja auch hin und wieder derlei Anwandlungen gehabt haben. Es sind nun einmal degenerirende Menschen, denen die Arbeitsscheu im Blute steckt. Ein paar Tage, höchstens eine Woche lang greifen sie zu; dann lassen sie plötzlich Alles liegen und stehen und strecken sich wieder auf die faule Haut. Das scheint, wie gesagt, auf rein physischen Gesetzen zu beruhen, die selbst dem äußeren Zwange spotten. Wie es mit dem Bruder in dieser Hinsicht abgelaufen, wissen Sie ja; ich fürchte, die Schwester wird einen ähnlichen Ausgang nehmen. Aber wie gesagt, wenn sie kommt, ist sie angenommen. Einige von den Weibern und Mädchen, die im Grunde nicht um gar Vieles besser sind, werden wohl die Nase rümpfen, wenn sie mit der abgestraften Diebin aufs Feld hinaus sollen, aber das giebt sich in wenigen Tagen und braucht uns nicht zu kümmern."

Montags, in aller Frühe, begann die Rübenhacke, und ich suchte einen erhöhten Punkt am Waldrande auf, um der Arbeit vom Weiten zuzusehen. Während der Nacht

hatte es heftig gewittert; nun war die Luft durchsichtig klar, und ein kühler Wind strich von Norden her über die Felder, die sich zu beiden Seiten der Landstraße weithin ausdehnten. Wie Smaragd stachen die Rübenpflanzungen von dem gelblich wogenden Getreide ab, und die bunten Kopftücher der Arbeiterinnen, die sehr zahlreich in tief gebückter Haltung auf dem grünen Plan beschäftigt waren, flatterten wie seltsame große Blumen. Ich bemühte mich, Maruschka unter der zerstreuten Schaar heraus zu finden, aber es wollte mir nicht gelingen, und schon begann ich zu zweifeln, daß sie ihren Vorsatz ausgeführt — als ich sie plötzlich auftauchen sah, nunmehr deutlich erkennbar an den farblos dunklen Lumpen, die sie noch immer am Leibe trug; nur ein neues, feuerfarbenes Kopftuch hatte sie sich bis jetzt mit meinem Gelde zugelegt. Sie war also wirklich gekommen — sie arbeitete! Zufrieden blickte ich noch eine Weile auf das bunte Bild, dann ging ich meinen Geschäften nach.

Gegen Abend fühlte ich mich plötzlich unwohl. Ich mußte mich irgendwie erkältet haben, und als ich zu Bett ging, stellte sich Schüttelfrost sammt einer starken Halsentzündung ein, die mich einige Tage im Hause fest hielt; während dessen aber war die Arbeit auf den Rübenfeldern zu Ende geführt worden.

Hingegen folgte schon in der nächsten Zeit die Heuernte, und eine große, an den Ort grenzende Wiese wurde zuerst in Angriff genommen. Da ich an diesem Tage zufälliger Weise im Schlosse zu thun hatte, wo eben zwei junge Grafen zur Bürsch angekommen waren, so konnte ich bei meiner Rückkehr das rüstige Treiben in der Nähe betrachten und trat endlich in dasselbe hinein. Obgleich die

Sonne noch nicht sehr hoch stand, herrschte doch schon die ganze drückende Schwüle des Juli. Der Schweiß der Arbeit floß in Strömen; dennoch war es eine Freude, zu sehen, wie die Leute, Männer und Weiber vereint, lustig die Sensen schwangen und die langhalmigen Gräser, in welchen sie bis an die Hüften standen, vor sich nieder legten. Auf dem bereits abgemähten Theil der Wiese wurde in großen Kreisen eine neue Maschine herumgefahren, welche bestimmt war, die duftigen Schwaden zu wenden und leicht auszubreiten. Dort konnte man auch den Adjunkten gewahren, der eifrig hin und her schritt, seinen Feldstock schwingend. Als er meiner ansichtig wurde, rief er schon vom Weiten: „Grüß Gott, Herr Waldcollege! Ihr kommt wohl, um nach meiner Schutzbefohlenen zu sehen? Aber die werdet Ihr hier nicht finden. Was ich vorhergesagt, ist eingetroffen. Zwei Tage lang hat sie bei den Rüben gearbeitet, dann verschwand sie. Wenn aber dennoch Euer Herz nach ihr verlangt,“ fuhr er etwas ironisch fort, „so schaut nur dorthin!“ Er wies dabei mit seinem Stocke nach einem hohen Mühlendamm, der sich am Rande der Wiese hinzog. Und wirklich: dort oben saß Maruschka am Fuße eines morschen Weidenstrunkes, der einzelne junge Triebe in der Sonne glänzen ließ. Sie selbst aber trug noch ihre alte Kleidung, und so zeichnete sich die ganze Gestalt finster und unerfreulich gegen den lichten Horizont und seine weiß schimmernden Wolken ab. Das feuerfarbene Tuch hatte sie auf den Knieen liegen, in ihrem Haar funkelte ein Büschel rother Mohnblumen. So blickte sie, die Arme aufgestemmt und das Kinn mit den Händen stützend, auf die emsige Schaar zu ihren Füßen nieder.

„Es ist freilich bequemer," fuhr der Adjunkt fort, „sich die Sache aus der Vogelperspective mit anzusehen. Dennoch begreift Unsereiner gar nicht, wie der Dirne der Tag hingehen mag; das ewige Faulenzen und Vagiren muß doch auch seine Pein haben. Und was sie nur dabei denken mag? Denkt sie überhaupt an oder über Etwas? Wer vermag sich in die Seele eines solchen Wesens zu versetzen? Ich habe mich schon öfter gefragt, was sie denn eigentlich abhalten mag, die Pfade des am nächsten liegenden und dabei bequemsten Lasters zu beschreiten; des Erfolges wäre sie ja sicher. Denn trotz ihrer Verwahrlosung, ihrer breiten Backenknochen und der etwas platten Nase ist sie doch eine Schönheit, eine echt slavische Schönheit. Hier im Orte könnte freilich ihr Weizen nicht blühen; aber sie brauchte ja nur eine Fußreise nach B. . . anzutreten, dort giebt es Seelenverkäuferinnen genug, die sie mit offenen Armen empfangen würden. Es kann also doch nur wieder die Macht der Trägheit sein, was sie an das gewohnte heimathliche Elend fest bannt. Merkwürdig ist es übrigens, daß sich hier nicht wenigstens irgend ein verkommener Bursche an sie macht. Ich kann zwar für ihre Tugend nicht einstehen, aber gewiß ist, daß ich sie niemals mit irgend etwas Männlichem habe verkehren sehen; sie treibt sich immer mutterseelenallein umher. Wäre sie überhaupt fähig, zu lieben? Ja, das sind lauter Probleme, lieber Freund, und wenn man sich so in der Lage befände, wäre es ganz interessant, sie in andere Verhältnisse zu versetzen und zu beobachten, was dabei herauskäme, welche ungeahnten Eigenschaften sie vielleicht entwickeln würde — — Aber Teufel, was treibt denn die Maschine!?" rief er, plötzlich abbrechend. Diese schien ins Stocken gerathen zu sein, und

besorgt eilte er auf sie zu. Ich winkte ihm mit der Hand zum Abschied und ging.

Seine Worte hatten in mir einen Sturm herauf beschworen, der alles gewaltsam Unterdrückte und vergessen Schlummernde wach rüttelte. Neuerdings tobte mein Blut und erzeugte die tollsten, ausschweifendsten Gedanken. Aber es gelang mir doch bald, wieder über mich selbst Herr zu werden — und umsomehr zu bleiben, als ich ja Maruschka nicht mehr sah. Dem Walde blieb sie fern, und ich selbst, um nicht an ihrem Heim vorüber kommen zu müssen, bequemte mich stets zu einem längeren Umweg durch den oberen Theil des Ortes. In der Eile hatte ich einmal den früher gewohnten Pfad eingeschlagen, und da stand sie gerade auf der Brücke. Sie hielt sich tief über das Geländer gebeugt und blickte in das Wasser hinunter. Vielleicht hatte sie mich kommen sehen und sich in Folge dessen abgewendet; mir aber fiel auf, daß sie besser und sorgfältiger als sonst gekleidet erschien, und zwar in helle Farben; um den bräunlichen Hals trug sie eine dreifache Schnur bunter Glasperlen. Unwillkürlich fragte ich mich, wie sie zu dem Allen gekommen sein möchte.

So vergingen mehrere Wochen und die Jagdzeit rückte heran. Die Herrschaft war inzwischen vollzählig eingetroffen; auch zahlreiche Gäste erschienen. Da gab es denn gleich zum Anfang ein lustiges Geknalle auf den Stoppelfeldern, das den Hühnern und Hasen galt; nunmehr aber sollte im Walde der erste Trieb auf Rehe stattfinden. Ich mußte mich also Tags vorher zu dem Heger hinauf begeben, um mit ihm das Nöthige zu verabreden, fand ihn aber nicht zu Hause. Sein junges Weib — er hatte, bereits ziemlich hoch betagt, eine zweite Ehe geschlossen —

säugte eben auf der Schwelle ihr Kind, und meinte, der Mann müsse noch in der Nähe sein, denn er wäre erst vor Kurzem weggegangen. Sie bezeichnete mir die Richtung, die er muthmaßlich eingeschlagen, und so betrat ich den angegebenen Pfad, der in das ernste Düster hoher Tannen hinein führte. Eine Zeit lang blieb er eben, dann hob er sich, um plötzlich in eine muldenförmige Vertiefung abzufallen, die, von jungen Lärchen und Fichtenschößlingen bestanden, im vollen Lichte der klaren Herbstsonne lag. Ich hielt einen Augenblick still, um zu sehen, ob sich nicht der Heger dort unten befinde — da gewahrte ich ein zärtliches Pärchen, das in trauter Umschlingung zwischen dem niederen Buschwerk ruhte. Die Ueberraschten — denn auch sie erblickten mich jetzt — fuhren aus einander und verbargen, indem sie sich rasch umwälzten, instinktmäßig die Gesichter im Grase. Aber ich hatte sie bereits erkannt: es waren Maruschka — und der Sohn des Bürgermeisters, ein bartloser, noch nicht zwanzigjähriger Bursche, der eigentlich hübsch zu nennen gewesen wäre, wenn nicht ein widerlicher Zug von Geistesschwäche und kindischer Weichheit sein Antlitz entstellt haben würde.

Ich kehrte natürlich sofort um und schritt den Pfad wieder zurück. Aber es dauerte nicht lange, so kam mir Jemand eilig nachgekeucht. Es war der Junge, ohne Kopfbedeckung, den Rock nur so um die Schultern geworfen. „Herr Adjunkt! Herr Adjunkt!“ rief er noch aus der Entfernung mit flehender Stimme.

„Was soll's?“ fragte ich, indem ich anhielt.

„Ach, Herr Adjunkt,“ stammelte er, sich mühsam des ungewohnten deutschen Idioms bedienend, „verrathen Sie nichts! Sagen Sie Niemandem, daß Sie mich

hier oben mit der — mit der Maruschka gesehen haben."

„Was kümmert das mich? Bin ich ein altes Weib?" versetzte ich barsch in seiner Muttersprache.

„Ach, es wäre schrecklich, wenn man's erführe," fuhr er weinerlich fort. „Mein Vater — und auch die Mutter wäre — —" Er machte Geberden des Außersichseins.

„Das glaub' ich gern," bekräftigte ich. „Aber kommt Ihr denn oft hier oben zusammen?" fuhr ich unwillkürlich fort und schämte mich vor mir selbst, daß ich bei dieser Frage ein zuckendes Weh am Herzen verspürte.

„I freilich," grinste der Bursche, und sein Mund zog sich dabei bis zu den Ohren. „Alle Tage."

„An derselben Stelle?"

„Einmal da, einmal dort."

„Und wie könnt Ihr dann glauben, daß Euch Niemand gewahr werden wird?"

„O, da herauf kommt ja kein Mensch. Höchstens Leute aus dem fürstlichen Revier herüber, und die kennen uns nicht."

„Aber der Heger? Der müßte Euch doch schon getroffen haben?"

„O, der Pan Heger," lachte der Junge wieder, „der thut uns nichts. Der hält den Mund. Dem hab' ich —" er machte eine bezeichnende Pantomime, daß er ihm Geld in die Hand gedrückt.

Und das bestärkte mich wieder in der üblen Meinung, die ich, sowie der Förster, von dem Manne hatte. Im Dienste zwar erschien er sehr brauchbar; er besaß Umsicht, Muth und Energie, seine sonstigen Eigenschaften aber flößten kein Zutrauen ein. Er trank gern und hatte schwere

Familiensorgen auf dem Halse, da ihm noch drei Kinder aus erster Ehe anhingen. Niemals kam er mit seinem Gehalt aus, und der Graf, bei dem er eine Zeit lang in Privatdiensten gestanden und welcher für ihn eine besondere Vorliebe zeigte, mußte ihn fortwährend unterstützen. Ich ärgerte mich.

„Auch Ihnen werd' ich mich schon dankbar erweisen," fuhr der Bursche mit unterwürfiger Zutraulichkeit fort.

„Was untersteht Ihr Euch!" brauste ich auf. „Ich habe nichts gesehen und nichts gehört. Was mich betrifft, könnt Ihr also vollständig beruhigt sein. Ich sag' Euch das, damit, wenn die Sache heute oder morgen doch ruchbar wird, es nicht etwa heiße, ich hätte sie zu Tage gebracht." Damit ließ ich ihn stehen.

Den Heger traf ich nunmehr zu Hause. Es kam mich an, ihn zur Rede zu stellen; aber die ganze Sache war mir so widerlich, daß ich sie nicht noch einmal berühren wollte. Ich ertheilte also blos meine Befehle für die Jagd und ging dann meiner Wege.

IV.

Der Förster begab sich nur höchst selten in den Marktflecken; sein Leiden und die damit verbundene Griesgrämigkeit hinderten ihn daran. Mußte es aber doch hin und wieder aus zwingenden Gründen geschehen, so blieb er auch meistens gleich bis tief in die Nacht hinein unten hängen.

Denn er pflegte alsdann das Honoratioren-Wirthshaus aufzusuchen, wo der seltene Gast mit großer Zuvorkommenheit empfangen wurde; das gute böhmische Bier und eine Tarokpartie thaten das Uebrige, um den brummigen Alten aufthauen zu lassen, der sich, einmal in Fluß gekommen, als sehr gemüthlicher und lustiger Gesellschafter erwies.

Das war auch in dieser Zeit einmal der Fall gewesen. Ich saß noch mit der Försterin, die ihn stets mit einiger Aengstlichkeit erwartete, beim Lampenschein am Tische, als er nach Hause kam. Er sah sehr heiter aus, und während er sich's bequem machte, sagte er: „Wißt Ihr das Neueste? Der ganze Ort ist voll davon. Der Sohn des Bürgermeisters hat eine Liebschaft mit der jungen Kratochwil.“

„Was Du nicht sagst!“ rief die Försterin verwundert aus.

Ich aber wußte es ja, und zuckte daher nur die Achseln.

„Eine schöne Bescherung für den Herrn Papa,“ fuhr der Alte fort. „Nun kann er leicht fluchen und wettern und dabei schwören, er wolle die ganze Familie ins Zuchthaus bringen. Daran hätte er früher denken sollen, jetzt ist es zu spät.“

„Nun, es wird ja nicht so arg sein,“ meinte die Frau.

„Arg ist es, sehr arg. Der schwachköpfige Lali, der schon als Bub' immer hinter den Weibsbildern her war und von ihnen beständig zum Narren gehalten wurde, ist endlich vor die rechte Schmiede gekommen. Das nichtsnutzige Mensch hat ihn natürlich gleich mit offenen Armen empfangen. Und nun er den Braten geschmeckt, heult und flennt er und droht, er werde sich umbringen, wenn man ihm die Maruschka nimmt.“

„Jesus Maria! Der Schlingel!“ stieß die Försterin halblaut hervor, indem sie die Hände faltete.

„Thun wird er's freilich nicht, aber ihre liebe Noth werden die Eltern mit ihm haben; der verzogene Bursch war ja seit jeher gewohnt, seinen Willen durchzusetzen. Jetzt lassen sie ihn freilich nicht mehr allein über die Straße, sonst aber achteten sie, trotz aller Affenliebe für den Einzigen, nicht darauf, daß der Tagdieb unter dem Vorwande, nach den Feldern zu sehen, beständig vom Hause fern war. Man hätte sonst früher dahinter kommen müssen. Merkwürdig ist es überhaupt, daß auch sonst Niemand darauf verfiel, obgleich man sich allgemein wunderte, daß die Maruschka ganz schmuck und sauber einher ging, und ihr Vater aus dem Rausch gar nicht mehr heraus kam. Aber wissen Sie, Pernett,“ fuhr der Förster fort, indem er mich streng anblickte, „wissen Sie, daß wir eigentlich in die Geschichte mit verwickelt sind? Denn rathen Sie einmal, wo das saubere Liebespaar seine Zusammenkünfte gehalten? In unserem Revier — oben beim Heger, der ihnen den Unterschlupf im Walde verstattet. Wahrscheinlich hatte ihm der Junge eine Zeit lang Geld zugesteckt, schließlich aber mochte es dem alten Gauner vortheilhafter geschienen haben, das Geheimniß um eine runde Summe zu verrathen. Miserabler Lump! Aber da es nun einmal geschehen ist, habe ich im Grunde doch meine Freude daran.“

Wir waren noch nicht lange zur Ruhe gegangen, als plötzlich die Hunde in ein wüthendes Gebell ausbrachen und die Hausklingel mehrmals hinter einander hastig gezogen wurde. Da ich noch nicht schlief, so war ich bald bei meinem Stubenfenster, das dem Thore zunächst lag,

und blickte, einen Flügel öffnend, hinaus. Draußen im Dunkel standen zwei Männer. Es waren Arbeiter, die bei einem Neubau außerhalb des Ortes verwendet wurden und, wie sie sagten, in einem offenen Schuppen genächtigt hatten. Von dort aus hätten sie einen starken Feuerschein bemerkt, der aus dem oberen Theil des Waldes gegen den Himmel aufstieg. Sie wären gekommen, uns davon zu benachrichtigen und sich im Falle der Noth zur Verfügung zu stellen.

Kaum hatte der Förster, im Bette halb aufgerichtet, diese Kunde vernommen, als er auch schon mit einem Satze auf dem Boden stand. „Ein Waldbrand?“ schrie er, indem er mit ungewohnter Schnelligkeit in seine Kleider fuhr. „Ein Waldbrand? Aber wie ist denn das möglich?“ setzte er, sich besinnend, hinzu. „Bei diesem feuchten Nebelwetter? Auch war die Nacht ganz windstill, als ich heimkehrte.“

„Das ist sie noch,“ entgegnete ich, neuerdings hinaus blickend. „Meiner Meinung nach könnte höchstens das Hegerhaus brennen.“

„Sie haben Recht; so wird es sein. Und dann hat auch die junge Kratochwil das Feuer gelegt, um sich an dem Manne zu rächen.“

Mich selbst hatte dieser Gedanke sofort durchzuckt.

„Eilen Sie nur gleich hinauf,“ fuhr der Förster fort, „und sehen Sie nach. Die Männer können Sie zur Vorsorge mitnehmen; ich folge Ihnen, sobald ich mich wärmer angekleidet habe.“

„Ich denke, Sie können sich's ganz ersparen,“ sagte ich, mich rasch fertig machend. „Es kann keine besondere Gefahr dabei sein; das kleine Haus steht ja auf einer aus-

gedehnten Lichtung. Sie mögen übrigens in Bereitschaft bleiben, und wenn es noth thut, sende ich nach Ihnen."

Dies leuchtete auch der Försterin ein, die bereits die hohen Filzstiefel des Alten hervorgesucht hatte, und dieser stimmte zu, während ich mit den Männern abging. Wir hatten zwei Laternen mitgenommen und schlugen bei Nacht und Nebel gleich den kürzesten, wenn auch beschwerlichsten Weg ein. Es dauerte nicht lange, so verspürten wir bereits leichten Brandgeruch, der immer eindringlicher wurde, und als wir endlich auf die Lichtung hinaustraten, schimmerte uns die röthliche Gluth verglimmender Balken, die um das Haus herumlagen, durch die Dunkelheit entgegen. Der Brand war also bereits erloschen und keine weitere Gefahr mehr zu besorgen; auch der Schaden erwies sich als nicht sehr bedeutend. Blos der Dachstuhl war herabgebrannt; die Mauern standen unversehrt; selbst ein kleiner, ganz in der Nähe befindlicher hölzerner Stall war von den Flammen verschont geblieben. Ich fragte die Hegerleute, welche eben beschäftigt waren, einige ins Freie geschaffte Habseligkeiten wieder einzuräumen, auf welche Art das Feuer ausgebrochen sei? Die Frau erwiderte darauf hastig und einigermaßen verwirrt, sie könne nur glauben, daß böse Menschen dasselbe gelegt hätten. Es gäbe einige Wilddiebe, die ihrem Manne schon längst Rache geschworen; auch wäre es immerhin möglich — sie blieb plötzlich in ihrer Rede stecken, da ihr der Heger, wie ich bemerkte, einen grimmigen Blick zuwarf. Die Erörterung war ihm offenbar unangenehm, und er sagte jetzt mit einem gewissen Trotz: „Wir können Niemanden anklagen. Die Octobernächte sind bereits empfindlich kalt, und da haben wir, der Kinder wegen, noch spät am Abend geheizt. Der Ofen

aber ist alt und schadhaft — und der trägt wohl die Schuld an dem Brande. Uebrigens war der Schrecken, den wir ausgestanden, das Aergste; alles Andere ist kaum der Rede werth. Dachsparren und Schindeln waren ohnehin schon morsch und verwittert, und hätten bald durch neue ersetzt werden müssen."

Diese Erklärung, sowie das ganze Benehmen der Leute erschien hinreichend, Maruschka in meinen Augen des Frevels zu entlasten, den ich ihr zugemuthet; der Förster jedoch hielt bei meiner Rückkehr mit der ihm eigenen Verbissenheit an seinem Argwohn fest und meinte, der Heger habe wohl seine guten Gründe, die Schuld auf den Ofen zu schieben, damit die Rolle, welche er bei dem Liebeshandel gespielt, nicht weiter zur Sprache käme. Aber nicht blos der Alte war überzeugt, daß das Mädchen den Brand gelegt: die Kunde verbreitete sich im Orte selbst wie ein Lauffeuer und wurde sofort zur unzweifelhaften Thatsache. Man sprach von nichts Anderem und fragte sich entrüstet, wie es denn komme, daß die Verbrecherin noch immer frei und unbehelligt umher gehe. In Folge dessen fand sich auch das Gericht veranlaßt, von der Sache Akt zu nehmen und Maruschka einem strengen Verhöre zu unterziehen. Da diese aber ihre Schuld auf das entschiedenste in Abrede stellte und auch nicht der Schatten eines wirklichen Beweises gegen sie vorgebracht werden konnte, so mußte der Gerichtsleiter, der diesen Ausgang vorhergesehen, alles Weitere auf sich beruhen lassen, zeigte sich aber, um die Gemüther zu beruhigen, gerne bereit, den Antrag zu unterstützen, den der Bürgermeister, nunmehr durch die Umstände begünstigt, an die Statthalterei zu richten fest entschlossen war, nämlich: die bereits wegen Einbruchs abgestrafte

Marie Kratochwil, welche, in unverbesserlicher Arbeitsscheu verharrend, der öffentlichen Sittlichkeit sowohl, als auch der allgemeinen Sicherheit gefährlich erscheine, möge zur Abgabe in eine Corrections-Anstalt bestimmt werden. Und da nun der Ortsvorstand begreiflicherweise mit vollen Segeln ins Zeug ging, sich nach der Landeshauptstadt begab, um dort persönlich alle Hebel in Bewegung zu setzen, so langte auch bald der Bescheid herab, daß das Mädchen zu einjähriger Zwangsarbeit einzuliefern sei. Maruschka, bis dahin in Gewahrsam gehalten, wurde also eines Tages, ohne daß ich sie mehr zu Gesicht bekommen hätte, unter Gendarmerie-Begleitung zur Bahn gebracht und nach B.. befördert.

Die Frau des Bürgermeisters hatte sich inzwischen mit ihrem Sohne, der, nachdem er sich eine Zeit lang wie ein Wahnsinniger geberdet, in apathische Schwermuth versunken war, zu entfernt lebenden Verwandten begeben, hoffend, daß der Wechsel des Ortes und der Umgebung seinen heilsamen Einfluß auf den Gemüthszustand des Burschen nicht verfehlen würde. Dieses Mittel schien aber nicht angeschlagen zu haben; denn man wunderte sich bei seiner Rückkehr, wie schlecht und verfallen er aussah, und wollte seitdem bemerken, daß er ein in sich gekehrtes, heimtückisches Lungerleben führe. Bald hieß es auch, er habe mit dem Bruder der Maruschka Freundschaft geschlossen, treibe sich in dessen Begleitung an entlegenen Orten umher, und Beide seien schon des öfteren in einem verrufenen Wirthshause nächst der Landstraße gesehen worden. Ja man behauptete sogar, daß er bei einbrechender Dunkelheit die Familie in ihrer Höhle aufsuchte, sie mit Branntwein regalire und mittrinkend schwöre: er und Maruschka wür-

den doch noch ein Paar werden. Zwar stehe ihm im Frühling die Rekrutirung bevor, aber es wäre ihm, trotz der Absicht seines Vaters, ihn loszukaufen, ganz recht, ein paar Jahre beim Militär zu dienen. Wenn er dann wieder zurückkehre, sei er majorenn und Niemand mehr könne ihm Etwas befehlen oder verbieten, selbst seine Eltern nicht, von denen er übrigens glaube, daß sie nicht allzulange am Leben bleiben dürften. So wenigstens erzählte man sich; ich aber gestehe, daß ich stets eine eigenthümliche Empfindung hatte, wenn mir der Bursche hin und wieder begegnete, bleich, hohlwangig und mit blöden Augen vor sich hin wie ins Leere stierend.

V.

Das Jahr 66 war herangekommen, und sein Sommer brachte Sorge, Verwirrung und tiefes Leid. Heute sind mehr als zwei Decennien darüber hingegangen, und die Einsicht, daß jene Ereignisse der Ausgangspunkt des großen Germanischen Reiches gewesen, hat uns Alle mit dem Schicksal, das uns damals getroffen, ausgesöhnt, wenn sich auch seither die Deutschen in Oesterreich, durch den Nationalitätenhader von allen Seiten bedrängt, immer einsamer und verlassener fühlen. Aber ich gerathe da in Reflexionen, die nicht zu meiner Geschichte gehören.

Der Krieg hatte auch unsere Provinz gestreift, und der Ort vordringende preußische Truppen beherbergt. Als sie nach geschlossenen Friedensverhandlungen abgezogen

waren, schien auch wieder die frühere Alltagsstimmung zurückgekehrt zu sein; die so folgenschweren Vorgänge hatten keine äußeren Spuren hinterlassen. Bald aber machte sich viel Schmerzliches geltend. Manche von den Einwohnern hatten ihre Söhne in den blutigen Schlachten verloren, oder sahen sie verstümmelt im elterlichen Hause eintreffen. Zu Denen, welche Todte zu beweinen hatten, gehörte auch der Bürgermeister. Der Junge hatte seinen Willen durchgesetzt und sich assentiren lassen, oder vielmehr mochten die Eltern, welche von dem bevorstehenden Kriege keine Ahnung hatten, in einem kurzen Militärdienste ein willkommenes Heilmittel für ihren Sohn vermuthet haben. Dieser war also in das einheimische Regiment getreten, wo er auch, dem Schutze eines bekannten Hauptmanns empfohlen, in der That einigermaßen aufzuleben schien; der Krieg aber brachte ihm ein rasches Ende. Er war zwar noch bei Königgrätz mit heiler Haut davon gekommen, nach dem hastigen und verworrenen Rückzug über die Elbe jedoch wurde er vermißt und seine Spur blieb für immer verloren; er mußte in den Fluthen des Stromes sein Grab gefunden haben. Die beiden Alten lebten, ihrer reichen Habe unfroh, in öder Ergebung dahin und nahmen schließlich eine junge verwaiste Anverwandte an Kindesstatt ins Haus.

Auch in der Troglodytenfamilie hatte sich Manches verändert. Der Vater, endlich dem Schicksale des Säufers erliegend, war eines Tages im delirium tremens verendet, und die Mutter hauste nunmehr am Flusse allein mit ihrem jüngsten Sohne. Dieser schien indeß in sich gegangen zu sein und hatte, wenigstens annäherungsweise, einen Beruf ergriffen: er war Gänsehirt geworden. Und

dieses Amtes waltete er mit überraschendem Eifer, erstaunlicher Umsicht und ungeahnter Redlichkeit. So kam es, daß ihm nach und nach fast die ganze Gemeinde ihr watschelndes Federvieh anvertraute, das man früher vor den würgerischen Griffen der Kratochwil nicht genug in Acht hatte nehmen können. Eine unübersehbare Heerde schnatterte nun auf der frisch besämten Hutweide und verlieh der Erdhütte, die sie umweidete, einen höchst idyllischen Charakter. Zwischen durch bewegte sich der mächtig aufgeschossene rothhaarige Junge und trieb mit einer langen, lustig geschwungenen Peitsche seine Schutzbefohlenen zu Paaren, jedes einzelne Stück aus der Schaar dem Eigenthümer nach heraus erkennend.

So ging das Jahr hin, und wohl nur Wenigen kam es in den Sinn, daß die Zeit heran nahe, um welche Maruschka aus der Zwangsanstalt würde entlassen werden. In mir selbst war fast jede Erinnerung an sie erloschen; hatte ich doch inzwischen ein schönes, sanftes Mädchen, die Tochter eines benachbarten Försters, kennen gelernt, die auch später meine Gattin geworden ist. Ich war also in der That höchlich erstaunt, als ich die Zurückgekehrte an einem düsteren, stürmischen Novembertage auf der Brücke stehen sah. Sie lehnte mit dem Rücken am Geländer und blickte mir starr und ausdruckslos entgegen; endlich wendete sie sich langsam ab. Ich aber war erschrocken über die Veränderung, die in ihrem Aeußeren vor sich gegangen. Die einst so kräftige, schlanke Gestalt hatte eine ungesunde, formlose Fülle entwickelt, und in dem fahlen, aufgedunsenen Gesicht lag jener unbeschreibliche Zug öden Stumpfsinns, der den meisten Sträflingen eigen ist. Von ihren Haaren war nichts zu sehen, ein schmutziges Kopftuch umhüllte das

ganze Haupt bis tief in die Stirn hinein. Ein unsägliches Grauen wandelte mich an, als ich jetzt an ihr vorüberging, und später vermied ich es, auf demselben Wege zurückzukehren.

Es giebt Tage, an welchen Alles zusammentrifft, um kein Behagen im Menschen aufkommen zu lassen. Ein solcher Tag war auch der heutige. Schon am frühen Morgen hatte es Zwist und Aergerniß mit den Holzschlägern im Walde gegeben; jetzt, nach der unerfreulichen Begegnung, mußte ich im Auftrage der Herrschaft zu Gericht, eines Treibers wegen, den man auf der Jagd angeschossen; im Forsthause lag der Alte mit seiner Gicht zu Bette, was auch die Försterin um ihre Laune brachte. Nach hastig eingenommenem Mittagessen mußte ich wieder zu den Holzschlägern hinaus, und am Abend stand mir der Abschluß der Forstrechnungen bevor, welches Geschäft ich stets so lange als möglich hinaus zu schieben pflegte.

So hatte ich mich denn etwa gegen neun Uhr in meine Stube zurückgezogen, um meine Arbeit in Angriff zu nehmen. Aber ich war zerstreut, unruhig, und die verteufelten schwarzen Zahlen tanzten mir beim Lampenschein vor den Augen. Mein Hund schien sich gleichfalls nicht behaglich zu fühlen; er drehte sich wiederholt unter dem Tische um sich selbst herum und konnte doch keine bequeme Lage finden. Auch das störte mich; ich legte die Feder aus der Hand, brannte mir eine Pfeife an und ging eine Zeit lang auf und nieder. Ich dachte dabei an gar nichts, und doch fühlte ich mich von irgend Etwas seltsam in Anspruch genommen. Aber die Zeit drängte, ich setzte mich wieder und indem ich mich gewaltsam zurecht rückte, begann ich zu addiren. Jetzt ging es, und mehr und mehr kam

ich in die Arbeit hinein. Auch Stop hatte endlich Ruhe gefunden; er schlief.

Auf diese Art vergingen etwa zwei Stunden. Zuweilen hielt ich inne und lauschte unwillkürlich auf den Novembersturm, der den Wald durchbrauste. Stop schien ihn zu empfinden; er schauerte leicht und schlug hin und wieder im Traum kurz und leise an.

Da war es mir, als geselle sich dem Rauschen mit einem Male ein eigenthümlicher Hall. Ich erhob mich, und trat dicht an die Scheiben. Horch! War das nicht Glockengeläute? Ich öffnete leise einen Flügel. Jetzt ein eigenthümlich lang gezogener Ton. Das Feuerhorn! Feuer — Feuer im Ort! So rasch als möglich machte ich mich fertig und verließ, um Niemanden vorzeitig zu wecken, das Haus durch das niedrig gelegene Fenster; Stop folgte mir mit einem federleichten Satze. Nach einigen hastigen Schritten blickte ich zum Himmel empor; tief schwarz kam er über den Wipfeln der Fichten zum Vorschein, die das Haus nahe umstanden. Also rasch vorwärts, um Ausblick zu gewinnen! Immer deutlicher vernahm ich das dumpfe Glockengetön, während ein geheimnißvoller Weheruf mit dem Sturme zu gehen schien. Nun bräunte sich auch schon das Firmament, dann röthete es sich — und als ich jetzt den Waldrand erreicht hatte, lag der Ort vor mir, taghell beleuchtet von dem Flammengewoge eines brennenden Hauses. Wie ich mich sofort orientirte, war es das des Bürgermeisters; nahebei, nur durch ein anderes, niederes, aber langgestrecktes getrennt, ragte das Gerichtsgebäude, das größte des Ortes, von der prasselnden Lohe angestrahlt, fast blutroth empor. Zum Glück trieb die Windrichtung die Flammen nicht in den Flecken hinein, sondern nach

rückwärts, dem freien Felde zu; auch war die Feuerwehr, die sich erst vor Kurzem hier gebildet hatte, schon in voller Thätigkeit begriffen.

Eine Minute lang betrachtete ich das furchtbar prächtige Schauspiel, während unten, beim Geheul der angesammelten Menschen, die Spritzen über den Platz rasselten und ihre Wasserstrahlen in die züngelnden Flammen stäuben ließen. Dann überlegte ich, ob ich hinabeilen, oder vorerst die gewiß noch ahnungslosen Försterleute in Kenntniß setzen sollte. Dabei machte ich unwillkürlich eine halbe Wendung und gewahrte hinter mir im Gestrüpp eine zusammengekauerte weibliche Gestalt, die ich früher nicht bemerkt hatte. Der Feuerschein umfunkelte ihr Antlitz, so wie die herben rothen Früchte eines dürren wilden Rosenstrauches, an welchem sie unmittelbar saß. Es war Maruschka.

„Du!" rief ich aus, während eine plötzliche Gewißheit in mir aufstieg.

„Ja, ich," erwiderte sie ruhig.

„Was thust Du hier?"

„Ich sehe zu. Schon seit zwei Stunden wart' ich, daß es anginge."

„Du hast —!"

„Redet nur aus! Ich hab' das Feuer gelegt."

„Elende!" stieß ich hervor, indem ich mein Gewehr erhob, unwillkürlich versucht, mit dem Kolben auf ihr Haupt niederzuschmettern.

„Oho!" schrie sie, indem sie rasch empor sprang. „Kommt Ihr mir so! Ich fürcht' Euch nicht sammt Eurer Flinte. Denn wenn Ihr mich nicht gleich niederschießt,

könnt' es Euch schlecht ergehen!" Sie sah mich wild drohend und dabei unsicher auf dem Boden fußend an. Aus der Tasche Ihres Kleides blinkte der dünne Hals einer Flasche hervor; sie hatte offenbar Branntwein getrunken. „Aber was kümmert's denn Euch?" fuhr sie, plötzlich einlenkend fort; „Euch geschieht ja nichts, denn bis an den Wald kommt das Feuer nicht."

„Wer spricht davon? Aber die Leute da unten!"

„Die Leute da unten? Ihrer wegen hab' ich ja angezündet! Damals that ich's nicht, als sie mich anklagten. Jetzt sollen sie verbrennen, Alle mit einander!"

„Ruchlose! Aber der Himmel selbst läßt Deine Absicht zu Schanden werden. Sieh nur: der Wind hat sich gelegt und das Haus brennt schon schwächer."

Sie blickte mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin und sah, daß ich Recht hatte. Wie es oft bei heftigem Sturme zu geschehen pflegt, war in der Luft momentane Ruhe eingetreten, und es schien, als wäre man des Feuers bereits Herr geworden.

Sie krallte die Finger in einander. „Nun, das Haus wenigstens ist hin!" keuchte sie krampfhaft.

„Was thut's? Der Bürgermeister läßt ein neues aufbauen. Und angenommen selbst, daß er schweren Schaden genommen, stand Dir eine solche Rache zu? War er nicht ohnehin schon schwer genug gestraft für das Unrecht, das er Dir, wie Du wohl meinst, angethan? Er hat seinen Sohn verloren. Oder weißt Du das nicht?"

„Wie sollt' ich's nicht wissen!" sagte sie verächtlich. „Aber was hab' ich davon, daß er sich um seinen Jungen härmt? Was kümmert's mich, daß der hin ist!"

„Du hast ihn doch gern gehabt!"

„Den? Der Aff' war mir immer zuwider. Ich hab' ihn genommen, weil er mir Geld gab — und weil Ihr mich nicht mochtet!"

Im selben Augenblicke empfanden wir einen furchtbaren, heißen Windstoß, der uns Beide ins Wanken brachte; die Stämme hinter uns ächzten und knarrten, und aus dem erstickenden Brande züngelten neue Flammen.

„Ha! Ha!" rief sie mit gellendem Gelächter. „Seht Ihr, der Himmel meint es gut mit mir! Es brennt wieder — es brennt! Jetzt geht auch das Nachbarhaus an!" Sie jauchzte in wilder Freude auf, zog die Flasche hervor und trank gierig mit zurückgeneigtem Haupte und hoch erhobenem Arm. „Ja, jetzt werden sie braten — Alle — Alle — die mich ins Arbeitshaus gebracht. O, was hab' ich dort ausgestanden! Ich will nicht arbeiten, ich mag nicht arbeiten, ich kann nicht arbeiten — und wer mich dazu zwingt, der ist mein Feind, den hass' ich und den bring' ich um!" Sie begann, eine branntweintrunkene Mänade, mich mit plumpen, häßlichen Sprüngen zu umtanzen.

Ich faßte sie rauh an und zwang sie still zu stehen. „Du kannst nicht arbeiten?" rief ich. „Nun wirst Du's erst recht müssen! Denn auf das hin" — ich wies nach dem Feuer — „bekommst Du wenigstens zehn Jahre Zuchthaus. Und dort läßt man die Leute nicht feiern!"

„Zuchthaus!" rief sie mit tollem Gelächter. „Zuchthaus! Den möcht' ich sehen, der mich ins Zuchthaus bringt!"

„Was? Glaubst Du, man werde nicht sofort auf Dich verfallen? Dich nicht vor Gericht stellen?"

„Wenn man mich hat!"

„Meinst Du zu entkommen? Wo willst Du denn hin?“

Sie breitete die Arme weit auseinander, als wollte sie den unendlichen Raum bezeichnen.

„Die Gendarmen werden Dich überall finden!“

„Meint Ihr? Oder wollt Ihr mich gleich fassen? Thut's! Ihr habt ja auch ein Gewehr!“ Sie langte rasch darnach, und ich hatte alle Mühe, es ihr zu entringen. „Schießt mich nieder!“ heulte sie plötzlich, „schießt mich nieder!“ Sie warf sich zu Boden und wand sich mir zu Füßen. „Oder nein, küßt mich!“ schrie sie, wieder rasch aufspringend. „Küßt mich! Meint Ihr, ich weiß nicht, daß ich Euch gefallen habe? Daß Ihr mich geliebt habt? Ja, geliebt! Damals — erinnert Ihr Euch? Ihr habt Euch nur geschämt, sonst wäret Ihr mir nachgelaufen wie ein Hund, wäret mir um den Hals gefallen. Thut's jetzt, da Alles aus ist! Ihr müßt es thun!“ Gleich einer wilden Katze sprang sie an mir hinauf und umklammerte mich, als wollte sie mich erwürgen, während ihre dunstigen Lippen die meinen suchten. Stop, der erbost zu bellen angefangen, verbiß sich in ihr Kleid und zerrte daran; aber sie beachtete es nicht. „Komm',“ keuchte sie, „komm' mit mir in den Wald hinein! Dort ist es Nacht — kein Mensch sieht uns — komm'! komm'!“ Sie trachtete, mich in wüthender Umklammerung mit sich fortzuziehen.

Ich machte alle Anstrengungen, mich loszumachen — es ging nicht; ich hätte zur äußersten Gewalt schreiten müssen. Und trotz allen Ekels und Abscheus, trotz der Furcht, die ich jetzt vor ihr empfand, fühlte ich doch eine plötzliche Wallung des Blutes, meine Sinne drohten

sich zu verwirren; ich befand mich in einer entsetzlichen Lage . . . .

Doch da erschien die Rettung! Ein näher kommendes Rasseln ertönte; es war die kleine Feuerspritze eines auswärtigen Maierhofes, die dem bedrängten Orte zu Hilfe eilte. Um Zeit zu gewinnen, hatte sie einen breiten Feldweg eingeschlagen, der unten am Wald vorüber führte; sie kam jedoch, des stark ausgefahrenen Geleises wegen, nur langsam vorwärts. Die Bedienungsmannschaft war abgesessen und eilte neben dem holpernden Gefährt einher.

„He, Leute!“ rief ich mit aller Kraft. „Hieher, Ihr Leute! Hier ist die Mordbrennerin! Faßt sie! Herauf Ihr Leute!“ Doch Niemand kehrte sich daran; meine Rufe schienen unvernommen im Winde zu verhallen. Die Trunkene, Wahnwitzige aber schien zur Besinnung zu kommen und Bestürzung zu empfinden. Sie ließ in ihrer Umschlingung nach, und so konnte ich sie bei Seite schleudern, die Hähne meines Gewehres spannen und rasch hinter einander beide Läufe in die Luft abfeuern. Das wirkte. Die Männer hielten an und blickten durch das Halbdunkel forschend empor. Maruschka, die Gefahr erkennend, wandte sich eilig zur Flucht und verschwand zwischen den Stämmen.

„Laufe Du nur!“ rief ich ihr, zitternd vor Aufregung, nach. „Man kennt Dich und wird Dich zu finden wissen!“

Aber man fand sie nicht. Alle Nachforschungen, die man unverweilt nach glücklich bewältigtem Brande im Revier sowohl als in der ganzen Gegend anstellte, hatten keinen Erfolg. Sie war und blieb verschwunden. Erst im Frühjahr, als der Schnee längst geschmolzen war, entdeckte

man im Wald unter dem Geröll eines schmalen und tiefen Wasserrisses eine weibliche Leiche. Sie war bis zur Unkenntlichkeit entstellt; aber alle Anzeichen sprachen dafür, daß es die der Troglodytin gewesen. Mir selbst blieb der Anblick erspart; denn noch in demselben Winter war ich als Unterförster auf ein Gut versetzt worden, das ein Schwiegersohn des Grafen in Südsteiermark, nahe der croatischen Grenze besaß.

Ginevra.

Das Diner war vorüber und die kleine Tischgesellschaft begab sich in den Garten der Villa, um dort den Kaffee zu nehmen. Nachdem man sich auf einer Terrasse niedergelassen, die den Ausblick auf die umliegenden Höhen und einen Theil der Stadt eröffnete, sagte die Hausfrau: „Erzählen Sie uns doch endlich von dieser Ginevra, lieber Oberst. Versprochen haben Sie es längst. Jedenfalls muß sie etwas ganz Besonderes gewesen sein, da Sie noch immer mit einer Art Andacht ihrer gedenken. Lassen Sie sich daher nicht bitten. Wir sind ganz unter uns, und hoffentlich kommt kein unerwarteter Besuch, der Sie unterbrechen könnte."

Der Oberst, ein hochgewachsener, schlanker Mann in bürgerlicher Kleidung, blickte nachdenklich auf die Glimmfläche der Cigarre nieder, die er sich soeben angezündet. „Nun denn," sagte er, „wenn Sie wollen, soll es geschehen, obgleich ich befürchten muß, ein recht unüberlegtes Versprechen gegeben zu haben. Denn was ich vorbringen kann, ist eigentlich doch nur eine veraltete Liebesgeschichte, welche, wenn sie heute gedruckt würde, vielleicht Niemand mehr lesen möchte. Indeß, wie gesagt, wenn Sie es wirklich wünschen, bin ich bereit. Ist es doch ein Genuß, wenn auch ein schmerzlicher, sich in die goldenen Tage der Jugend zurück zu versetzen."

* *
*

I.

Ich war zwanzig Jahre alt und Fähnrich bei einem Regiment, das einen Theil der Friedensbesatzung von Theresienstadt bildete. Diese Festung mag — abgesehen von ihrer anmuthigen Lage in einem der gesegnetsten Landstriche Böhmens — auch noch heute kein besonders erfreulicher Aufenthaltsort sein; damals aber — in den Vierziger Jahren — konnte er wahrhaft trostlos genannt werden. Denn außer dem großen, mit zwei Baumreihen umpflanzten Hauptplatze, der fast durchgehends militärische Gebäude aufwies, gab es dort nur vier Gassen. Sie führten in den entsprechenden Windrichtungen nach den Thoren und Wällen, und bestanden zumeist aus kleinen, hüttenähnlichen Häusern, in welchem sich Krämer und Handwerker, Bierwirthe und Branntweinschänker angesiedelt hatten. Die Offiziere waren daher ganz und gar auf den kameradschaftlichen Verkehr angewiesen, und wir Jüngeren führten nicht eben das erbaulichste Dasein. In den Vormittagsstunden mehr oder minder dienstlich beschäftigt, verbrachten wir die übrige Zeit im Militär-Casino am Billard und am Spieltische, oder begaben uns nach der jenseits der Elbe gelegenen Kreisstadt L . . ., wo wir zum Mißvergnügen der ehrsamen Pfahlbürger in Kaffee- und Gastwirthschaften sehr anspruchsvoll auftraten, leichtfertige Liebeshändel anzuknüpfen suchten, und nach der Rückkehr in die Festung begaben sich Manche noch in ein höchst zweifelhaftes Local, um dort halbe Nächte bei Punsch und Glühwein zu durchschwelgen.

Was nun mich selbst betraf, so machte ich dieses wüste,

gedankenlose Treiben schon deshalb mit, weil man sich nicht ausschließen konnte. Zudem war ich jung, und nach der strengen Zucht, die ich früher in einem Cadettenhause erdulden mußte, hatten derlei Ausschreitungen für mich den Reiz der Neuheit. Mein Oheim, der mich, den früh Verwaisten, gewissermaßen an Sohnesstatt angenommen und einen ziemlich hohen und einflußreichen Posten beim damaligen Hofkriegsrathe bekleidete, setzte mir eine ganz ansehnliche Geldzubuße aus; ich lebte also sorgenlos in den Tag hinein, wenn ich auch bisweilen, meiner Natur nach, von sentimentalen und hypochondrischen Anwandlungen nicht ganz frei blieb.

So kam es auch, daß ich eines Abends, im Carneval, einsam und nachdenklich in meiner öden Kasernenwohnung saß und mich höchst unglücklich fühlte. Und zwar aus folgendem Grunde.

Der Festungscommandant, ein invalider General, erfreute sich einer Tochter, welche zwar weder besonders jung, noch besonders hübsch zu nennen war, aber schon vermöge ihrer Stellung Anreiz genug besaß, um einem Neuling, wie ich, den Kopf zu verdrehen. Sie war auffallend schlank gewachsen, hatte glänzend schwarze, stechende Augen, sehr weiße, leicht zwischen den Lippen hervorstehende Zähne, und wußte ihren etwas vergilbten Wangen durch zartes Auflegen von Roth künstliche Frische zu verleihen. Bei erfahrenen Kameraden galt sie als eine ausbündige Kokette, und man hatte mich gleich anfangs, halb im Scherz, halb im Ernst, vor ihr gewarnt. Dennoch verliebte ich mich in sie, und zwar anläßig einer religiösen Feierlichkeit, der sie, halb verschleiert, an der Seite ihrer Mutter auf dem Oratorium der Garnisonskirche beiwohnte.

Obgleich sie sehr andächtig in ihr Gebetbuch versunken schien, konnte ich doch bemerken, daß sie von Zeit zu Zeit nach mir hinblickte; anfänglich nur so von der Seite, dann aber mit Zuwendung des Antlitzes immer länger und eindringlicher. Ich glaubte dies umsomehr zu meinen Gunsten auslegen zu dürfen, als sie fortan stets hinter den Fensterscheiben erschien, wenn ich — und das geschah mehrmals des Tages — am Commandantenhause vorüberging; ja einmal konnte ich sogar wahrnehmen, daß sie in der Mitte des Zimmers auf einen Stuhl gestiegen war, um mich von dort aus, wie sie wohl meinte, ungesehen beobachten zu können. Ich hatte daher keinen sehnlicheren Wunsch, als ihr endlich persönlich näher zu treten, und der officielle Ball, den ihr Vater demnächst zu geben verpflichtet war, erschien mir als huldvollste Gelegenheit. Ich stellte mir bereits sehr lebhaft vor, wie auch sie diesem Abend sich entgegen freue, wie sie mich sofort an sich heranziehen, wie ich mit ihr im Tanze vereint dahin fliegen würde — und was dergleichen jugendliche Erwartungen mehr waren. Aber ich hatte, wie man zu sagen pflegt, die Rechnung vollständig ohne den Wirth gemacht. Denn zu dem Balle wurden auch auswärtige Gäste geladen, und unter diesen befanden sich neben höheren Standespersonen vom Civil auch die Offiziere eines Chevauxlégers-Regiments, das auf dem platten Lande stationirt war. Da hatte ich nun den Schmerz, zu sehen, wie diese interessanten Ankömmlinge die Aufmerksamkeit der Tochter des Hauses derart auf sich lenkten, daß diese für mich keinen Blick, und als ich mich später vorstellen ließ, auch kein aufmunterndes Wort übrig hatte. In der Verwirrung darüber fand ich gar nicht den Muth, sie zum Tanze aufzufordern, und während die

Grausame fast die ganze Zeit über von einem sehr aristokratisch aussehenden Rittmeister in Beschlag genommen wurde, fiel mir durch ein Verhängniß, wie es derlei Niederlagen stets zu begleiten pflegt, die schwindsüchtige Tochter eines Kreisrathes zu, welche, da sie sonst Niemand aufzufordern Lust bezeigte, mit ihren röthlich blonden Schmachtlocken gleich einer Klette an mir hing, bis ich mich endlich, sobald dies anständiger Weise geschehen konnte, aus dem Staube machte und vom Balle verschwand.

So saß ich denn, in meiner Eigenliebe, oder wie ich mir damals einbildete, in meinen heiligsten Gefühlen gekränkt, zwischen den kahlen vier Wänden, während die Dämmerung längst hereingebrochen war und ich kaum mehr die Rauchwolken sah, die ich aus einer langen Pfeife mechanisch vor mich hin blies. Plötzlich vernahm ich hastige Tritte, die sich draußen auf dem Gange der Thür näherten; diese wurde polternd aufgestoßen und auf der Schwelle erschien eine mantelumhüllte Gestalt, die sich schwarz in schwarz von der sie umgebenden Dunkelheit abhob.

„Bist Du hier?“ rief eine kräftige, etwas schnarrende Stimme, an welcher ich sofort einen meiner näheren Freunde, den Lieutenant Dorsner, erkannte. Und da ich mich jetzt bemerkbar machte, fuhr er eintretend fort: „Zum Teufel, was treibst Du denn da im Finstern?“

Ich legte die Pfeife weg und zündete eine Kerze an, bei deren zweifelhaftem Schein ich wahrnahm, daß Dorsner, der jetzt den Mantel auseinander schlug, in eine schmucke, ganz neue Halbuniform gekleidet war und Lackstiefel an den Füßen hatte.

„Ich gehe nach L . . . hinüber,“ sagte er, meine Frage

vorweg nehmend. „Es ist heute dort Ball auf der Schieß-stätte. Und Du sollst mit mir kommen."

„Wir sind ja gar nicht geladen."

„Das thut nichts. Ich habe einer Dame versprochen, zu erscheinen, und so muß es geschehen."

Ich wußte, daß er in geheimnißvollen Beziehungen zu der hübschen Tochter eines wohlhabenden Lohgerbers stehe, die er auch später geheirathet hat.

„Gut," erwiderte ich; „aber wie willst Du das anfangen?"

„Ganz einfach; ich gehe eben hin. Was bleibt den Herren „Ball-Ausschüssen" Anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Aber deshalb siehst Du auch ein, daß ich nicht ganz allein dort erscheinen kann. Ich hatte mich schon mit Heillinger verabredet; aber dieser ist im letzten Augenblick verhindert worden. Also thu' mir den Gefallen."

Aber ich war an diesem Abend zu derlei Unternehmungen ganz und gar nicht aufgelegt und wand daher neuerdings ein: „Und wenn man erfährt, daß wir dort waren? Du weißt doch, wie sehr man höheren Orts dagegen ist, daß wir an derlei Unterhaltungen theilnehmen?"

„Unterhaltungen? An was für Unterhaltungen?" rief er ärgerlich „Es kommen die anständigsten Bürgerfamilien von L... zusammen. Und überdies: auf einen Verweis mehr oder weniger kommt es doch nicht an. Seit wann bist Du denn so ängstlich geworden? Ich, als Dein Vorgesetzter, befehle Dir, mit mir zu gehen. Vorwärts! Marsch!"

Noch immer konnte ich mich nicht entschließen und

schützte Unwohlsein vor. Ich hätte mich auf dem Commandanten-Balle erkältet.

„Ach was! Flausen! Derlei Erkältungen tanzt man sich am besten gleich wieder aus dem Leibe. Und gieb Acht, was für Mädchen Du da drüben in die Arme bekommen wirst. Ganz andere Geschöpfe, als diese dürren Gliederpuppen, wie sie gestern an uns herumbaumelten.“

Ich sah, daß es kein Entrinnen gab, und da endlich doch auch der Gedanke einer möglichen Zerstreuung in mir auftauchte, so erklärte ich mich schließlich bereit und ging daran mich umzukleiden, während Dorsner ebenfalls von Zeit zu Zeit vor den kleinen Wandspiegel trat und sein dichtes, von Natur gekräuseltes Haar unternehmend auflockerte.

Endlich war ich fertig, und wir traten, die Festung hinter uns lassend, den Marsch nach L . . . an. Tagsüber war Thauwetter eingefallen; nun aber hatte der Boden, sehr zum Vortheil unserer Beschuhung, wieder angezogen. Trotz des Frostes war in der herben Luft Etwas wie ein Vorhauch des Frühlings zu spüren, und so schritten wir behaglich und in gleichmäßigem Takt den hell erleuchteten Saalfenstern entgegen, welche von der am Eingange der Stadt gelegenen Schießstätte durch feine weiße Nebel herüberstrahlten.

II.

Es kam, wie Dorsner vorhergesagt. Zwei Comitémitglieder — ein älteres und ein ganz junges — waren im Vestibule anwesend, als wir erschienen. Sie sahen uns sehr befremdet und mit gespreizter Zurückhaltung an; da

aber Dorsner mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit auf sie zutrat und, sich tief verbeugend, fragte, ob es denn nicht möglich wäre, an dem schönen Feste theilzunehmen, so zuckte es geschmeichelt um ihre Nasenflügel, ein wohlwollendes Lächeln verbreitete sich über ihre Gesichter, und indem sie etwas von „besonderer Ehre" murmelten, geleiteten sie uns zuvorkommend in den Saal, wo eben ein Tanz zu Ende ging und die Musik verstummte. Wir befanden uns also einem bunten Gewirr von sich auflösenden Paaren gegenüber und wurden anfänglich kaum bemerkt. Nachdem aber die verlassen gewesenen Sitzplätze wieder eingenommen waren, wendete sich uns nach und nach die allgemeine Aufmerksamkeit zu, die von männlicher Seite keine besonders wohlwollende zu sein schien, während der weibliche Theil eine gewisse angenehme Ueberraschung nur schwer verbergen konnte. Dorsner, indem er das unbärtige Comitémitglied vertraulich unter dem Arm faßte, bat, ihn einigen jungen Damen vorstellen zu wollen; denn der Schalk vermied es, geradenwegs auf sein Ziel, die rosige Gerberstochter, loszugehen, welche sein Erscheinen sofort bemerkt hatte und nun, das Antlitz hinter dem ausgespannten Fächer verbergend, mit ihren wohlbeleibten Anverwandten an einem Tische des anstoßenden Speisezimmers saß; man konnte in dasselbe durch eine offene Flügelthür sowohl, wie auch durch einige hohe Fenster, die nach dem Saale gingen, bequem hinein blicken. Es dauerte nicht lange, so wurde das Zeichen zu einer Polka gegeben, welche Dorsner mit einer stämmigen Brünette eröffnete, die ihn, der von kleinem, zierlichem Wuchse war, fast um Hauptes länge überragte. Ich selbst hatte mich, hinter einer Reihe von Zuschauern, in eine Fenstervertiefung gestellt, wo ich

nun mehr und mehr in meine frühere Verstimmung zurück sank. Denn die Gesellschaft, die ich hier vor Augen hatte, zog mich in ihrer spießbürgerlichen Behäbigkeit keineswegs an, und die zwar blühenden, aber plump und geschmacklos geputzten Mädchen und jungen Frauen erschienen mir so reizlos wie möglich. So beschloß ich denn, noch eine Weile in meinem halben Versteck auszuharren und dann unbemerkt zu verschwinden, da ich ja nunmehr meinen Freund, der sich jetzt im Tanze bereits zu seiner Holden gefunden hatte, getrost seinem Schicksal überlassen konnte. Plötzlich aber wurde meine Aufmerksamkeit gefesselt. In den Armen eines vierschrötigen, ungelenken Tänzers schwebte eine schlanke Gestalt anmuthig vorüber. Ein einfaches, hellblaues Kleid reichte ihr, nach der Mode der damaligen Zeit, mit einer leichten Falbel bis an die Knöchel und ließ die zierlichen Füße sehen. Ihr Haar, von schimmerndem Aschblond, war aus der Stirn gestrichen, rückwärts zusammen geknotet und blos mit einem weißen Sträußchen geschmückt; um den Hals war ein schmales schwarzes Sammetband geschlungen, an dem ein kleines goldenes Kreuz hing. Ich ließ die gefälligen Wendungen dieser lieblichen Erscheinung nicht mehr aus den Augen, und als sie jetzt, wieder in meine Nähe gelangend, auffah, begegneten sich unsere Blicke. Die Polka dauerte schon ziemlich lange; die meisten Paare hatten bereits unter einander abgewechselt, nur der Tänzer der schlanken Blondine schien dies nicht Willens zu sein. Er tanzte unerschütterlich weiter, den Arm gleich einer Klammer um den zarten Leib des jungen Mädchens geschlungen, den Blick starr auf ihren Scheitel geheftet. Endlich schien es ihr zu viel zu werden. Mit dem Ausdruck von Mißmuth im Antlitz

machte sie sich gewaltsam los und sank aufathmend in einen nahen Stuhl. Es war mir, als blicke sie dabei nach mir hinüber, gleichsam erwartend, ich würde jetzt auffordernd an sie herantreten. Aber ein eigenthümlich lähmendes Zögern überkam mich — und als ich mich endlich entschließen wollte, hatte sie schon ein anderer junger Mann in den Reigen gezogen, der übrigens sehr bald zu Ende ging. In dem verdrießlichen Gefühl meines ungeschickten Verhaltens vermied ich es jetzt, ihren Blicken zu begegnen; später gewahrte ich, wie sie am Arme ihres früheren Tänzers in das Speisezimmer trat. Dort nahmen Beide an einem Tische Platz, an welchem eine vertrocknete alte Frau saß, eine mit kupferrothen Bändern verzierte Haube auf dem Kopf; ein nicht mehr ganz junges, kränklich aussehendes Mädchen ihr zur Seite, mußte, der Aehnlichkeit nach, die Tochter sein; auch konnte man immerhin, den jungen Mann trotz seines breiten, wuchtigen Auftretens für den Sohn halten. Auch Dorsner war da drinnen zu erblicken; er verweilte bereits im besten Einvernehmen bei der Familie des Lohgerbers. Ich erwog nun, ob ich gehen oder bleiben solle, und drückte mich eine Zeit lang unschlüssig an den Wänden hin, als ich mit einem Mal rings herum eine auffallende Bewegung wahrnahm, deren Grund mir auch alsbald klar wurde. Ein kleiner, burlesk aussehender Mann, in eng anliegenden Beinkleidern, Schuhen und Strümpfen, das ergraute Haar nach vorne gestrichen und über der Stirn in eine hoch emporstehende Schraube gedreht, war in die Mitte des Saales getreten und kündigte jetzt mit laut kreischender Stimme an, daß nunmehr eine Française erfolgen würde. Dieser Tanz war damals noch keineswegs etwas Gewöhnliches, er galt vielmehr in

kleinen Städten als ganz besondere Neuerung, in deren Schwierigkeiten sich die Wenigsten gefunden hatten. Daher trat auch, als der Alte mit einem abgenützten Klapphute, den er unter dem Arm hervorzog, dem Orchester das Zeichen zur Einleitung gab, nur eine geringe Anzahl von Paaren heran.

„Was!?“ rief der Sprecher, der sie sofort mit einem Blicke überzählt hatte, „was, nur neun Paare!? Sind wir denn in Krähwinkel? C'est une honte! Schämen Sie sich, meine Herrschaften! En avant! Ich bitte, herbei zu kommen!“

Diese Worte ermunterten Manche, die unschlüssig gewesen zu sein schienen; sie näherten sich befangen und zögernd.

„Bravo! Nur immer herbei! Ich bin überzeugt, daß noch Viele da sind, die ganz gut mit tanzen könnten. Pas de gêne, mesdames! Keine Umstände, meine Damen! J'arrangerai tout! Es wird vortrefflich gehen. Nur Courage, meine Herren!“

Diese Zurufe lockten noch Einige heran, so daß nunmehr etwa zwanzig Paare Aufstellung genommen hatten. Nun aber zeigte es sich, daß ein vis à vis fehle.

„Ein vis à vis!“ schrie der Alte wieder. „Wir brauchen noch einen Herrn und eine Dame! Ein Königreich für ein vis à vis! Kommt wirklich Niemand? Nun, ich werde schon irgendwo etwas Verborgenes ausfindig machen — vielleicht im Speisezimmer!“ Und damit eilte er dorthin, trat auf die Schwelle und erblickte die schlanke Blondine, die mit dem Rücken gegen den Saal gekehrt saß, während ihre Tischnachbarn dem Forschenden unwillige Blicke zuwarfen. „Was?“ rief er in seinem höchsten

Fisteltone, „Fräulein —“ er kreischte einen Namen, den ich nicht verstehen konnte — „was, die beste meiner ehemaligen Schülerinnen macht sich unsichtbar, wenn es an eine Quadrille geht?! Das muß ich mir ausbitten! Es scheint, meine Herrschaften,“ wendete er sich an die Uebrigen, „es scheint, daß Sie die junge Dame hier zurückhalten!“

„Wir halten Niemand zurück, Herr Tanzmeister,“ erwiderte die alte Frau mit scharfer, beinerner Stimme. „Wenn das Fräulein tanzen *will*, so mag sie es immerhin.“

Diese aber schien in großer Verlegenheit und im Kampfe mit sich selbst zu sein. Der Alte jedoch ließ ihr keine Zeit zu weiterer Ueberlegung. Er ergriff sie rasch beim Arm und zog die allerdings nur schwach Widerstrebende in den Saal hinaus. Dort fiel sein Blick sofort auf mich, denn ich war inzwischen dem Schauplatz dieser Scene näher getreten. „Und da haben Sie auch gleich einen vorzüglichen Tänzer!“ rief er aus. „Ich habe es wohl bemerkt, wie halsstarrig der Herr Offizier vorhin meiner Aufforderung ausgewichen ist; jetzt aber, hoff' ich, wird er sich nicht länger bedenken!“ Und damit ließ er uns, seiner Sache sicher, vor einander stehen. Wir errötheten Beide; verneigten uns gegenseitig und traten, nachdem ich ihr den Arm geboten, in die Reihe.

Noch hatten wir in unserer Befangenheit kein Wort gewechselt, als schon die Quadrille begann, bei welcher man in jener Zeit nicht blos nachlässig hin und her schlenderte, sondern jeden Schritt aufs genaueste markirte. Und da war es eine Freude zu sehen, mit welcher Grazie sich meine Tänzerin bewegte. Die schmächtigen Arme an den Hüften hinabsenkend, schien sie damit ein leichtes Heben ihres Kleides andeuten zu wollen, während die schmalen

Füßchen, in knappen Schuhen mit Kreuzbändern, nur so über den Boden hinschwebten. Mit vollendeter Anmuth streckte sie mir, wenn wir uns nach kurzer Trennung wieder zusammen fanden, die Hand entgegen. Dabei lag ein fast feierlicher Ernst in ihren Zügen; man konnte bemerken, daß sie von ihrer Aufgabe, sich als fertige Tänzerin zu erweisen, erfüllt war, indeß ich nun Gelegenheit hatte, in nächster Nähe jede Einzelheit ihrer jugendlichen Schönheit zu bewundern: die schimmernde Stirn, das etwas kurze, aber fein modellirte Näschen, die durchsichtig zarte Muschel des Ohres. Noch immer verhielten wir uns schweigend; erst als der Tanz bewegter wurde und trotz der schrillen Feldherrnstimme des Alten mehrfache Irrungen und Stockungen entstanden, fand ich Anlaß zu einigen scherzhaften Bemerkungen, die sie jedoch blos mit einem reizenden Lächeln erwiderte.

Jetzt aber, als Alles glücklich zu Ende war und die Paare Arm in Arm einen Rundgang durch den Saal antraten, begann ich mit der allerdings banalen, aber am nächsten liegenden Phrase: „Wahrhaftig, mein Fräulein, Sie tanzen wundervoll, und ich schätze mich glücklich, daß es mir vergönnt war, dies an Ihrer Seite zu erkennen.“

Sie erröthete ein wenig und sagte dann mit einer ganz eigenthümlich tiefen und wohllautenden Stimme: „Nun ja, ich habe mir Mühe gegeben, die Quadrille ordentlich zu erlernen. Es ist auch gar nicht so schwer; man muß nur ein bischen den Kopf zusammen halten. Aber die meisten Mädchen sind so zerstreut und ziehen daher die einfachen Rundtänze vor.“

„Diese sind vielleicht auch in mancher Hinsicht angenehmer,“ erwiderte ich, noch immer sehr unsicher in der

Fortführung des Gespräches. „Aber ich habe bis jetzt verabsäumt, mich Ihnen vorzustellen.“ Ich nannte meinen Namen.

Sie verneigte sich leicht und sagte dann: „Ich heiße Ginevra — Ginevra Maresch.“

„Ginevra? Dieser Name ist außerhalb Italiens ein seltener.“

„Ich bin auch eine Italienerin,“ entgegnete sie lächelnd, — „das heißt, eine halbe. Meine Mutter ist aus Bassano im Venezianischen, wo sie mein Vater, als er noch Offizier war, kennen gelernt.“

„Ihr Vater war Militär?“

„Ja wohl; aber er hat seine Charge niedergelegt, um meine Mutter heirathen zu können. Sie besaßen Beide kein Vermögen. Es wurde dem Vater sehr schwer, eine andere Stellung zu finden, und so mußten sie sich lange gedulden. Endlich gelang es ihm, sich beim Steuerwesen unterzubringen. Vor drei Jahren ist er hier als Einnehmer gestorben,“ setzte sie ernst hinzu.

„Und Ihre Mutter?“

„Die lebt — dem Himmel sei Dank. Aber sie hat in diesem Winter eine schwere Krankheit, — eine Lungenentzündung, durchgemacht, von der sie sich nur sehr langsam wieder erholt. Dies hielt sie auch ab, mich auf den Ball zu begleiten.“

„Sind Sie mit Verwandten hier?“

„Nicht mit Verwandten. Es sind bloße Bekannte, die sich erboten, mich mitzunehmen. Aber ich hätte es vorziehen sollen, zu Hause zu bleiben.“

„Wieso?“

„Nun sehen Sie, diese Leute haben uns vor Längerem

einen nicht unbedeutenden Dienst erwiesen, für welchen wir ihnen auch sehr dankbar waren. Aber sie wollten uns immer eine gewisse Abhängigkeit fühlen lassen — besonders die alte Frau, die eine wohlhabende Witwe ist, und das verträgt sich schwer. Die Tochter wäre eigentlich ein ganz gutes Mädchen, es ließe sich mit ihr auskommen. Aber leider ist sie gar nicht hübsch, und das empfindet sie sehr schmerzlich — besonders bei solchen Gelegenheiten, wo sie kaum Einer um eine Tour bittet. Da muß es ihr auch doppelt weh thun, wenn sie wahrnimmt, wie Andere von allen Seiten bestürmt werden. Um ihr das Herz nicht noch schwerer zu machen, wollte ich mich eigentlich von der Quadrille zurückziehen, die sie überhaupt gar nicht tanzen kann — so wie ihr Bruder, der sie gewissermaßen aus Hochmuth nicht lernen will. Hingegen scheint er zu wünschen, daß ich sonst mit keinem Anderen tanze, als mit ihm."

„Und hat er ein Recht zu solchem Verlangen?"

Sie erbleichte flüchtig. „O nein! Nicht das geringste! Aber er thut sich Etwas auf seine Wohlhabenheit zu gute. Ich mag ihn gar nicht leiden, und zeig' es ihm auch, so weit es angeht. Aber er will es nicht verstehen, und nur die Rücksicht auf den erwähnten Umstand hat mich bis jetzt abgehalten, es ihm rund heraus zu sagen."

„Das ist freilich unangenehm."

„Sehr. Und ich sehe immer deutlicher ein, daß es für mich besser gewesen wäre, den Ball gar nicht zu besuchen. Aber es war mein erster, und dieser Verlockung vermag ein junges Mädchen nicht zu widerstehen."

„Konnten Sie sich denn nicht jemand Anderem anschließen?"

„Nein; wir haben uns im Laufe der letzten Jahre mehr und mehr zurückgezogen. Die Menschen hier hatten uns immer gewissermaßen als Fremde behandelt — und so sind wir es zuletzt geblieben.“

Wir hatten während dieses Gespräches den Saal mehrmals umschritten und gar nicht bemerkt, daß sich die übrigen Paare allmälig verloren hatten, was uns jetzt zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit machen mußte. Nun aber begann das Orchester einen Walzer zu spielen, den man wahrscheinlich deshalb so bald folgen ließ, damit die von der Française Zurückgebliebenen entschädigt würden. Von den raschen Klängen durchzuckt, umfaßte ich sofort meine Begleiterin und zog sie in den beginnenden Wirbel hinein. Leicht, gleichsam körperlos schwebte sie in meinen Armen dahin — und doch versetzte mich die Umschlingung in so wonniges Entzücken, daß ich es unwillkürlich ihrem anspruchsvollen Begleiter nachthat und sie nicht eher freigab, als bis der letzte Geigenstrich verklungen war. Tief Athem schöpfend, das losgegangene Haar aus der Stirn zurückschüttelnd, machte sie eine Verbeugung, blickte dann, wie sich besinnend, im Saale umher und eilte in das Speisezimmer.

Um mich drehte sich noch Alles, und als ich mich jetzt mit hochklopfendem Herzen nach einem Stuhl umsah, trat Dorsner lächelnd an mich heran. „Nun,“ sagte er, „Dein Geschmack ist nicht übel. Aber es ist ein noch ganz blutjunges Ding — und dabei arm wie eine Kirchenmaus. Gieb Acht, daß Du da nicht hängen bleibst.“

Ich verstand kaum, was er sagte, und wollte mich eben setzen — da gewahrte ich, wie Ginevra an der Schwelle des Speisezimmers erschien. Sie war ganz bleich und ihre

blauen Augen hatten einen dunklen, metallischen Glanz angenommen. Ich näherte mich ihr; sie kam mir sofort entgegen.

„Denken Sie," begann sie mit leise zitternder Stimme, „was man mir angethan! Meine Begleiter sind fort und haben mich allein hier zurückgelassen."

Einen Augenblick schwieg ich betroffen. Dann aber sagte ich: „Nun, das wäre ja eigentlich das Schlimmste nicht."

„Gewiß nicht, wenn ich jetzt ungescheut bleiben könnte. Und eigentlich könnt' ich es auch," fuhr sie fort, indem sie das Haupt erhob und frei und stolz um sich blickte, „das Gerede der Leute sollte mich wenig kümmern. Aber meiner Mutter wegen darf ich es nicht. Im Uebrigen ist es gut, daß es so gekommen. Diese Menschen haben nun selbst das Band zerrissen, das uns drückte. Ich will mich nur noch ein wenig abkühlen, dann gehe ich nach Hause."

„Allein?"

„Warum nicht? Ich kenne den Weg, und der ist kurz. Wir wohnen gleich in der Nähe — außerhalb der Stadt."

„Wie glücklich wäre ich, dürft' ich Ihnen trotzdem meine Begleitung anbieten."

„Das können Sie — wenn Sie meinetwegen den Ball verlassen wollen. Auch ist es ja, wie gesagt, nicht weit — in zehn Minuten sind Sie wieder da."

„Ich werde nicht zurückkehren; denn was sollte ich hier noch, wenn Sie fort sind?"

Jede Andere würde nun, obgleich ich diese Worte in überzeugendem Tone gesprochen hatte, doch irgend eine spöttisch bezweifelnde Einwendung hingeworfen haben.

Ginevra aber blickte nachdenklich zu Boden. „Wirklich?“ fragte sie dann, indem sie langsam die Augen aufschlug und mich mit einem vollen Blick ansah.

„Gewiß,“ bekräftigte ich.

Sie schwieg wieder. Dann sagte sie mit ihrer weichen, dunklen Stimme: „Das freut mich.“

Inzwischen hatte sich der Saal fast gänzlich geleert; denn die Raststunde war herangekommen und Alles drängte und zwängte sich behufs Erquickung und Stärkung in den Nebenraum, diesen überfüllend. Ich konnte mich daher mit Ginevra ruhig niederlassen, und zwar unweit einer offen stehenden Nebenthür, die zur Damen-Garderobe führte. Vor derselben, in einem ganz kleinen Zimmerchen, war eine äußerst primitive Conditorei eingerichtet; es gab allerlei Backwerk, Orangen und Fruchtsäfte; Eis war nicht zu haben.

„Kann ich Ihnen irgend eine Erfrischung anbieten?“ fragte ich.

„Nein, ich danke. Oder doch — um ein Glas Wasser möchte ich bitten.“

Ich trat zu der alten Frau, die mit verdrießlichem Gesicht bei der Waare saß, begehrte Wasser, und um doch Etwas zu erstehen, ließ ich auch einige Orangen auf den Teller legen, den ich Ginevra überreichte.

„Die Orangen sind schön,“ sagte sie. „Ich werde eine davon nehmen und sie der Mutter bringen.“

Nachdem sie getrunken hatte, blieben wir noch eine Weile schweigend neben einander sitzen. „Nun aber bin ich bereit,“ sagte sie jetzt, indem sie sich erhob. „Erwarten Sie mich draußen am Eingang; ich nehme nur meine Sachen aus der Garderobe.“ Ich eilte nach dem Vesti-

bule, wo mein Mantel hing. Es dauerte nicht lange, so erschien sie, in einen ganz leichten Ueberwurf gehüllt, ums Haupt ein schwarzes Schleiertuch geschlagen, aus welchem ihr lichtes Antlitz wundervoll hervorschimmerte. Draußen bog sie gleich links ab und schlug einen schmalen Fußpfad ein. Ich wagte es nicht, ihr den Arm zu bieten, und hielt mich in ehrerbietiger Entfernung an ihrer Seite. Es war eine mondlose Nacht; aber die Sterne flimmerten, und man konnte die Landschaft deutlich wahrnehmen.

„Sehen Sie die Reihe kleiner Häuser?" begann sie. „Dort wohne ich."

„Das ist noch näher, als ich gedacht. Nur mehr ein paar Augenblicke — und Sie sind mir entschwunden. Vielleicht auf immer."

Sie erwiderte nichts.

„Soll ich Sie wirklich nicht mehr wiedersehen?"

„Ich werde die Mutter fragen," sagte sie nach einer Pause.

„Und wie werde ich den Bescheid erfahren?"

Sie schien zu überlegen. „Kommen Sie morgen um vier Uhr nachmittags in jene Allee." Sie deutete auf zwei Reihen kahler Bäume, die sich dunkel quer über die Felder gegen den Fluß hinzogen. „Es ist mein Lieblingsweg; besonders in dieser Jahreszeit, wo es hier herum noch ganz einsam ist. Wollen Sie?"

„Sie fragen? — —"

„Es dürfte morgen gutes Wetter sein," fuhr sie, stillstehend, mit einem Blick nach dem Himmel fort; „auch schlechtes wird mich nicht abhalten. Jetzt aber bleiben Sie zurück. Gewahren Sie die erleuchteten Fenster? Meine

gute Mutter wacht noch.“ Sie reichte mir die Hand. „Also addio! Auf morgen!“

Sie eilte nach vorwärts, den matten Lichtern entgegen. „Addio!“ rief sie leise zurück. Dann klopfte sie leicht an eine Scheibe. Gleich darauf wurde die Hausthür geöffnet und wieder geschlossen.

Ich aber stand noch eine Weile und spähte nach dem Schatten Ginevra's, der sich auf den durchschimmerten Fenstervorhängen abzuzeichnen schien. Endlich trat ich den Heimweg an, die Brust voll seliger Empfindungen, in welchen jede Erinnerung an meine Festungscirce spurlos unterging.

III.

In welcher Aufregung ich am folgenden Tage der vierten Nachmittagsstunde entgegen sah, läßt sich denken; ich zählte die Minuten und machte dabei die Wahrnehmung, wie endlos lang ein solcher minimaler Zeitabschnitt unter Umständen erscheinen könne. Und wie das schon in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt, stellten sich meiner fieberhaften Ungeduld noch in der letzten Stunde Hindernisse entgegen: ganz unvorhergesehene Dienstesobliegenheiten, die mich fast um das Stelldichein gebracht hätten. Dennoch gelang es mir, knapp vor vier Uhr, abzukommen und mich fast laufend auf den Weg zu machen.

Das Wetter hatte sich in der That sehr günstig angelassen. Die schönste Februarsonne strahlte vom blauen Himmel nieder und schuf einen wahren Frühlingstag, wenn auch die Landschaft noch ihre ganze winterliche Kahlheit aufwies.

Schon von weitem gewahrte ich die schlanke Gestalt Ginevra's zwischen den bezeichneten Baumreihen auf und nieder wandeln. Auch sie nahm mich alsbald wahr und winkte mir mit dem Fächer, den sie statt eines Sonnenschirms mitgenommen und ausgespannt hatte, grüßend zu. Sie trug ihr Mäntelchen nur ganz leicht um die Schultern geworfen, und der schwarze Schleier umwehte lose ihr blondes Haupt.

„Also sind Sie doch gekommen," sagte sie lächelnd, als ich endlich athemlos und erhitzt vor ihr stand. „Ich hatte schon angefangen, ein wenig zu zweifeln."

Ich wollte zu meiner Entschuldigung hastig die Gründe der Verspätung auseinander setzen, aber sie unterbrach mich. „Das thut ja nichts. Sie sind jetzt da — und was mich betrifft, so hätte ich gewiß noch weit länger gewartet. Auch hab' ich Ihnen eine gute Nachricht mitzutheilen: meine Mutter will Sie empfangen."

„Welch ein Glück!" rief ich aus.

„Ich hatte es vorausgesehen," fuhr sie ruhig fort. „Denn ich kenne meine Mutter und weiß, daß sie mir keinen Wunsch abschlägt. Sie dürfen jedoch nicht glauben, daß ich ein verzogenes Kind bin. Die Gute erfüllt meine Wünsche, weil ich nur selten einen habe — oder doch wenigstens ausspreche. Geschieht dies aber, dann ist sie auch überzeugt, daß es ein sehnlicher und wohl überlegter ist, auf welchen ich, wenn es noth thut, bestehe. Als ich ihr von unserer Begegnung auf dem gestrigen Balle erzählte, sagte sie daher blos: wenn Du glaubst, daß er es redlich meint, so mag er kommen. — Und Sie meinen es doch redlich?" setzte sie hinzu, indem sie mir voll und tief in die Augen sah.

Ich gestehe, daß mich diese Frage einigermaßen betroffen machte. Denn ich empfand, daß jetzt etwas Ernstes, feierlich Bindendes an mich herangetreten war, darauf ich nicht vorbereitet gewesen. Aber schon hatte ich mich über die schmale Hand gebeugt, die sich mir vertrauensvoll entgegenstreckte, und sie mit stummer Betheuerung geküßt.

„Ich habe nicht daran gezweifelt," sagte sie in festem Tone. „Die Offiziere stehen zwar, was uns Mädchen betrifft, in keinem besonderen Rufe. Aber ich glaube, es ist ein Vorurtheil, das, wie manches andere, gedankenlos nachgesprochen wird. Hatte ich doch an meinem Vater den Beweis, daß gerade in Ihrem Stande die Ehre über Alles geht. — Aber kommen Sie jetzt; meine Mutter erwartet Sie. Es ist zwar noch sehr schön hier außen; allein der Tag neigt sich doch schon dem Ende zu, und in der Dunkelheit sollen Sie unser Haus nicht betreten."

So schritten wir denn auf die kleinen Wohnstätten zu, die in der Entfernung vor uns lagen. Sie bildeten, von kunstlos umzäunten Gärtchen und winzigen Grundstücken unterbrochen, eine Art Vorort, der im freien Felde lag. Es wohnten sichtlich arme Leute hier; aber Alles erschien wohlgehalten und reinlich. In den blanken Scheiben spiegelten sich die Strahlen der niedergehenden Sonne; hier und dort spielten Kinder friedlich vor den Thüren.

Das Haus, dem mich jetzt Ginevra entgegenlenkte, war etwas ansehnlicher als die übrigen; zum Eingang führten mehrere Stufen empor. Als wir diese hinan stiegen, zeigte sich am nächsten Fenster das derb geröthete, neugierig blickende Antlitz einer bejahrten Frau, welche gleich darauf im Flur an uns vorüber kam und in einer Seitenthür verschwand.

„Das war unsere Hauswirthin,“ sagte Ginevra; „die Witwe des Amtsdieners, der unter meinem Vater gestanden und sich dieses kleine Anwesen im Laufe der Jahre erwirthschaftet hatte. Sie selbst bewohnt eben nur eine Kammer; alles Andere haben wir um ein Billiges gemiethet.“

Sie öffnete eine zweite Seitenthür, durch welche wir in eine helle Küche traten, und von da in eine nicht ungeräumige Wohnstube, wo die Mutter Ginevra's im Lehnstuhle saß, eine zarte, schmächtige Frau, die leidend aussah, aber nicht viel über vierzig Jahre zählen konnte. Eine leichte Röthe flog über ihr Antlitz, als wir eintraten und sie mit einiger Mühe sich erhob.

„Da ist er, Mamma,“ sagte Ginevra. „Ich lasse Dich mit ihm allein.“ Sie legte rasch Fächer, Schleier und Mäntelchen ab und eilte wieder hinaus.

Ich näherte mich der blassen Frau, die sich wieder gesetzt hatte, und eine Pause gegenseitiger Verlegenheit trat ein.

Endlich begann ich: „Sie waren so gütig, mir zu gestatten — —“

„Es freut mich, Sie kennen zu lernen,“ erwiderte sie in ziemlich gebrochenem Deutsch. „Bitte, nehmen Sie Platz.“

Ich zog einen Stuhl heran.

„Ich weiß nicht,“ fuhr sie nach einigem Zögern fort, „ob ich recht gethan, Sie zu uns zu bitten; wohl die meisten Mütter würden Bedenken getragen haben. Aber meine Tochter hat mir Alles mitgetheilt, was auf dem Balle vorgefallen, und so schien es mir doch am gerathensten, einem Wiedersehen keine Hindernisse in den Weg zu

legen. Ihre liebenswürdige Persönlichkeit" — sie sagte diese Schmeichelei mit einem leichten Senken des Hauptes und in jenem feinen, vornehm ausgleichenden Tone, wie er nur in Italien zu hören ist — „Ihre liebenswürdige Persönlichkeit scheint einen tiefen Eindruck hervorgebracht zu haben, und es würde vielleicht zu geheimen Zusammenkünften gekommen sein, die für ein junges Mädchen immer höchst peinlich sind. Ich selbst war, als ich die Bekanntschaft meines unvergeßlichen Gatten machte, durch die Verhältnisse im elterlichen Hause dazu gezwungen und weiß, was ich dabei gelitten habe. Denn trotz aller Liebe zu meinem Federigo, empfand ich einen solchen Verkehr doch stets als Verrath an meinen Angehörigen."

Ich hatte, während sie so sprach, aufmerksam ihr Antlitz betrachtet, das von der Erinnerung belebt wurde. In der ganzen Erscheinung lag eigentlich nichts Südländisches, und wäre das Charakteristische der Aussprache und mancher Bewegungen nicht gewesen, man hätte sie kaum für eine Italienerin gehalten. Sanfte, weiche Züge, schlichtes kastanienbraunes Haar und ebensolche Augen; mit ihrer Tochter hatte sie nicht die geringste Aehnlichkeit.

Sie errieth meine Gedanken und sagte lächelnd: „Nicht wahr, Sie finden, daß mir Ginevra gar nicht ähnlich sieht? Sie ist ganz nach ihrem Vater gerathen. Wenn Sie sich die Mühe nehmen und jenes Bild dort betrachten wollen, so werden Sie das erkennen."

Ich erhob mich und trat vor ein ziemlich verblaßtes Aquarell, das an einem Fensterpfeiler hing. Es war etwas steif, aber nicht ohne Empfindung ausgeführt und stellte einen beiläufig dreißigjährigen Mann in Offizierstracht der Jägertruppe vor. Aus dem überhohen Frackkragen ragte

ein fein geschnittener, höchst ausdrucksvoller Kopf mit lichtblonden Haaren und blauen Augen. Je länger ich das Bild bei dem ungewissen Dämmerlichte des Abends betrachtete, desto deutlicher traten mir die Züge Ginevra's daraus entgegen.

„Und nicht blos im Aeußeren gleicht sie ihm," fuhr die Frau auf meine laute Beistimmung fort; „auch in Allem und Jedem, was den Charakter betrifft, der bei ihr, obgleich sie erst vor Kurzem sechzehn Jahre alt geworden, bereits zu großer Festigkeit entwickelt ist."

„Ja, Ihre Tochter ist ein ganz einziges Geschöpf!" rief ich aus.

„Nun, vielleicht sind wir Beide bestochene Richter. Aber so viel glaube ich wohl selbst sagen zu dürfen: sie ist ein vortreffliches Mädchen und verdient glücklich zu werden."

„Sie wird es auch gewiß!"

„Das steht in Gottes Hand."

Ein Schweigen trat ein, während dessen man aus der Küche herein das Knistern des Herdfeuers, sowie leise Schritte und Hantierungen vernehmen konnte.

„Ginevra bereitet den Kaffee," sagte Frau Maresch. „Sie muß ja überall mit angreifen. Eine Magd zu halten, sind wir nicht in der Lage; das Gröbste verrichtet die Frau, bei der wir wohnen. Die kleine Pension, die ich beziehe, reicht knapp zum Leben aus, und wären uns nicht vor einiger Zeit ein paar hundert Lire zugefallen, die mir ein Verwandter in Italien nachgelassen, wir würden vielleicht in Noth — und was noch schlimmer, in Abhängigkeit von fremden Menschen gerathen sein."

„Sie haben gewiß noch mehrere Angehörige in Italien?“ fragte ich.

„Nein, — wenigstens Niemanden, der meinem Herzen nahe steht. Eltern und ein Bruder, den ich hatte, sind schon vor Jahren rasch nach einander weggestorben. Man hatte meine Heirath nach langen Kämpfen widerwillig zugegeben und mich dann in der Fremde mehr und mehr aus den Augen verloren. Ich habe, wie Sie sich denken können, trotz meines ehelichen Glückes sehr an Heimweh gelitten. Endlich jedoch verlor sich auch das, und ich möchte jetzt eigentlich um keinen Preis mehr nach Italien zurück. Und auch nicht anders wohin. In Graz leben noch Verwandte meines Mannes, und diese haben mich wiederholt aufgefordert, mit Ginevra zu ihnen zu kommen. Aber wir ziehen es vor, unabhängig zu bleiben, so eingeschränkt wir leben müssen. Ueberdies sind wir, seit wir in diesem Hause wohnen, sehr zufrieden. Es ist zwar nicht viel mehr als eine Hütte, aber wir sind hier vollständig für uns, haben einen kleinen Garten — und mit ein paar Schritten ist man ganz im Freien. Ich sehne mich schon nach dem Frühling, wo ich dies Alles so recht werde genießen können; es soll mich hoffentlich ganz wieder herstellen.“

So führten wir das Gespräch weiter, wobei nun auch ich Einiges über meine Lebensverhältnisse mit einfließen ließ, obgleich die feinfühlige Frau in dieser Hinsicht jede Frage vermied. Sie hörte mit bescheidener Aufmerksamkeit zu und sagte schließlich: „Ich sehe, daß Sie aus vornehmer Familie sind. Und Emil heißen Sie — Emilio. Ein schöner und mir wohl bekannter Name; mein armer Bruder hat ihn gleichfalls geführt.“

In diesem Augenblick trat Ginevra ein, in der Hand eine kleine, grün lackirte Schirmlampe, wie sie damals gebräuchlich waren und deren Schein das bereits stark verdunkelte Zimmer angenehm erhellte.

„Du wirst Dich wohl schon mit ihm ausgesprochen haben, Mutter," sagte sie, die Leuchte niederstellend, „und ich kann den Kaffee bringen, der eigentlich längst fertig ist — und zu welchem Sie" — sie wandte sich mit einer Verbeugung an mich — „eingeladen sind, wofern Sie dieses Frauengetränk nicht verschmähen."

Und nun begann sie rasch, ihre Anstalten zu treffen. Sie schob den Tisch nahe an die Mutter heran und breitete ein frisches Tuch darüber. Dann brachte sie aus der Küche Kanne und Tassen, welche letztere sie sorgsam füllte und lächelnd credenzte.

Nachdem das Vesperbrod eingenommen war, stand sie auf und zündete eine Kerze an. „Nun aber will ich Ihnen auch mein Gemach zeigen," rief sie. „Es ist zwar ein ganz winziges Stübchen, aber ich herrsche darin unumschränkt."

Sie öffnete eine Seitenthür, die ich schon mehrmals ins Auge gefaßt hatte, und ließ mich, während sie voranleuchtete, eintreten. Der Raum war allerdings verschwindend klein; so zwar, daß man sich wunderte, wie das, was darin stand, dennoch hatte Platz finden können. In der Mittelwand zeigte sich ein Fenster; rechts und links davon waren zwei eingerahmte Tuschzeichnungen angebracht, welche südliche Landschaften vorstellten. Knapp am Fenster ein mit Weißzeug überhäufter Nähtisch, nahe dabei ein anderes kleines Tischchen, auf welchem zwischen einigen Blumentöpfen ein Vogelbauer stand. Die eine Seitenwand deckte

ein Kasten; die andere ein Regal, das sich vollständig mit Büchern in verblaßten Einbänden ausgefüllt zeigte.

„Nun, hab' ich es mir nicht hübsch eingerichtet?“ fragte Ginevra. „Wenn ich hier nähe, kann ich in unseren Garten blicken. Der ist freilich jetzt noch ganz kahl und wüst; dafür blühen meine Blumen am Fenster. Und das hier“ — sie näherte sich mit dem Lichte dem Vogelbauer, in welchem ein Zeisig, den Kopf unter dem Flügel, bereits auf seinem Stängelchen schlief — „das ist mein piccino! Er zwitschert bei Tag ganz lustig. Und dort“ — sie beleuchtete das Regal — „dort haben Sie den ganzen italienischen Parnaß: Dante, Ariosto, Tasso und so weiter. Er rührt von meinem Vater her, der seinen Stolz darein setzte, das Italienische zu verstehen, wie ein Eingeborener — oder eigentlich noch besser. Er las gar nichts anderes, und Gott weiß, wie oft er diese Bände mag vorgenommen haben. Er kannte kein anderes Vergnügen. In seinen jüngeren Jahren war er auch Zeichner; jene Landschaften dort sind von ihm in Neapel aufgenommen worden, denn er hat im Jahre Zwanzig die österreichische Intervention mitgemacht.“

Ich hatte inzwischen einen der Bände herausgezogen und aufgeblättert.

„Lesen vielleicht auch Sie italienisch?“ forschte sie.

„Ich sollte wohl; denn es wurde im Cadetten-Institute gelehrt. Aber ich habe es nicht weit gebracht.“

„Wir wollen mit einander lesen, dann wird es schon gehen. — Hast Du gehört, Mamma,“ rief sie ins Zimmer hinein, „daß ihm unsere Sprache nicht fremd ist?“

„Ho compreso; che piacere!“ ließ sich die Mutter vernehmen.

„Sie können sich übrigens denken," fuhr Ginevra fort, „daß ich selbst das Meiste von dem nicht kenne, was in den Büchern steht; es ist eine gar zu schwere Lektüre für ein junges Mädchen."

Wir waren bei diesen Worten wieder aus dem Stübchen getreten, und da ich wahrnahm, daß eine alte Standuhr im Zimmer bereits auf Acht wies, so hielt ich es für angemessen, mich jetzt zu verabschieden.

„Auf Wiedersehen," sagte die Mutter. „Sia benedetta la sua intrata da noi."

Ich zog die Hand, die sie mir reichte, ehrerbietig an die Lippen und trat aus der Thür, von Ginevra mit dem Lichte begleitet. Draußen stellte sie es nieder und folgte mir in den Flur. Dort blieb sie stehen und breitete mit einer unaussprechlich schönen und edlen Bewegung die Arme aus.

„Sie lieben mich also?" fragte sie mit einem innigen Blick.

Ich zog sie an mich, und unsere Lippen schlossen sich zu einem langen Kusse zusammen.

IV.

Und nun, fuhr der Oberst fort, begann für mich eine selige Zeit. Ich suchte, so oft es nur anging, das kleine Haus auf, dessen Stille und Abgeschlossenheit den Reiz eines Verhältnisses erhöhte, das sich unter dem sanften Auge der Mutter immer inniger entfaltete — und dabei das reinste und lauterste blieb, das sich denken läßt. Denn

bei aller Leidenschaftlichkeit, mit welcher mir Ginevra ihre junge Seele erschloß, erwies sie doch eine jungfräuliche Hoheit und Würde, die mich mit Ehrfurcht und heiliger Scheu erfüllte. Ich kam gewöhnlich in den frühen Nachmittagsstunden. Dann saß Ginevra am Nähtisch und ich neben ihr, plaudernd oder still in ihren Anblick versunken, und wenn die Lampe angezündet war, lasen wir, während die Mutter zuhörte, in den Büchern des Vaters: Sonette Petrarca's, leicht faßliche Gesänge aus der divina commedia, und hin und wieder ein Bruchstück von Meister Ludovico's phantastischem Gedicht. Aber nicht lange mehr duldete es uns in den Stubenräumen. Denn es war Frühling geworden und sonnige, warme Tage lockten uns vor das Haus. Die Mutter ließ sich ihren Lehnstuhl in das Gärtchen schaffen, wo bereits das erste Grün schimmerte und die Knospen dem Aufbrechen nahe waren. Dort weilte sie, während wir Anderen in das Feld hinausschritten, nach den Lerchen empor spähten, die schmetternd von den Schollen aufstiegen, und Ginevra die ersten Veilchen sowie andere frühe Blumen zum Strauße pflückte, den sie mir beim Abschied mitgab. So lebten wir wie in einem schönen Traum dahin und ahnten nicht, daß die Tage des Glückes gezählt seien . . . . .

Als ich einmal bei einbrechender Nacht nach Hause zurückkehrte, fand ich einen Brief meines Oheims vor, worin mir dieser mittheilte, daß es seinem Einflusse möglich geworden sei, meine Versetzung zu einem in Wien befindlichen Regimente zu erwirken. Und zwar mit gleichzeitiger Beförderung zum Lieutenant; eine sprungweise Vorrückung, wie sie in jener Zeit durch die Gunst eines befreundeten Regiments-Inhabers nicht allzu schwer zu erreichen war.

Er hoffe daher, so schloß er, mich recht bald umarmen zu können. Unter anderen Umständen wäre diese Nachricht eine höchst erfreuliche gewesen; in diesem Augenblick aber fuhr sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf mich nieder. Was sollte mir jetzt eine Beförderung? Was eine Versetzung nach Wien und das Wiedersehen meines Oheims, wenn mich dies Alles so rasch und plötzlich von der Geliebten wegriß!? Ich verbrachte eine schlaflose Nacht und schon am nächsten Morgen wurde ich von der Angelegenheit auch dienstlich verständigt, mit dem Beisatze, daß ich binnen dreier Tage an meinen neuen Bestimmungsort abzugehen habe. Also nur drei Tage, drei kurze Tage waren mir noch vergönnt — und auch diese, wie ich bei näherer Ueberlegung erkannte, nur in den allerkleinsten Bruchtheilen. Denn gerade bei meinem Scheiden aus dem Regiment war ich in dieser Spanne Zeit mehr als je an den kameradschaftlichen Verkehr gebunden, ganz abgesehen von den sonstigen Verpflichtungen, die mein so unerwarteter Abgang mir auferlegte. Ich konnte also höchstens noch einen vollen Abend für mich retten. Der heutige war schon von einer gemeinsamen Fechtübung in Anspruch genommen, welche allwöchentlich stattfand und mit einer Tafel im Casino zu schließen pflegte. Drüben war man davon unterrichtet und erwartete mich daher nicht. Aber die Stunden, die knapp vor mir lagen, konnte ich erhaschen und machte mich sofort auf den Weg nach L . . . Es war ein schwerer Gang; mußte ich doch die Frauen von der so bald bevorstehenden Trennung in Kenntniß setzen!

Ich traf die Mutter allein zu Hause. Sie war in letzter Zeit etwas zu Kräften gelangt und schien eben beschäftigt, Verschiedenes im Zimmer zu ordnen.

„Ah, Emilio!“ rief sie überrascht, als sie mich eintreten sah. „Wie schön, daß Sie wieder einmal Vormittags kommen und uns für den verlorenen Abend entschädigen. Ginevra besorgt eben ein paar kleine Einkäufe in der Stadt; sie wird jedoch gleich wieder zurück sein. Aber was haben Sie denn?“ fuhr sie mit besorgten Blicken fort, da sie meine ernste und niedergeschlagene Miene wahrnahm. „Ist vielleicht Etwas vorgefallen?“

„Allerdings, carissima madre“ — ich pflegte sie stets so zu nennen — „allerdings ist Etwas vorgefallen. Etwas ganz Unerwartetes, Trauriges — —“ Und nun theilte ich ihr zögernd und mit aller Vorsicht mit, was nicht verschwiegen bleiben konnte.

Sie mußte sich setzen. „Mein Gott,“ brachte sie mühsam hervor, „so rasch, so plötzlich! Und was wird Ginevra dazu sagen? Sie ist zwar ein starkes Mädchen — aber dennoch — — Ich glaube, da ist sie schon,“ setzte sie aufhorchend hinzu.

In der That waren draußen die leichten Schritte Ginevra's zu vernehmen, und gleich darauf kam sie selbst ins Zimmer geeilt, das Antlitz von der Luft geröthet, ein Körbchen am Arm, das sie rasch bei Seite stellte, um mir dann, wie gewöhnlich, an die Brust zu fliegen.

„Da bist Du ja!“ rief sie. „Ich hab' es gewußt! Den ganzen Weg über ist es mir im Geiste vorgegangen, daß ich Dich beim Nachhausekommen hier treffen würde!“

„Mit Deinen Ahnungen!“ sagte die Mutter. „Wenn Du wüßtest, was ihn hierher geführt —“

Sie erblaßte leicht. „Was willst Du damit sagen, Mamma?“ fragte sie mit stockender Stimme, indem sie uns Beide mit athemloser Spannung ansah.

Und nun erfuhr auch sie, was da kommen sollte.

Bei jedem Worte, das sie vernahm, wurde sie bleicher, ihre Arme sanken langsam an den Hüften hinab; so stand sie eine Weile wie erstarrt. Dann aber strich sie mit der Hand langsam über die Stirn und sagte: „Wir hätten darauf gefaßt sein können, daß dies früher oder später geschehen würde. Und da es nicht zu ändern ist, so wollen wir es mit Standhaftigkeit tragen. Wann mußt Du schon fort?“

„In drei Tagen.“

„Das ist freilich bald, sehr bald. Aber gleichviel. Wien ist nicht aus der Welt, und Du wirst mich dort wie hier lieben.“

„Nun, wer weiß,“ warf die Mutter mit erzwungener Scherzhaftigkeit ein, „ob er uns in Wien nicht vergißt.“

„Wie kannst Du nur so sprechen, madre,“ brauste sie auf. „Als ob Du nicht aus Deinem eigenen Leben wüßtest, daß selbst die größte Entfernung, die längste Trennung an Gefühlen, wie die unseren, nichts zu ändern vermögen! Im Gegentheil werden sie dadurch nur gefestigt. Nicht wahr?“ — wandte sie sich an mich und schlang den Arm um meine Schultern — „nicht wahr, wir gehören einander an fürs Leben?“

„Für ewig!“ erwiderte ich und küßte sie auf die Stirn. „Und sieh',“ fuhr ich, plötzlich von einem tröstlichen Gedanken überkommen, fort, „vielleicht reißt mich das Schicksal in bester Absicht von Deiner Seite. Ich treffe in Wien mit meinem Oheim zusammen, der ein viel vermögender Mann ist. Er liebt mich wie einen Sohn, und wird sich gewiß bestimmen lassen, irgend etwas für

unsere Zukunft zu thun. Wir sind ja Beide noch jung und können warten."

„Ja," erwiderte sie, „wir können und wollen warten."

Aber schon hatte mich die Empfindung überkommen, eine grundlose Hoffnung ausgesprochen zu haben. Gerade von meinem Oheim hatte ich, fürs Erste wenigstens, gar nichts zu erwarten; vielmehr hatte ich die Ueberzeugung, daß er sich sofort feindselig gegen ein Verhältniß stellen würde, das ihm bei seinen ehrgeizigen Plänen hinsichtlich meiner militärischen Laufbahn durchaus nicht wünschenswerth erscheinen konnte. Um dieses unangenehme Bewußtsein zu übertäuben, sagte ich rasch: „Und wie es auch sein möge: jedenfalls komme ich nach den Waffenübungen um einen Urlaub ein, den man mir nicht verweigern kann. Ich kehre also ganz gewiß im Spätherbst zurück und werde in der Festung bei einem Freunde, oder hier in einem Gasthofe wohnen. Dann können wir uns einige Wochen für die Trennung schadlos halten."

„Und uns um so inniger des Wiedersehens freuen," setzte sie hinzu, mir tief in die Augen blickend. „Aber heute bleibst Du doch?"

„Du weißt, ich kann nicht; höchstens bis drei Uhr. Es wird uns überhaupt nur ein Abend mehr vergönnt sein — der morgige. Ich werde so früh wie möglich kommen — zum Abschied."

„Zum Abschied," wiederholte sie still. „Aber heute kannst Du wenigstens mit uns zu Mittag essen. Ich werde gleich das Nöthige veranlassen." Und sie erhob sich, um nach der Küche zu sehen, wo sich bereits die Hauswirthin am Herde zu schaffen machte.

„Merkwürdiges Mädchen!“ sagte die Mutter, als wir jetzt allein waren, mit feuchten Augen. „Diese Seelenstärke! Man würde es nicht für möglich halten. Ich selbst war bei gleichem Anlaß in Thränen aufgelöst und vermochte mich tagelang nicht zu fassen. Und sie! Sie ist wirklich ganz ihr Vater.“

Später deckte Ginevra, bleich zwar, aber ruhig wie sonst, den Tisch und wir setzten uns zum Mahle, von welchem unter einsilbigem Gespräch nur wenig berührt wurde. Auch später blieb es ganz still in der vertrauten Stube. Ich saß mit Ginevra Hand in Hand auf einem kleinen Sofa, der Mutter gegenüber, die eine Strickarbeit vorgenommen hatte und uns dabei von Zeit zu Zeit wehmüthig betrachtete. Endlich war es drei Uhr und ich erhob mich.

„Also morgen,“ sagte Ginevra, indem sie mir die Hand drückte.

„Morgen — zum letzten Mal!“

„Nicht zum letzten Mal!“ sprach sie kraftvoll.

Als ich aber jetzt der Mutter die Hand reichte und mich der Thür zuwandte, da brach in ihr der zurückgedämmte Schmerz mit elementarer Gewalt hervor. Laut aufweinend stürzte sie auf mich zu und umschloß mich mit den Armen.

So standen wir lange, während sie mich krampfhaft festhielt und mit ihren heißen Thränen benetzte; dann riß ich mich los.

V.

Der Oberst hielt inne und blickte eine Zeit lang schweigend vor sich hin. Ich möchte am liebsten meine Geschichte hier abbrechen, sagte er dann; denn die Rolle, die ich nunmehr zu spielen beginne, ist nichts weniger als glänzend. Aber ich will mir die Buße auferlegen und im Context fortfahren.

Der Abschied war ein tief ergreifender gewesen. Ich hatte Ginevra beim Scheiden ein Ringlein mit blauem Stein gegeben, welch' letzterer im Geschmack jener Zeit ein kleines Herz vorstellte. Sie selbst löste das goldene Kreuz, das sie beständig trug, vom Halse los und reichte es mir. „Nimm!" sagte sie. „Es ist ein Andenken meines Vaters; das einzige Schmuckstück, das ich von ihm habe. Schon seine Mutter hat es getragen. Trag' es jetzt Du als Erinnerung an mich, bis wir wieder vereint sind."

Ich kam mir damit wie gefeit vor und fühlte, wie siegreich das Bild Ginevra's, deren im Trennungsschmerz zitternde Gestalt, deren bleiches, verweintes Antlitz ich während der Reise beständig vor Augen hatte, allen neuen Eindrücken Stand halten würde. Deren waren anfänglich nicht allzu viele. Denn fürs Erste galt es, im Regiment, wo man den eben nicht erwünschten Einschub mit mißtrauischer Zurückhaltung empfangen hatte, festen Fuß zu fassen, was mir eine doppelt eifrige Diensteserfüllung zur Pflicht machte. Auch hatte ich in Wien keine Anverwandten außer meinem Onkel, und der war ein eingefleischter alter Hagestolz, welcher, trotz seiner hochgestellten Verbindungen, der sogenannten Gesellschaft mit barscher Rücksichtslosigkeit

aus dem Wege ging. Seine Erholung war, allabendlich ein vielgerühmtes Gasthaus in der innern Stadt aufzusuchen, wo er sich im Kreise einiger Alters- und Gesinnungsgenossen nach des Tages Mühen und Sorgen behaglich auslebte. Da hatte er nun seine Freude daran, mich dort einzuführen und, so oft es anging, auf das köstlichste zu bewirthen, wobei der Champagner nicht gespart wurde. So war meine freie Zeit fast ausschließlich von ihm in Anspruch genommen; höchstens, daß ich hin und wieder einmal das Theater besuchte. Dabei war und blieb aber meine größte Freude der Briefwechsel mit Ginevra. Wir schrieben einander regelmäßig alle acht Tage, was unter den damaligen Verhältnissen dem heutigen täglichen Schreiben gleichkam, und es läßt sich nicht sagen, mit welcher Aufregung ich jeden Brief Ginevra's erbrach, mit welchem Entzücken ich ihn las — und wieder las .....

So waren mehr als drei Monate verstrichen, als der Adjutant des Bataillons, bei welchem ich stand, schwer erkrankte und ich beauftragt wurde, einstweilen seine Dienstleistung zu übernehmen. Der commandirende Major, ein Baron Dumont, stammte aus einer französischen Emigranten-Familie und galt als höchst unfähiger Mann, dem allerdings eine gewisse Gutmüthigkeit nachgerühmt wurde. Da er des deutschen Idioms niemals ganz mächtig geworden, hing er gar sehr von seinem Adjutanten ab, den er übrigens auch zu einer Art persönlichen Hofdienstes heranzuziehen liebte. Als schlechter Reiter sah er es gerne, wenn man seine schönen Pferde tummelte; bei Spaziergängen ließ er sich begleiten, und Abends war man ein für alle Mal zum Thee gebeten, wogegen man sich freilich herbeilassen mußte, stundenlang mit ihm Piquet oder Ecarté zu

spielen, das einzige Vergnügen, das er kannte. Er war mit einer polnischen Gräfin verheirathet, die zur Zeit meines Eintreffens beim Regiment auf einem Gute in der Nähe Lembergs sich befand, nunmehr aber eines Tages ganz plötzlich in Wien erschien. Beim ersten Anblick dieser Frau hatte ich eine eigenthümliche Empfindung; ich wußte nicht, war es Schreck oder Wohlgefallen — vielleicht beides zusammen. Die Gräfin mochte ungefähr achtundzwanzig Jahre alt sein, und ihr Gesicht war bereits leicht verwittert; bei näherer Betrachtung jedoch zeigte sich ein reizendes Profil, und die blassen Lippen enthüllten im Lächeln zwei Reihen der köstlichsten Zähne. Von nicht allzu hohem Wuchse, zeichnete sie sich durch etwas langsame, aber ungemein graziöse Bewegungen aus; Hände und Füße waren die schönsten, die ich je gesehen. Ihr reiches Haar war von einem matten, glanzlosen Braun, und auch die grauen, von den Lidern halb verdeckten Augen hatten etwas Erloschenes, das plötzlich in ein überraschendes Aufleuchten übergehen konnte. Dazu die weiche, fremdländische Aussprache, die vornehme Ungezwungenheit einer vollendeten Weltdame — und man mußte sich sagen, daß man sich hier einer höchst verführerischen Erscheinung gegenüber befinde. Ihr Gatte schien sich durch ihre Anwesenheit etwas beengt zu fühlen, und es war ihm sichtlich recht, daß sie mich mit großer Liebenswürdigkeit aufforderte, meine Abendbesuche nach wie vor fortzusetzen. So spielten wir denn jetzt zu Dreien Whist mit dem Strohmanne, und nach dem Thee plauderten wir, wobei die Hausfrau es liebte, sich in träger Behaglichkeit auf einer Chaiselongue auszustrecken und Cigaretten zu rauchen, was damals noch etwas ganz Unerhörtes war. Dieses Gehaben

behielt sie auch bei, wenn zuweilen noch andere Herren geladen waren; sie liebte es dann, in solch ungezwungener Weise Cercle zu halten. Damen wurden niemals beigezogen; die Gräfin erklärte, sie sei noch nicht in der Verfassung, eigentliche gesellschaftliche Beziehungen aufzunehmen. Gegen mich erwies sie eine Art mütterlicher Vertraulichkeit, die sich oft zu allerlei unbefangenen kleinen Zärtlichkeiten steigerte. Sie strich mir, auch in Gegenwart ihres Gatten, das Haar zurecht, berührte, nach polnischer Sitte, schmeichelnd meine Schulter, oder ließ im Gespräch ihre Hand wie unbewußt lange auf meiner ruhen, wobei mich stets heißer Schauer durchrieselte.

Es wäre nun an der Zeit gewesen, öfter das goldene Kreuzchen zu befühlen, das ich an mir trug. Nicht etwa, daß das Bild Ginevra's durch den intimen Verkehr mit der schönen Frau getrübt oder gar verwischt worden wäre; nein, es leuchtete mir noch immer in voller Klarheit entgegen, aber aus viel weiterer Entfernung als früher, wo es mich sozusagen auf Schritt und Tritt begleitet hatte.

Eines Abends, als wir wieder beim Whist saßen und ich mir einige Fehler im Spiel hatte zu Schulden kommen lassen, sagte die Gräfin: „Aber was treiben Sie denn, mon enfant? Sie leiden ja an einer unverantwortlichen Zerstreutheit. Sind Sie vielleicht gar verliebt?"

„Du stellst Gewissensfragen, Lodoiska," bemerkte ihr Gatte mit seinem stereotypen Lächeln.

„Und wenn dem so wäre, Gräfin?" entgegnete ich halb im Ernst, halb im Scherz.

„So würd' ich es begreiflich finden," antwortete sie. „Denn die Liebe ist das Recht der Jugend. Und wo weilt der Gegenstand Ihrer Gefühle? Hier in Wien?"

„Keineswegs. Weit — sehr weit von hier entfernt.“

Sie erwiderte nichts und steckte hastig ihre Karten ineinander. „Ist es ein junges Mädchen?“ fragte sie nach einer Weile.

„Das versteht sich wohl von selbst,“ sagte der Major.

„Schön?“ fuhr sie kurz fort.

„Ungemein,“ warf ich hin, den angeschlagenen Ton festhaltend.

„Brünett?“

„Blond.“

Sie schwieg und wendete ihre Aufmerksamkeit wieder dem Spiele zu. Als der Robber beendet war, stand sie auf und sagte, sie leide heute an Migräne und wolle sich deshalb zeitig zur Ruhe begeben. So brach auch ich früher als sonst auf, vom Major wie immer mit einem wohlwollenden Händedruck verabschiedet.

Von jenem Abend an beobachtete sie gegen mich eine gewisse Zurückhaltung. Sie nahm seltener am Spiele theil und zog sich während dessen in den anstoßenden Salon zurück, wo sie auf dem Clavier phantasirte oder Stücke von Chopin spielte. Dann kam sie wieder herein und nahm ihre gewohnte Lage auf der Chaiselongue ein. Wenn ich nach ihr hinsah, konnte ich bemerken, daß ihr Blick mit einem ganz seltsamen Ausdruck auf mich gerichtet war.

Dies alles verfehlte nicht, mich in eine gewisse Unruhe zu versetzen, die auf den Briefwechsel mit der entfernten Geliebten nicht ohne Einfluß blieb. Es war mir, als hätte ich Etwas zu verschweigen, geheim zu halten, und in Folge dessen geriethen meine Briefe weniger rund und fließend als früher; sie wurden gezwungener, fragmentarischer. Ginevra aber schien nichts davon zu bemerken.

Ihre Zeilen athmeten die gewohnte gleichmäßig ernste Leidenschaftlichkeit, die sich in Worten jeder Ueberschwänglichkeit enthielt, jedoch die reinsten und vollsten Herzenstöne anschlug. Und immer kam die stets wachsende Freude darüber zum Ausdruck, daß nun die Zeit näher und näher rücke, um welche ich auf Urlaub in L... erscheinen würde.

Das aber war es, was meine Unruhe nur noch steigerte. Denn je reiflicher ich diese Angelegenheit erwog, desto deutlicher wurde mir, zu welch unüberlegtem Versprechen ich mich damals hatte hinreißen lassen. Wie konnte ich, nachdem ich mich kaum sechs Monate beim Regiment befand, schon um einen Urlaub nachsuchen — und das gerade jetzt, wo ich mich in einer besonderen dienstlichen Verwendung befand, deren Ende sich gar nicht absehen ließ; denn der Adjutant, obwohl schon auf dem Wege der Genesung, bedurfte noch einer längeren Erholung. Und ganz abgesehen von diesen so gewichtigen Bedenken: ich mußte mein Gesuch doch irgendwie begründen. Womit? Mit Familienangelegenheiten? Man wußte ja, daß mein Oheim in Wien lebte, und wie würde sich dieser, den ich jetzt ohnehin selten genug sah, zu meiner Absicht verhalten? Gewiß verweigernd, um so verweigernder, wenn ich ihn, wozu ich einen Augenblick schon entschlossen gewesen, in den ganzen Sachverhalt einweihte. Ich war also in der That ganz rathlos und wußte nicht, was ich beginnen sollte.

In dieser peinlichen Gemüthslage begab ich mich an einem neblichten Oktoberabende, nachdem ich einen einsamen und gedankenvollen Rundgang um das Glacis gemacht, in die Wohnung des Majors, der ich nun schon drei Tage fern geblieben war. Im Spielzimmer brannte bereits die

Astrallampe; im Halbdunkel des Salons aber saß Gräfin Lodoiska am Flügel, dessen Töne mir schon beim Eintritt entgegen geklungen hatten.

Als sie jetzt mein Erscheinen gewahr wurde, rief sie mir, ohne sich zu unterbrechen, zu: „Kommen Sie nur da herein. Es ist mir draußen zu hell; die Lampe thut meinen Augen weh.“ Dann erhob sie sich und trat mir, von dem Schein eines leichten Feuers, das im Ofen flackerte, phantastisch beleuchtet, entgegen. Sie trug ein einfaches, knapp anliegendes Tuchkleid, von dessem dunklen Blau sich ein weit ausgelegter weißer Halskragen und hohe Manschetten glänzend abhoben. Ihr volles Haar, auf welches sie scheinbar wenig Sorgfalt verwendete, umrahmte in losen Scheiteln ihr schimmerndes Antlitz.

„Sie müssen heute mit mir allein vorlieb nehmen,“ begann sie in melancholischem Tone. „Dumont hat nothgedrungen eine Einladung angenommen. Ich selbst ließ mich entschuldigen; denn ich bin so gar nicht gestimmt, in die Welt zu gehen.“

Sie hatte sich bei diesen Worten auf einen Pouf niedergelassen, der in der Mitte des Salons stand, und lud mich mit einer Handbewegung ein, neben ihr Platz zu nehmen.

„Ich bin seit einiger Zeit auch nicht in der besten Stimmung,“ sagte ich, mich setzend.

„Ich habe es wohl bemerkt,“ erwiderte sie leise und nachdenklich. „Vertrauen Sie mir doch an, was Sie drückt.“

Es wurde mir nicht leicht, darauf zu antworten. „Nun,“ sagte ich endlich, „vielleicht entsinnen Sie sich noch

meiner Erklärungen — oder eigentlich Andeutungen über eine Herzensangelegenheit — —"

„Ja wohl; ich erinnere mich."

„Ich hatte in dieser Hinsicht," fuhr ich zögernd fort, „um einen Urlaub einkommen wollen; sehe aber, daß sich unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen —"

„Dann denken Sie nicht weiter daran," warf sie leicht hin.

„Ja, wenn das nur so ginge. Ich habe eine bestimmte Zusage gemacht — man erwartet mich — —"

„Nicht jede Erwartung kann erfüllt werden. Aber beichten Sie mir, mon enfant," fuhr sie im alten vertraulichen Tone fort, indem sie meine Hand faßte, „wer ist denn eigentlich die junge Dame? Ist sie von guter Familie? Haben Sie ernste Absichten?"

Es wurde mir wieder schwer, zu antworten. „Allerdings hege ich solche — obgleich —"

„Sich auch in dieser Hinsicht Schwierigkeiten entgegenstellen?" fügte sie rasch bei. „Ich verstehe. Es ist ein armes Mädchen, das Sie nicht sofort zu Ihrer Frau machen können. Aber sagen Sie: haben Sie ein bindendes Versprechen gegeben? Oder wäre," fuhr sie, mir höchst ausdrucksvoll in die Augen sehend, fort, „wäre das Verhältniß etwa schon so weit gediehen, daß Sie durchaus nicht mehr zurücktreten könnten?"

Ich verstand, was sie meinte. „O nein!" rief ich; „das ist durchaus nicht der Fall."

„Dann ist es ja ein wahres Glück, daß Sie hier zurückgehalten werden, lieber Freund! Bedenken Sie, wie gefährlich für Sie — und auch für Ihre Geliebte ein

solches Wiedersehen wäre. Es könnte Ihnen dann wirklich die Verpflichtung erwachsen, das Mädchen zu heirathen. Und wie wollten Sie das anfangen? Sie wären vielleicht gezwungen, Ihre ganze Carrière aufzugeben, wie schon Mancher vor Ihnen — zu ewiger Reue. Und das Alles schon in Ihren Jahren! Nein, nein; schlagen Sie sich die Sache aus dem Sinn!"

Ich vernahm schon eigentlich nicht mehr recht deutlich, was sie sprach. Denn sie war mir ganz nahe gerückt; ihr warmer Odem, ihr duftiges Haar streiften meine Wange. Ich fühlte, wie es sich wie ein schwerer, betäubender Schleier über mich legte. Ich erwiderte nichts und seufzte nur tief auf.

„Armes Kind," sagte sie, indem sie mir das Haar aus der Stirn strich, „armes Kind, lieben Sie sie denn wirklich so sehr?"

Sie mochte in dem Blick, mit dem ich sie jetzt ansah, ein ganz anderes Geständniß lesen, und ein Ausdruck grausamen Triumphes überflog ihre Züge.

„Sie werden Alles vergessen, wenn Sie bei uns bleiben. Und Sie bleiben bei uns — nicht wahr?"

Sie hielt mir die Hand hin, die ich ergriff und mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte.

Sie ließ es lächelnd geschehen; dann drückte sie ihr Haupt fest an meine Schulter und flüsterte: „Endlich!"

Ich sank ihr zu Füßen.

VI.

Mehr als ein Jahr war seitdem verstrichen, ich selbst aber ganz in dem Taumel einer Leidenschaft untergegangen, die bereits anfing, mich mit all den Qualen zu erfüllen, welche ähnliche Beziehungen mit sich bringen. Ich hatte damals Ginevra ganz kurz mitgetheilt, daß es mir unmöglich sei, einen Urlaub anzutreten; die Gründe würde ich in meinem nächsten Briefe ausführlich auseinander setzen. Das verschob ich aber von Tag zu Tag — um es schließlich zu unterlassen. Was hätte ich auch schreiben sollen? Zwei Briefe, die inzwischen von Ginevra eingetroffen waren — den Empfang des zweiten hatte ich auf einem Schein bestätigen müssen — fand ich gar nicht den Muth zu lesen, sondern schob sie unerbrochen in ein Fach meines Schreibtisches und legte das Kreuz dazu, auf daß es mich nicht länger an meine Treulosigkeit mahne. So geberdete ich mich wie der Vogel Strauß, und da nun auch aus L... keine weitere Kundgebung mehr eintraf, so hielt ich mit jenem Leichtsinn der Unreife, der Einem in späteren Jahren ganz unfaßlich vorkommt, die Sache für wohl oder übel abgethan, und die Stimme des Gewissens sprach immer seltener und schwächer.

Da, an einem strahlend kalten Januartage, als ich eben im Begriffe war, an einer Schlittenpartie in den Prater theilzunehmen, welche Lodoiska, die dieses Vergnügen sehr liebte, vorgeschlagen hatte, wurde mir — ich trat gerade aus meiner Wohnungsthür — ein Brief überbracht. Ein Blick auf die Adresse genügte, um mich erkennen zu lassen, daß er von der Mutter Ginevra's war.

Erschrocken schob ich ihn rasch in die Brusttasche meines Mantels, entschlossen, mir durch diese unerwartete Mahnung die Freude des Tages nicht verkümmern zu lassen. Als ich spät in der Nacht nach Hause kam und den Brief hervorlangen wollte, fand er sich nicht mehr vor; er mußte, da ich den Mantel inzwischen mehrmals abgelegt, der Tasche entglitten sein. Dieser Verlust berührte mich höchst peinlich. Wer konnte wissen, wem das Schreiben in die Hände gefallen war, und während der nächsten Tage hegte ich die Erwartung, daß es in irgend einer Weise an mich zurück gelangen würde. Aber das geschah nicht, und ich glaubte endlich einen Wink des Schicksals darin zu erkennen. War mir doch so die bittere Wahl erspart geblieben, ob ich den Brief hätte lesen sollen oder nicht; zudem konnte ich mir ja leicht vorstellen, was er enthalten haben mochte. Dennoch wurde durch diesen Zwischenfall mein Gewissen wieder in Aufruhr gebracht, und ich mußte, trotz aller Uebertäubungsversuche, in einemfort an die blasse, hinfällige Frau denken, die mir in ihrem mütterlichen Schmerze geschrieben. Mit der Zeit freilich wurden auch diese Nachwirkungen schwächer und gingen endlich ganz vorüber.

So war es, seit ich Theresienstadt verlassen, zum zweiten Male Carneval geworden. Obgleich die Pariser Februarrevolution Europa in Bestürzung versetzt hatte, tanzte man in Wien doch sorglos auf einem Vulkan, dessen Ausbruch in allernächster Zeit bevorstand. Lodoiska, die keine Lust an Bällen zeigte, wollte gleichwohl eine Redoute besuchen, wo damals die Damen weniger durch ihre Toiletten, als vielmehr durch Geist und Witz zu glänzen suchten und sich den Herren gegenüber unter der Larve gerne die

Zügel schießen ließen. Lodoiska, in einen rosenrothen Domino gehüllt, machte von der Maskenfreiheit den ausgiebigsten Gebrauch und umschwärmte fortwährend einige junge Cavaliere, die sie zu kennen schien. Sie hatte nämlich im verflossenen Sommer ein Landhaus in Hietzing bezogen und war dort wieder mit den Kreisen in Berührung gekommen, welchen sie angehörte. Dabei hatten sich für mich bereits mehrfache Anlässe zu beschämender Eifersucht ergeben, die ich um so peinlicher empfand, als ich mich auch sonst mehr und mehr durch ein Verhältniß entwürdigt fand, das der Major, nach Art gewisser Ehemänner, auffallend begünstigte.

Ich war also gegen Morgen höchst mißmuthig von der Redoute nach Hause gekommen und hatte dann weit in den Tag hinein geschlafen. Als ich eben mit dem Ankleiden fertig war, erschien mein Diener und meldete, daß eine junge Dame in Trauer mich zu sprechen wünsche.

Wie ein Blitz durchzuckte es mich: Ginevra! Aber schon hatte ich auch diesen Gedanken mit der Annahme beschwichtigt, daß die Betreffende möglicherweise eine pauvre honteuse sein könne, wie solche nicht allzu selten die Offiziere in Anspruch zu nehmen pflegten. Ich sagte also meinem Diener, er möge die Dame nur ins Nebenzimmer treten lassen.

Als ich, dennoch bangen Herzens, die Thür öffnete, stand sie — stand wirklich Ginevra aufrecht in der Mitte des Zimmers, die Arme, wie es ihre Art war, an den Hüften herabgesenkt, die Hände leicht ineinander geschlossen. Sie war auffallend größer geworden, und ihre Formen zeigten sich erst jetzt vollständig entwickelt. Eine elfenbeinartige Blässe lag über ihrem Antlitz und die Augen hatten den

mir bekannten dunkel metallischen Glanz der Erregung. Ihr Haar schimmerte noch goldiger als früher unter dem schwarzen Kreppbute hervor.

„Verzeihen Sie," begann sie mit einem leichten Senken des Hauptes, „daß ich Sie aufgesucht. Es würde nicht geschehen sein, wenn Sie den Brief meiner Mutter einer Antwort gewürdigt hätten."

„Den Brief Ihrer Mutter —" stammelte ich in athemloser Verwirrung. Und mit einem Blick auf ihre schwarze Kleidung fuhr ich fort: „Ihre Mutter —"

„Ist vor zwei Monaten gestorben," sagte sie ernst.

„Mein Gott —" erwiderte ich tonlos.

„An einem Rückfall in jene Krankheit, von der Sie ja wissen."

Es war, als wollte sie in diese Worte für mich eine Beruhigung legen.

„Mein Gott —" wiederholte ich, während sich jetzt ihre Augen langsam mit Thränen füllten. „Aber ich bitte, setzen Sie sich doch —"

Sie drückte ihr Tuch an die Wimpern und machte eine kurz ablehnende Bewegung. „Ich werde Sie nicht lange stören. Ich bin nur gekommen, um eine Bitte auszusprechen, die ich durch meine Mutter an Sie richten ließ. Ich ersuche Sie, mir das Kreuz zurückzustellen, das ich Ihnen gegeben. Sie kennen den Werth, den es für mich hat — und hoffentlich befindet es sich noch in Ihrem Besitz."

„Gewiß, gewiß," entgegnete ich und wollte an meinen Schreibtisch treten. Aber unwillkürlich hielt ich inne. „Und Sie, Ginevra — was werden Sie jetzt — —"

„Ich folge dem Rufe von Verwandten, die in Graz leben; denn in L . . . mag ich nun nicht länger bleiben. Aber ich werde Niemanden zur Last fallen, sondern Unterricht im Italienischen ertheilen, der in jener Stadt sehr gesucht sein soll.“

Wie sie jetzt so vor mir stand, ungebrochen von Allem, was da geschehen, in mädchenhafter Selbständigkeit, im Vollbewußtsein ihrer Hoheit und Würde: da überkam mich das ganze Gefühl meiner eigenen Erbärmlichkeit und drohte mich zu ersticken. Wie aus einem Sumpfe blickte ich zu ihr empor.

„Ginevra,“ rief ich, „Sie verachten mich — Sie müssen mich aufs tiefste verachten!“

„Ich verachte Sie nicht,“ entgegnete sie ruhig. „Was können Sie dafür, daß Sie mich nicht geliebt haben?“

„O! Nicht geliebt!“

„Nicht so, wie ich in thörichter Zuversicht voraus gesetzt — nicht so, wie ich Sie geliebt. Wie sehr ich durch diese allmälige Erkenntniß gelitten, werden Sie mir ohne weitere Versicherung glauben. Jetzt aber habe ich überwunden und sehe ein, daß es nicht anders kommen konnte. Daher hege ich auch keine Verachtung, keinen Groll gegen Sie; vielmehr bin und bleibe ich Ihnen dankbar für die erste schöne Täuschung meiner Jugend. Sie war trotz Allem die glücklichste Zeit meines Lebens — und wird es wohl in meiner Erinnerung immer bleiben. Und so stelle ich Ihnen auch“ — sie zog bei diesen Worten einen Handschuh halb ab — „den Ring, den Sie mir damals gaben, nicht zurück — wie ich es vielleicht sollte. Ich werde ihn tragen bis an's Ende meiner Tage.“

In mir wogten die unaussprechlichsten Gefühle.

„Ginevra!“ rief ich leidenschaftlich und wollte, ihre Hand erfassend, vor ihr hinknieen.

Sie trat rasch einige Schritte zurück. „Was soll das?!“ rief sie mit herber Stimme. „Es ziemt sich nicht zwischen uns.“

„Verzeihen Sie! Und doch wenn Sie — wenn Sie vergessen könnten — —“

Sie zog die Brauen zusammen. „Nun, nun, sprechen Sie weiter!“

„Es könnte noch Alles gut werden,“ hatte ich sagen wollen. Aber ich brachte die Worte nicht mehr hervor. Denn ich empfand, wie hohl und nichtig eine solche Versicherung aus meinem Munde klingen müsse, und die unklare Vorstellung eines versöhnenden Ausgleiches, die sich meiner bemächtigt hatte, ging unter in dem Bewußtsein vollständiger Unkraft. Ich schwieg.

Sie betrachtete mich mit einem Blick des Mitleids. „Sehen Sie, Sie wissen selbst nicht, was Sie sagen sollen, und fühlen, daß wir für immer geschieden sind. Und nun bitte ich: das Kreuz.“

Keiner Erwiderung fähig, ging ich an den Schreibtisch, suchte es hervor und reichte es ihr. Sie nahm es und wickelte mit zitternder Hand die Papierhülle los. In ihrem Antlitz zuckte es schmerzlich, als jetzt ihr Blick auf das matt schimmernde Gold fiel. Ich sah, wie sie sich gewaltsam beherrschte, um nicht in Thränen auszubrechen. Ein Schüttern ging durch ihren ganzen Körper; sie mußte sich setzen. „Mein Gott! Mein Gott!“ sagte sie still. Dann stützte sie die Stirn mit der Hand und begann leise zu weinen.

Ich wagte nicht zu athmen.

„Es ist vorüber," sagte sie endlich, indem sie aufstand und sich die Augen trocknete. „Leben Sie wohl!"

Noch einmal war es mir, als sollte ich die Hand, die sie mir jetzt reichte, nicht wieder loslassen, sollte die herrliche Gestalt an mich ziehen, wie einst. Sie schien es zu fühlen, und rasch sich mir entreißend, schritt sie der Thür zu.

„Ginevra!" stieß ich hervor und wollte sie zurückhalten. Aber sie winkte mir heftig abwehrend zu und verschwand. Ich sank auf den Stuhl, den sie eingenommen hatte, und blieb regungslos sitzen .....

Bald darauf folgten jene Märztage, deren stürmische Ereignisse auch mich über mich selbst hinausrissen. Freilich in einem anderen Sinne als Diejenigen, die damals das Banner der Freiheit entfalteten. Wir waren eben Soldaten und erfüllten unsere Pflicht. Ich selbst stand noch bei den Truppen, die Wien belagerten. Dann kam der ungarische Feldzug mit seinen wechselvollen Geschicken und blutigen Schlachtfeldern — und als spätere Jahre über so Vieles den Schleier der Vergessenheit breiteten, war auch über meine jugendlichen Herzenskämpfe das Gras gewachsen.

* * *

„Und haben Sie nichts mehr von Ginevra gehört?" fragte man nach einer Weile.

„Allerdings; ich war in der Lage, Erkundigungen einzuziehen. Sie lernte in Graz einen jungen Triestiner kennen, der sich im Laufe der Zeit eine sehr glänzende Stellung in Egypten gemacht. Sie hat ihn geheirathet. Auch gesehen glaube ich sie zu haben — und zwar während der Wiener Weltausstellung in einem offenen Wagen vor-

überfahren, mit ihrem Mann und einer bereits erwachsenen Tochter. Es ist jedoch möglich, daß ich mich getäuscht."

„Sie wird es wohl gewesen sein," sagte die Hausfrau nachdenklich. „Und so haben Sie wenigstens das Bewußtsein, daß sie glücklich geworden."

„Daran habe ich nie gezweifelt. Denn sie war eine starke Natur; unglücklich sind allein die Schwachen."

„Und die Polin?" fragte eine andere Dame.

„Das wäre eine Geschichte für sich," antwortete der Oberst, indem er aufstand und den Rest seiner Cigarre in den Aschenbecher warf. „Vielleicht erzähle ich sie Ihnen nächstens. Jetzt aber muß ich nach der Stadt zurück; ich werde erwartet." Er verabschiedete sich und ging.

Die Anderen blickten ihm nach, bis seine hohe Gestalt im Abenddunkel zwischen den Bäumen verschwunden war. Dann wandte sich der Hausherr zu der Dame, welche nach der Polin gefragt hatte. „Sie sollen wissen, liebe Freundin, daß er zu jener Frau noch immer in Beziehungen steht. Sie ist zwar zehn Jahre älter als er — also bereits eine Greisin —, aber er konnte nicht mehr loskommen. Schade um ihn! Er hat sich seit jeher mit Weibern geschleppt, und da wird man, wie Goethe sagt, zuletzt abgewunden gleich Wocken."

Geschichte eines Wienerkindes.

I.

Im Frühling des Jahres 1870 fand in dem Wiener Vororte, wo ich damals, einem Drange nach Zurückgezogenheit folgend, meinen Wohnsitz genommen hatte, eine festliche Hochzeit statt. Fast der gesammten Einwohnerschaft waren zierlich gedruckte Anzeigen zugegangen, und wer nur irgend abkommen konnte, der fand sich auch am festgesetzten Tage zum feierlichen Trauungsacte in der geräumigen Pfarrkirche ein. Ich konnte gleichfalls nicht umhin, zu erscheinen; denn ich war mit dem Bräutigam persönlich bekannt, wenn auch nicht näher, als dies öftere Begegnungen an öffentlichen Orten mit sich zu bringen pflegen. Er war ein junger Mann in den ersten Dreißigern und so recht das Bild eines Wiener Bürgersohnes von älterem Schlage. Nicht allzu groß, dabei leicht zu körperlicher Ueberfülle neigend, hatte er ein hübsches, frisch gefärbtes Gesicht und äußerst gutmüthige blaue Augen, die in beständiger Heiterkeit strahlten. Er kleidete sich nach neuestem Schnitte und hatte eine Vorliebe für bunte Halsbinden, nahm sich aber keineswegs geziert oder geckenhaft aus; vielmehr trat in seinem ganzen Wesen eine gefällige, etwas sorglose Natürlichkeit zu Tage. Sein Vater, ein wohlhabender Mann, hatte es aus kleinen Anfängen heraus

zum Stadtzimmermeister gebracht und am Eingange des Ortes ein ansehnliches Familienhaus erbaut, an das sich ein großer Arbeitsplatz und weitläufige Holzlager anschlossen, welchen Liegenschaften sich im Laufe der Zeit noch ausgedehnte Ziegeleien in der nächsten Umgebung gesellten. Als der alte Stadler starb, theilten sich zwei Söhne in den wohlgegründeten Besitz; so zwar, daß der Aeltere, welcher bereits verheirathet war, die Zimmermeisterei weiter betrieb, der Jüngere aber das Holzgeschäft und die Verwaltung der Ziegeleien übernahm, nebenher ein behagliches, jedoch keineswegs lockeres Junggesellenleben fortführend. Jetzt aber war er, wie sich zeigte, desselben überdrüssig geworden; im Stammhause war Raum genug für eine zweite Familie — und so hatte er eben nur die Braut zu wählen gehabt.

Die Kirche, durch deren gothische Bogenfenster das Licht eines sonnigen Maitages fiel, war überfüllt; wie natürlich, zeigte sich das weibliche Geschlecht vorwiegend vertreten und harrte mit Spannung auf das Erscheinen der Brautleute. Und als dieses jetzt endlich erfolgte und das junge Paar mit einem zahlreichen Anhange in die Kirche trat: da ging ein vernehmbares Murmeln der Bewunderung durch den stillen Raum und Aller Augen folgten der Braut, die in der That einen entzückenden Anblick darbot. Hohen Wuchses den Bräutigam etwas überragend, schritt sie an dessen Arm, bleich vor innerer Erregung, mit gesenktem Haupte dem Altare zu. Der wallende Schleier, der Myrtenschmuck im dunkelblonden Haar, das matte Weiß des Hochzeitskleides gaben der kräftig schlanken Gestalt etwas sanft Verklärtes, und als sie jetzt aufblickte, schimmerten ihre Augen hell wie Gold. Man war erstaunt

und athmete kaum; so viele, so makellose Reize hatte man nicht zu sehen erwartet. Auch ich war überrascht — doppelt überrascht. Denn ich hatte das schöne Geschöpf, das jetzt in reifer Mädchenhaftigkeit vor den Altar trat, in fast noch knospender Entwickelung gekannt, und während nunmehr der Priester seine Anrede hielt, das Brautpaar mit klangvollen Stimmen die Jaworte sprach und die Ringe gewechselt wurden, erinnerte ich mich an Folgendes.

* * *

Es war zu Anfang der Sechziger Jahre. Ich hatte den Soldatenrock noch nicht lange ausgezogen und mich mit meinen literarischen Hoffnungen und Entwürfen in einer stillen Vorstadtwohnung eingesponnen, die ich in der Regel während der ersten Nachmittagsstunden verließ, um in einer nahe gelegenen Gastwirthschaft mein Mahl einzunehmen. Auf dem Wege dahin mußte ich an einem stattlichen Hause vorüber, an einer jener Neubauten, wie sie damals aller Orten emporwuchsen und hier der Hauptstraße der Vorstadt ein immer vornehmeres Aussehen verliehen. Es gehörte, wie ich später erfuhr, der Witwe eines Baumeisters, der die Herstellung auf eigene Rechnung in Angriff genommen hatte, inzwischen aber mit Tod abgegangen war. An einem Fenster des ersten Stockwerkes, in welchem die Eigenthümerin wohnte, gewahrte ich nun öfter das reizende Profil eines Mädchens, das hinter einer Reihe wohlgepflegter Blumentöpfe saß. Die noch sehr jugendliche Schöne wendete natürlicherweise den Kopf bisweilen nach der Straße, und so kam es, daß sich eines Tages unsere Blicke begegneten, wobei mir ihre hellen

Goldaugen besonders auffielen. Seitdem stellte sich zwischen uns eine Art stillen Einverständnisses her; so zwar, daß sie mich jetzt immer zu erwarten schien und sich, wenn sie mich kommen sah, hinter den Blumen erhob, mir auf diese Art auch den Anblick ihrer zarten Büste zu Theil werden lassend. Obgleich ich nun keinerlei Absichten hegte, so spann ich doch den Faden des kleinen Romans in anmuthigen Träumen fort, indem ich es gewissermaßen dem Schicksale überließ, ob es mich vielleicht ohne mein Zuthun dem holden Geschöpf näher bringen wolle. Es durchzuckte mich daher ein freudiger Schreck, als ich sie eines Tages, da ich gerade auf dem Heimwege begriffen war, sehr zierlich gekleidet aus dem Hausthore treten und in die nächste, nur ein paar Schritte entfernte Seitengasse einbiegen sah. Im ersten Augenblick war ich wie eingewurzelt stehen geblieben; dann aber folgte ich ihr. Sie trug ein helles, blau gestreiftes Sommerkleid und ein braunes Strohhütchen, das mit künstlichen Feldblumen geschmückt war. Zum ersten Male hatte ich ihre hohe, schlanke Gestalt ganz vor Augen und konnte die harmonischen Gliederbewegungen, die kräftig ausschreitenden Füßchen und die dichte Fülle des Haares bewundern, das ihr, nach der Mode jener Zeit, halbgelöst, in einem feinen Seidennetze weit über den Nacken hinabhing. Sie mußte mich vorhin gleichfalls wahrgenommen haben; denn sie wendete öfter den Kopf zur Seite, wie um zu spähen, ob ich ihr gefolgt und in der Nähe sei.

Jetzt hatte sie die Gasse durchschritten, welche in eine breite, von Menschen und Fuhrwerken sehr belebte Straße mündete. Dort blieb sie einen Augenblick unschlüssig stehen, setzte dann behutsam auf den Fußspitzen über den Fahr-

weg, der erst vor kurzem bespritzt worden war, und ging jenseits, sich nach rechts wendend, noch ein Stück fort, um in eine jener stillen, nach dem Südbahnhof führenden Gassen einzubiegen, welche damals noch zum größten Theil von wipfelüberragten Gartenmauern gebildet wurden. That sie das, um mir Gelegenheit zu ungescheuter Annäherung zu bieten? Kaum konnte ich daran zweifeln, denn sie hatte ja jetzt mit einer raschen Wendung nach mir zurückgeblickt. Dennoch und obgleich ich nun ebenfalls die Gasse betrat, konnte ich einer gewissen muthlosen Befangenheit nicht Herr werden und hielt mich noch immer in einiger Entfernung. Endlich, da ich sah, daß sie langsamer zu gehen anfing, faßte ich ein Herz und war bald an ihrer Seite, indem ich mich, den Hut lüftend, in einem Gewirr von Worten verfing, wie man sie bei ähnlichen Anlässen zur Entschuldigung zu stammeln pflegt.

Sie blickte mich leicht von der Seite an und brach dann in ein klingendes Lachen aus.

„Entschuldigen Sie sich doch nicht gar so sehr," sagte sie. „Wir sind ja alte Bekannte; denn Sie gehen täglich an unserem Hause vorüber. Aber wer sind Sie eigentlich?" fuhr sie nach einer Pause fort, indem sie mich jetzt mit ihren hellen Augen eindringlich musterte.

Ich gestehe, daß mich nunmehr eine eigenthümliche Verlegenheit überkam. Der Berufstitel „Schriftsteller" diente zu jener Zeit noch nicht zu besonderer Empfehlung; man war weit eher geneigt, einige Mißachtung daran zu knüpfen. Ueberdies hatte ich noch keine öffentlichen Proben meiner Thätigkeit abgelegt, war daher gewissermaßen weder Fleisch noch Fisch. Dennoch mußte ich mich entschließen, mit einiger Beklemmung zu sagen: „Ich bin Schriftsteller."

„So," erwiderte sie gedehnt. „Und was schreiben Sie denn?"

Neue Verwirrung meinerseits. „Nun — Dramen — Novellen —"

Ich konnte bemerken, wie sich ihr Näschen, dessen feine Nüstern leicht geschwellt waren, ein wenig rümpfte.

„Also ein Dichter!" sagte sie spöttisch. „Aber das thut nichts; Sie sehen gar nicht darnach aus. Für heute übrigens," setzte sie kurzweg hinzu, „müssen wir uns trennen. Bleiben Sie hier zurück; mein Weg führt mich nach einer ganz anderen Richtung, und begleiten dürfen Sie mich nicht. Wenn Sie aber wieder mit mir zusammentreffen wollen, so kommen Sie einmal zu Schwott. Sie wissen doch —?"

„O ja, ich weiß —"

„Nun also. Jeden Samstag, manchmal auch an Donnerstagen bin ich Abends dort. Es ist sehr lustig. Und nun leben Sie wohl!" Sie streckte mir die Hand entgegen, drückte die meine kurz und kräftig, und eilte mit raschen Schritten den Weg zurück, auf dem sie gekommen war.

Ich jedoch blieb mit sehr niederdrückenden Empfindungen in der verödeten Gasse stehen. Schon das anfängliche Lachen und die ersten Worte des jungen Mädchens hatten mich befremdet; die ungezwungene, gleichsam überlegen leichtfertige Art und Weise, in der sie sich gab, hatte mich mehr und mehr enttäuscht und ernüchtert; — bei ihrer Aufforderung aber, zu „Schwott" zu kommen, war ich vollends aus allen Himmeln gefallen.

Zu Schwott! Es war dies eine nach ihrem Besitzer benannte Tanzschule, die sich in einem alten, heute nicht mehr bestehenden Häusercomplex der inneren Stadt befand.

Sie wurde weit weniger des Unterrichtes wegen besucht, den man dort ertheilte: ihre Hauptanziehungskraft waren die sogenannten „Gesammtübungen", welche an drei Abenden der Woche stattfanden. Nicht blos ein Theil der jeunesse dorée in all ihren Spielarten erschien dabei; es kamen auch ältere, ja selbst alte Lebemänner, die hier im Trüben zu fischen gedachten. Denn es war bekannt, daß man in den schwülen und überfüllten Räumen der Tanzschule neben interessanten, vielumworbenen Erscheinungen aus der feineren weiblichen Halbwelt auch den frischen Reizen von Beamten- und Bürgerstöchtern begegnete, welche sich, wie man annehmen konnte, ohne Vorwissen ihrer Angehörigen hierher begaben, jugendlicher Vergnügungssucht — oder auch schlimmeren Antrieben folgend. Ich selbst war in früherer Zeit einmal dort gewesen und hatte es, wie meine Schöne gesagt, in der That sehr lustig gefunden. Aber auch sie war in diesem ruchlosen Gewirre zu treffen — sie, die mir hinter ihren Blumen als holdes Bild der Jungfräulichkeit erschienen war! Ich fühlte, wie sich mir jetzt bei diesem Gedanken das Herz zusammenzog. Trotzdem wäre ich immerhin genug Realist gewesen, um ein Stelldichein von Seiten eines so reizenden Geschöpfes unter allen Umständen willkommen zu heißen. Um aber mit einer jungen Dame, die zu „Schwott" ging, in nähere Beziehungen zu treten, dazu waren meine Verhältnisse in keiner Weise angethan. So kam ich denn, während ich langsamen Schrittes nach Hause ging, mehr und mehr zur Einsicht, daß der Sache ein für allemal ein Ende zu machen und jeder weitere Verkehr abzubrechen sei. Die Ausführung dieses Entschlusses wurde mir auch durch äußere Umstände erleichtert. Denn, nachdem ich eine Zeitlang vermieden hatte, mich in der

Hauptstraße zu zeigen, mußte ich in Folge einer Kündigung meine Wohnung räumen. Ich miethete mich hierauf in einem entlegeneren Theile der Vorstadt ein und sah die schöne Elise Schebesta — den Namen hatte ich später in Erfahrung gebracht — in der That nicht mehr. Einmal nur, als ich an einem neblichten Octoberabende die innere Stadt durchschritt, glaubte ich beim Scheine der Gasflammen erkannt zu haben, daß sie an der Seite eines sehr vornehm aussehenden Herrn in einem Fiaker an mir vorübergefahren war.

* * *

Und nun, nach einer Reihe von Jahren, stand sie, schöner denn je, mit schimmernder Myrte geschmückt am Altar .....

Die Ceremonie war zu Ende und die Menge drängte aus der Kirche in den leuchtenden Tag hinaus, um die Theilnehmer der Hochzeit noch in die Wagen steigen zu sehen. Diese aber fuhren jetzt, während sich der Schleier der Braut in der wehenden Luft aufbauschte und leicht hin und her flatterte, dem Bürgerhause zu, das am Eingange des Ortes mit blumengeschmückter Pforte dem fröhlichen Einzug entgegen harrte.

II.

Die Neuvermählten mußten keine Hochzeitsreise angetreten haben — keine längere wenigstens, denn schon in nächster Zeit begegnete ich ihnen bei einem Spaziergange

an dem stillen, den Vorort abgrenzenden Donaugelände. Es war ein milder, leicht bewölkter Abend, und die Ufer des Kanals, tagsüber durch anlangende Frachtschiffe und Holzflöße reich belebt, zeigten sich gänzlich verödet; nur ein geduldiger Angler saß an dem sanft dahin fließenden Wasser. Ich war um diese Zeit oft hier zu finden; denn ich liebte die stimmungsvolle Einsamkeit der Gegend, und auch die Beiden hatten sie wohl aufgesucht, um sich ungestört im Freien ergehen zu können. Sie schritten Arm in Arm, dicht aneinander geschmiegt, das Ufer entlang und blickten gemeinsam nach einem Eisenbahnzuge, der eben jenseits, über eine frei ragende Brücke hinweg, ins Land hineinbrauste. Als ich an ihnen vorüberkam, mußte ich einen Gruß darbringen, wobei mich die Besorgniß anwandelte, daß mich die junge Frau vielleicht sofort wieder erkennen würde. Aber wiewohl sie mich, den Gruß mit ihrem Gatten erwidernd, rasch und aufmerksam betrachtete, so konnte ich doch ihrem Gesichtsausdruck nicht entnehmen, ob dies der Fall gewesen; wahrscheinlich hatte sie mich bereits vollständig aus dem Gedächtnisse verloren. Ich konnte später nicht umhin, stehen zu bleiben und dem Paare nachzublicken, bis es hinter einer hohen Baumgruppe, die, wie auf einem holländischen Landschaftsbilde, ein altes, einzeln stehendes Gebäude umdunkelte, verschwand. Trotz allem, was mir bekannt war, überkam mich jetzt ein wehmüthiges Gefühl der Verlassenheit — ein fast an Neid streifendes Nachempfinden des Glückes, das ich da vor Augen gehabt. —

Und dieses Glück schien in ungetrübter Dauer vorhalten zu wollen, wenngleich die schöne Frau Stadler mit einem etwas herausfordernden Benehmen ziemlich gewagte

Toiletten zur Schau trug, und ihr, wenn sie sich an gewissen Abenden der Woche in einem viel besuchten Gasthause einfand, am Stammtische Alles aufs lebhafteste den Hof machte. Da geschah es auch oft genug, daß sie noch in später Nachtstunde, von einem lauten, angeheiterten Männerschwarme umringt, in das nahe gelegene, menschenleere Kaffeehaus trat, wo man lärmend Platz nahm und bei dampfenden Punschgläsern den erregten Lebensgeistern vollends die Zügel schießen ließ. Dennoch verlautete nichts, was dem Rufe der Dame zu nahe getreten wäre; sie schien vielmehr neben diesem heiteren Lebensgenusse ihre Pflichten in jeder Hinsicht sehr gewissenhaft zu erfüllen. Sie war, das sah man, eine vortreffliche Hausfrau, besorgte alle Einkäufe selbst, zeigte sich jeden Sonn- und Feiertag in der Kirche, und als sie im zweiten Jahre ihrer Ehe Mutter geworden war, vollzog sich auch in ihrem Wesen ein sichtlicher Wandel. Sie kleidete sich weit einfacher, erschien immer seltener am Stammtische und war auf der Straße meistens nur, höchst aufmerksam und besorgt, hinter einem netten Korbwägelchen sichtbar, das von einer Magd geschoben wurde und in welchem ein rosiges Kindchen unter einem blauen Schleier schlummerte. Ja, wenn man späterhin die einst so lebendige und bewegliche Frau sah, wie sie mit zunehmender Leibesfülle und leicht schwellendem Doppelkinn an schönen Sommerabenden sich aus dem Fenster lehnte und mit einer Art von satter Zufriedenheit auf die belebte Straße hinabblickte: da machte sie so recht den Eindruck des Soliden und Altbürgerlichen. Dann war es mir auch immer, als hätte ich ihr Etwas abzubitten, und ich kam zur Einsicht, wie thöricht und ungerecht es sei, von Vergangenem stets auf das Zukünftige schließen zu

wollen. Was lag daran, daß sie als Mädchen, wie es im Volksmunde heißt, ihr Leben genossen hatte? Wenn sie jetzt nur eine treue, sorgsame Gattin, eine liebende Mutter war — und ihren Mann beglückte. Und daß sie ihn beglückte, das erkannte man an seinen heiteren Mienen, seinen strahlenden Augen. Auch er hielt sich jetzt von Vergnügungen ziemlich ferne und schien sich mit Vorliebe auf sein trauliches Heim zu beschränken, das nunmehr schon zwei heranwachsende Kinder belebten: ein Knabe und ein Mädchen, schön und blühend, wie aus einem Gemälde von Rubens herausgeschnitten.

Da begab es sich eines Winters, daß in dem Vororte eine Persönlichkeit sichtbar wurde, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war dies ein hoch gewachsener, noch ziemlich jugendlicher Mann von überaus vornehmem Aeußeren, der im Hôtel garni Wohnung genommen und sich in das Meldebuch als Leo Röber, Fabrikdirector, eingezeichnet hatte. Gleichwohl schien er ohne jegliche Beschäftigung zu sein und gehabte sich wie Jemand, der in völliger Unabhängigkeit von seinen Renten lebt. Er machte, wenn auch im Stillen, ziemlichen Aufwand; speiste im Casino, das mit dem Hotel in Verbindung stand, an einem eigens für ihn bereit gehaltenen Tische, und bei Fahrten nach der Stadt bediente er sich, Omnibus und Pferdebahn verschmähend, stets eines Miethwagens. Nach und nach verlautete indeß, daß die Fabrik, deren Director er sich nannte, erst im Entstehen begriffen, er selbst aber von einer Aktiengesellschaft beauftragt sei, in der Umgebung des Ortes den Anlageplatz zu ermitteln und Voranschläge zu entwerfen. Endlich schien er dies auch in Angriff nehmen zu wollen und trat mit einigen

einheimischen Fachleuten — worunter die Gebrüder Stadler — in allerlei Unterhandlungen, ohne sich jedoch mit Einem von ihnen näher und bestimmter einzulassen, wie er denn überhaupt jedem umgänglichen Verkehr mit sehr hochmüthiger Zurückhaltung auswich. Auch bei den Bällen, welche im Laufe des Carnevals in dem großen Saale des Casinos stattfanden, erschien er blos als steifer Zuschauer, in tadellosem Frack, eine weiße Camelie im Knopfloch. Ich selbst kümmerte mich um ihn begreiflicherweise sehr wenig, wenn ich auch bei zufälligen Begegnungen auf der Straße nicht umhin konnte, seine wirklich auffallend schöne und interessante Erscheinung mit Wohlgefallen zu betrachten. Und er war, wie alle unbeschäftigten Menschen, häufig genug auf der Straße anzutreffen. Vor allem liebte er es, in der Lindenallee auf und nieder zu schreiten, welche sich vom Eingang des Ortes bis zum Linienwalle erstreckte. Diese Allee, im Sommer schattig und duftig, jetzt aber kahl und durchsichtig, führte an dem freistehenden Stadler'schen Hause vorüber, von diesem durch die breite Fahrstraße getrennt; auf der anderen Seite dehnten sich, niedrig eingeplankt, weitläufige Felder aus. Als ich eines Tages — es war schon im März und die Sonne schien hell und warm — mit der Pferdebahn aus der Stadt zurückkehrte, gewahrte ich ihn dort schon von weitem und glaubte zu bemerken, daß er im Gehen nach den Fenstern des Bürgerhauses emporspähte, dem wir uns jetzt Beide näherten. Im Vorüberfahren folgte ich unwillkürlich seinem Blicke und sah, daß Frau Elise aufrecht dicht hinter den Scheiben stand. Wie ein Blitz durchzuckte es mich, daß hier ein Einverständniß obwalte. Aber that ich den Beiden nicht vielleicht Unrecht? Konnte ich mich nicht täuschen? Eine

Zeit lang dachte ich darüber nach; zuletzt aber sagte ich mir, daß mich ja die Sache ganz und gar nichts angehe, und ließ meine Vermuthung um so mehr auf sich beruhen, als ich eben mit Vorbereitungen zu einer Reise nach Italien beschäftigt war, die ich bald darauf antrat.

III.

Meinem Wanderaufenthalte im Süden war ein ziemlich langer und seßhafter bei einem Freunde in Steiermark gefolgt, und so waren auch bis zu meiner Rückkehr beinahe zwei Jahre vergangen. Meine Wohnung hatte ich beibehalten, und als ich im Zwielicht eines frostigen Spätherbstabends ankam, fand ich in dem mir so lieb gewordenen Vororte Vieles verändert. Gleich neben dem Stadler'schen Hause zeigten sich neue Bauten: arg verschnörkelte, aber doch höchst stattliche und geräumige Villen, zwischen denen sich der alte Bürgersitz, um einen sehr großen Theil seines freiliegenden Grundes beschnitten, recht eng und gedrückt ausnahm. Zudem wies er sich äußerlich sehr vernachlässigt; die Tünche war verwittert, die Fenster dunkelten wie erblindet. Im weiteren Verlauf der Straße überraschte mich eine Anzahl prunkvoll erleuchteter Kaufläden; auch war der Verkehr viel lebhafter, als er sonst um diese Stunde zu sein pflegte. Als ich am nächsten Morgen ausging, begegnete ich fast lauter unbekannten Gesichtern; ein Zeichen, daß viele neue Einwohner zugewachsen waren. Erhoben sich doch, wie ich jetzt sah, überall neue Häuser; selbst die Querstraße, die man nicht lange vor meiner

Abreise durch eine weite Flucht verwüsteter Gärten abgesteckt hatte, war in zwei Reihen kleiner Paläste fast ausgebaut. Ich trat, um zu frühstücken, in das Kaffeehaus. Dort war Alles beim Alten geblieben; nur die Fenster hatte man vergrößert und mit hellen Spiegelscheiben versehen. Im Uebrigen ebenfalls fremde Gäste, mit Ausnahme eines bejahrten Mannes, der eine Brille mit dunklen Gläsern auf der stark gerötheten Nase trug. Er war mir von früher her als Gemeindesecretär bekannt, und ich wunderte mich, ihn während der Amtsstunden hier zu treffen. Als ich grüßend auf ihn zutrat, hatte er einige Mühe, mich zu erkennen, freute sich aber dann sehr des Wiedersehens und theilte mir mit, daß er vor zwei Monaten seine Pensionirung erhalten habe. Seines zunehmenden Augenleidens wegen. Damit stehe es jedoch, Gott sei Dank, noch immer nicht gar so schlimm; es wäre eben nur ein willkommener Vorwand für den neuen Herrn Bürgermeister gewesen, um ihn, den alt gedienten und verdienten Beamten, bei Seite zu schieben. Der Mann wolle nun einmal Alles von Grund auf umwandeln. „Ja,“ fuhr der Alte in wehmüthigem Tone fort, „die schönen, gemüthlichen Zeiten sind vorüber, und unser liebes D. nimmt eine andere Gestalt an. Schon heute ist es kaum mehr zu erkennen — geben Sie Acht, in einigen Jahren wird es ganz und gar mit der Stadt zusammen gewachsen sein. Hoffentlich erleb’ ich das nicht mehr.“

Ich suchte ihn zu trösten und erkundigte mich nach Diesem und Jenem, unter anderem auch nach den Stadlers.

„Die Stadlers? Wissen Sie denn nicht, daß der Jüngere gestorben ist?“

„Gestorben?“

„Ja wohl, — es war eine recht traurige Geschichte.“

„Wieso?“

„Sie haben also gar nichts davon gehört? Seine Frau ist ihm durchgebrannt. Mit diesem Herrn Röber, dem sogenannten Fabrikdirector. An den müssen Sie sich ja noch erinnern. Eines schönen Morgens war sie fort, Mann und Kinder im Stiche lassend. Alle ihre Pretiosen hat sie mitgenommen und auch eine Summe Geldes, die allerdings insoferne ihr Eigenthum war, als sie einige Mitgift ins Haus gebracht. Der arme gute Ferdl — Sie wissen ja, daß er Ferdinand geheißen hat — war ganz außer sich, dem Irrenhause nahe.“

„Er hat sie wohl sehr geliebt?“

„Und wie! Von Jahr zu Jahr mehr. Schön war sie, das muß man sagen. Er hatte sie auf einem costümirten Bauernballe kennen gelernt, der hier im Casino stattfand und zu dem sie aus der Stadt gekommen war — als Tirolerin. Er vernarrte sich sofort in sie und hat sie geheirathet, obgleich ihm Mancher, der wußte, daß ihr Ruf nicht der beste sei, dringend davon abrieth. Sonst aber erschien die Partie ganz passend. Das Fräulein Schebesta war aus guter Familie, eines Baumeisters Tochter und, wie gesagt, auch nicht ganz ohne Vermögen, obgleich auf dem Hause, das ihr nach dem Tode der Mutter zugefallen, genug Schulden hafteten. Und während ihrer Ehe hielt sie sich auch die längste Zeit ganz brav, wenn sie auch eine flotte Frau war. Aber da mußte der Lump mit seiner stolzen Haltung und dem interessanten Backenbart kommen — und aus war's und geschehen. Indeß, nachdem der erste Schmerz sich ein wenig gelegt hatte, suchte sich der verlassene Ehegatte so gut es ging zu fassen. Er

hat seinen Kindern zuliebe Alles aufgeboten, sein schweres Schicksal mit männlicher Kraft zu tragen — und es war ihm auch so ziemlich gelungen. Da, eines Tages — sechs Monate ist es jetzt her — steht er dort an jenem Billard und spielt wie gewöhnlich nach Tisch. Plötzlich fällt ihm die Queue aus der Hand, mit der andern fährt er nach der Stirn — und sinkt lautlos zu Boden. Der Schlag hatte ihn getroffen."

„Und die Kinder?" fragte ich nach einer Pause.

„Mit denen ist es auch eigenthümlich gegangen. Selbstverständlich hat sie der Bruder zu sich genommen, dessen Frau ihm keine Nachkommenschaft geschenkt hat. Aber bald darauf erkrankten sie, fast gleichzeitig, am Scharlach. Als sie beinahe schon genesen waren, trat Diphtheritis hinzu — und beide starben in einer Nacht."

„Das ist wirklich sehr traurig."

„Na, vielleicht war's zu ihrem Besten. Man soll Keinen beklagen, wenn er einmal da unten in der Erde liegt. Wer weiß, was die zwei Kleinen noch Alles hätten erleben müssen; jedenfalls aber blieb's ihnen erspart, sich späterhin über ihre Mutter klar zu werden. Auch geht's ja — im Vertrauen gesagt — schon seit Jahren mit den Stadler'schen abwärts. Der Krach im Jahre 73 hat auch auf die Brüder gewirkt; es hieß, daß sie nur mit Mühe den Concurs abwehrten. Daher sind auch, als der Jüngere starb, sofort die Ziegeleien sammt den Holzlagern verkauft worden; und auch der Johann treibt die Zimmermeisterei nur mehr recht nothdürftig fort. Denn mit der Ausschließlichkeit, die den Vater emporgebracht, ist's schon lange vorbei, und die Concurrenz, die auf jedem Gebiete herrscht, hat den Sohn überflügelt. Sie werden das auch

dem Hause anmerken, wenn Sie vorüber kommen. Früher blickte es Einem so hell, so einladend entgegen; jetzt nimmt es sich neben den modernen Nachbarn ganz finster und trostlos aus. So ist der Lauf der Welt," schloß er seufzend: „das Neue florirt und das Alte geht zu Grunde."

Er war aufgestanden, nahm Hut und Ueberrock vom Nagel und schickte sich zum Fortgehen an.

„Und hat man nichts mehr von der Frau gehört?" fragte ich.

„Nichts Gewisses. Anfangs hieß es, das Paar habe sich nach Pest gewendet. Dann wollte man erfahren haben, daß sie in Paris seien, während Andere behaupteten, sie wären gar nicht über Wien hinaus gekommen. Es ist auch jetzt ganz gleichgültig. Wer weiß, ob sie überhaupt noch beisammen sind. Derlei Dinge halten nicht."

Er reichte mir die Hand und empfahl sich. Ich aber blieb sitzen und sah durch die neuen Spiegelscheiben auf die Straße hinaus, die in diesem Augenblick wenig belebt war. Ein scharfer Nordwind hatte sich erhoben und fegte welkes Laub von den Bäumen des Kaffeehausgartens über das Pflaster. „Ja," sagte ich still vor mich hin, „das ist der Lauf der Welt."

Ein Trupp von Kindern, die nach beendeter Schulstunde, die Bücherränzel auf dem Rücken, lustig am Fenster vorbei tollten, weckte mich aus meinen Gedanken.

IV.

Seitdem war fast ein Jahr verstrichen, als eines Vormittags an meine Thür geklopft wurde und ein jüngerer Schriftsteller eintrat, der sich bei seinen Berufsgenossen keiner besonderen Beliebtheit erfreute. Nicht ohne Begabung schon sehr früh in die Literatur getreten, hatte er sich auf allen möglichen Gebieten versucht und bethätigte sich, da der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprach, zuletzt fast nur mehr als Kritiker. In dieser Eigenschaft hielt er — gewissermaßen schon ein Vorläufer der heutigen „neuesten Schule" — als leitenden Grundsatz die Behauptung aufrecht, daß alles bisher Geleistete veraltet sei, und in unsere Zeit nicht mehr passe. Er selbst fühlte sich durchaus „modern", sprach stets von einer Literatur der Zukunft und erwies sich in Folge dessen gegen Anfänger sehr nachsichtsvoll und ermunternd, besonders wenn dieselben dem weiblichen Geschlechte angehörten. So stand er denn auch bei einigen Schriftstellerinnen und Solchen, die es werden wollten, in großem Ansehen. Sie übersendeten ihm ihre Werke, zogen ihn zu Rathe, wogegen er, wie behauptet wurde, stets die Gelegenheit wahrnahm, mit der einen oder der anderen dieser Damen, die er nach seinem Geschmacke fand, in intimere Beziehungen zu treten. Nebenher aber wollte es ihm nicht gelingen, sich eine feste und unbestrittene literarische Stellung zu schaffen, was ihn, eitel und selbstbewußt wie er war, immer mehr in einen schwarzgalligen Hochmuth hineintrieb. Ich selbst hatte mich ihm bei irgend einer Gelegenheit gefällig erwiesen, und seitdem besuchte er mich öfter, als mir gerade erwünscht

war. Denn trotz der Anerkennung, die er mir gegenüber gnädigst an den Tag legte, konnte er doch nicht umhin, beständig durchfließen zu lassen, wie sehr er sich mir und meinen Leistungen überlegen fühle.

„Obgleich Sie sich gar nicht um mich kümmern, muß ich Sie doch wieder einmal in Ihrer Einsiedelei aufsuchen," sagte er jetzt, indem er mir die Hand reichte und sich seines abgegriffenen Hutes entledigte. Dann schüttelte er das lange straffe Haar und blickte im Zimmer umher. „Mein Gott! wie kann man sich nur so vergraben! Eine schöne Aussicht haben Sie allerdings," setzte er, ans Fenster tretend, hinzu. „Aber was nützt das Alles?" Dabei bleibt man doch nur ein Romantiker, ein elegischer Lorenz Kindlein. Heutzutage muß der Dichter mitten im Kampfe des Lebens stehen, muß ein scharfes Auge, ein stets bereites Ohr haben für die Zeichen und Forderungen der Zeit — sonst wird er mit Recht bei Seite liegen gelassen."

Da ich auf diese oft vernommenen Bemerkungen mit einem Schweigen antwortete, das er auslegen konnte, wie er mochte, fuhr er, nach mir zurückgewendet, in seinem Sermon fort: „Aber so seid Ihr nun einmal, Ihr Herren von der alten Schule! Ihr könnt Euere überlieferten Ideale nicht los werden. Da treffen es die Frauen wahrlich besser. Die haben den Muth, mit der Vergangenheit zu brechen, und besitzen den richtigen Instinkt für die Bedürfnisse der Gegenwart. Sehen Sie nur, was ich da wieder in die Hand bekommen!"

Er zog bei diesen Worten ein ziemlich umfangreiches Heft, das in der Mitte zusammen gelegt war, aus der Tasche seines Ueberziehers und reichte es mir hin. Ich

bog es auseinander und las den Titel: Der Roman einer Frau, von Elsa Röber.

Ich blickte sinnend auf.

Er bemerkte es nicht und warf sich in seinem Eifer auf den nächsten Stuhl. „Grandios, sage ich Ihnen! Der Griff einer Löwin! Da wird mit dem hergebrachten flauen Gefasel über die Heiligkeit der Ehe gründlich aufgeräumt und das Evangelium der freien Liebe höchst eindringlich gepredigt. Die betreffenden Stellen und Schilderungen sind um so schlagender, als sie von der Feder einer Frau herrühren. Ganz so, wie sie hier vorliegt," fuhr er nach einer Pause fort, „ist die Geschichte freilich nicht zu brauchen. Die Form ist sehr mangelhaft; auch steht die Verfasserin mit der Grammatik und hin und wieder mit der Orthographie noch auf ziemlich gespanntem Fuße. Aber mit der gehörigen Nachhilfe kann der Roman, wenn er erscheint, Furore machen."

„Und ist Ihnen die Verfasserin persönlich bekannt?" fragte ich aus meinen Gedanken heraus.

„Selbstverständlich. Nachdem ich das Manuscript, das sie mir durch zweite Hand übersenden ließ, geprüft hatte, habe ich mich auch sofort bei ihr eingeführt. Eine wunderschöne Frau! Im interessantesten Alter — so im Anfang der Dreißiger. Vielleicht ist sie Ihnen sogar nicht fremd; denn wenn ich nicht irre, hat sie während der Ehe, die sie da schildert, hier in Döbling gewohnt."

„Und jetzt?" fragte ich weiter, während immer bestimmtere Vermuthungen in mir auftauchten.

„Jetzt? Jetzt lebt sie in der Stadt."

„Allein?"

„Keineswegs. Mit ihrem Geliebten, den sie zwar

ihren Mann nennt; aber ich glaube nicht, daß sie verheirathet sind. Er ist Agent — oder ähnliches; es scheint ihnen nicht am besten zu gehen.“ Er sah nach der Uhr. „Teufel, schon Zwölf! Da muß ich Sie verlassen. Ich soll zu Tisch nach Weinhaus hinüber, wo Verwandte von mir den Sommer zubringen. Habe die Gelegenheit benützt, zu Ihnen einen Abstecher zu machen. Wissen Sie was? Ich lasse das Manuscript hier. Sie erweisen mir einen Gefallen, wenn Sie es durchsehen. Ich bin zwar meiner Sache sicher; allein es wäre mir doch von großem Werthe, auch Ihr Urtheil zu vernehmen. Wenn es Ihnen recht ist, hol' ich es gegen Abend bei Ihnen ab.“

Da meine Vermuthungen inzwischen fast zur Gewißheit geworden waren, so interessirte mich jetzt das Ganze sehr lebhaft und ich sagte ihm, daß er mich nach fünf Uhr ganz bestimmt zu Hause antreffen werde.

Kaum war er aus dem Zimmer getreten, als ich mich auch schon setzte und das Heft zur Hand nahm. Elsa Röber! Es konnte kein Zweifel sein! Röber hieß ja der Mann, um dessen willen Frau Stadler Heim und Familie verlassen hatte. Alles traf zu: sie war die Verfasserin!

Ich begann zu lesen. Es wurde mir nicht ganz leicht; denn die Schrift war ungleich und verworren, an manchen Stellen so flüchtig, daß ich einzelne Worte kaum entziffern konnte. Dennoch, je mehr Blätter ich umwendete, je mehr mußte ich mich in gewissem Sinne mit der Ansicht des begeisterten Entdeckers einverstanden erklären. Nicht, daß mir die Arbeit so bedeutend wie ihm erschienen wäre. Sie erwies sich vielmehr als ganz schülerhafte Nachahmung einer Erzählung, die unter dem Titel „die Geschiedene“ vor einigen Jahren erschienen war und

von einem hochbegabten Autor herrührte, welcher als eigentlicher Eröffner dieser Richtung eine stark naturalistische Erotik in die neuere deutsche Literatur eingeführt hatte. Und die kurzen Gedichte, welche sich hin und wieder eingestreut fanden, riefen sofort die genialen Lieder der Ada Christen ins Gedächtniß. Trotzdem: neben vielem Platten und Gewöhnlichen — ergreifende Schilderungen; neben manchem Falschen und Verlogenen, neben Rohem und Verletzendem — Laute einer tiefen, eigenthümlichen Empfindung, erschütternde Schreie des Schmerzes und der Lust, welche namentlich in unbefriedigten weiblichen Herzen mächtigen Widerhall hervorrufen mußten. —

Ich ließ das Heft sinken. Seltsam! So war denn diese einst so behäbige, jeder höheren geistigen Anregung fern stehende Frau, die, als echtes, genußfrohes Wienerkind herangewachsen, vor Jahren verächtlich das Näschen gerümpft hatte, als sie erfuhr, daß ich ein Dichter sei: zuletzt auch von dem schriftstellerischen Drange der Zeit erfaßt worden, und die Macht ihrer Schicksale hatte ihr die Feder in die Hand gedrückt!

* * *

Gegen Sechs trat der neue Frauenlob (diesen Namen hatte ich dem Erwarteten schon seit längerem so für mich im Stillen beigelegt) wieder bei mir ein.

Sein erstes Wort war: „Haben Sie gelesen?"

„Gewiß," bestätigte ich.

„Nun und was sagen Sie?" drängte er.

„Ich bin Ihrer Meinung," erwiderte ich ohne jede Einschränkung, da ich doch wußte, daß er keine einzige würde gelten lassen.

„Bravo!“ rief er, indem er stolz das Haupt erhob. Dann fügte er herablassend hinzu: „Welch ein Triumph für die Dichterin, daß auch Sie — —“

Ich überlegte einen Augenblick. Es konnte, wie gesagt, kein Zweifel mehr obwalten, aber ich wünschte die vollständigste Ueberzeugung. Aus dem Roman selbst konnte diese nicht unmittelbar gewonnen werden. Wie bei den meisten Anfängerarbeiten waren die Lokalfarben absichtlich verwischt, die Charaktere ziemlich allgemein gehalten, die Begebenheiten weit hergeholt. Ich sagte also: „Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich die Verfasserin in der That zu kennen glaube. Das heißt, ganz oberflächlich — gewissermaßen blos vom Sehen. Dennoch kann ich mich täuschen. Theilen Sie mir also Genaueres über sie mit — beschreiben Sie mir ihr Aeußeres —“

„Wozu auch? Sehen Sie sich die Dame an, und es wird sich zeigen, ob Sie auf der richtigen Fährte waren.“

„Wie sollte das geschehen?“

„Ganz einfach. Man erwartet mich heute Abend dort zum Thee — und ich nehme Sie mit. Das günstige Urtheil, das Sie gefällt, wird die schöne Frau doppelt freuen, wenn sie es aus Ihrem eigenen Munde vernimmt.“

Ich gestehe, dieser Vorschlag hatte etwas Verlockendes. Es reizte mich, die Frau, deren Lebensgang ich so lange beobachtet hatte, in nunmehr ganz veränderten Verhältnissen wieder zu sehen. Dennoch fühlte ich das Unstatthafte eines solchen Vorgehens, um so mehr, als ja meine Anerkennung keineswegs eine so rückhaltlose war, wie der selbstbewußte Protektor voraussetzte. Ich erwiderte daher: „Es wird doch wohl nicht angehen — so ganz ohne Weiteres —“

„Welche Bedenklichkeiten, Verehrter! Sie können doch

annehmen, daß Sie unter allen Umständen willkommen sein werden. Und dann offen gestanden: es kommt mir sehr erwünscht, wenn ich Sie dort einführen darf. Und zwar dieses Röber wegen, der trotz seiner fatalen Lebensstellung ein äußerst hochmüthiger Geselle ist. Er schätzt die Begabung seiner Geliebten — oder seiner Frau nicht im geringsten; vielmehr bespöttelt er ihr Streben und betrachtet mich mit offen zur Schau getragenem Mißtrauen. Er glaubt jedenfalls, daß ich mit — Gott weiß welchen eigennützigen Absichten ins Zeug gehe. Wenn er aber sieht, daß ein Mann, wie Sie — —"

„Ich wüßte nicht, warum gerade ich diesem Herrn Röber imponiren sollte. Und dann noch Eins. Es wäre doch eigentlich sehr unzart, wenn ich jener Frau so ganz ohne jegliche Vorbereitung entgegen treten würde. Denn so gut ich sie im Gedächtnisse zu haben glaube, wird auch sie sich meiner Person erinnern und könnte dadurch höchst unliebsam an die Vergangenheit gemahnt werden."

Er lachte laut auf. „Da irren Sie gewaltig, lieber Freund! Frau Elsa hat mit Allem, was hinter ihr liegt, gründlich abgerechnet. Das sollte Ihnen doch schon der Roman beweisen; sie hat jetzt nur Eines im Auge: daß dieser zur Geltung gelangt. Also machen Sie sich keine Skrupel und kommen Sie mit!"

Eine Zeit lang schwankte ich noch; dann aber gab die Neugierde den Ausschlag. Ich machte mich fertig und fuhr mit Frauenlob nach der Stadt.

V.

Der Stadttheil, in welchem Elsa Röber wohnte, war jenes alte, mehr oder minder licht- und luftlose Gassengewirre, das sich in der nächsten Nähe des Stephansdomes noch heute von allen Neuerungen fast unberührt erhalten hat. Die Miethzinse sind dort in den meisten Häusern billiger als anderswo, und so besteht auch ein großer Theil der Bewohner aus Leuten, die in beschränkten, öfter auch zweifelhaften Verhältnissen leben. In einer der engsten Gassen vor einem hohen, grau übertünchten Hause mit vorspringendem ersten Stockwerk angelangt, traten wir — es war im September — in eine dunkle, zugluftige Einfahrt. Dort lenkte mich mein Führer gleich links über ein paar Stufen nach einem schmalen, unbeleuchteten Seitengang, wo wir uns einer einzelnen Thür gegenüber befanden. Er zog die Klingel und, da drinnen Alles still blieb, nach einer Weile ein zweites Mal. Endlich vernahm man ein Geräusch von leichten Schritten, die sich zögernd der Thür näherten; ein kleines Guckloch wurde geöffnet und eine weibliche Stimme fragte in die Dunkelheit hinaus: „Wer ist da?"

„Ich bin es, Frau Elsa!" rief Frauenlob eindringlich. „Machen Sie nur auf!"

Drinnen klang, während sich das Guckloch schloß, ein leichtes „Ah!" Dann sehr vernehmlich: „Bitte nur noch einen Augenblick! Ich habe das Mädchen weg geschickt; ich muß erst den zweiten Schlüssel holen."

Bald darauf drehte sich dieser im Schlosse, und eine nicht ganz deutlich werdende Gestalt ließ uns, indem sie

die Thür öffnete, in das trübe Zwielicht einer nicht sehr geräumigen Küche treten.

„Ach, verzeihen Sie,“ sagte sie, indem sie den Schlüssel wieder umdrehte und abzog, „daß Sie sich so lange gedulden mußten. Ich hatte Sie so früh nicht erwartet. Aber — —“

Wie man bemerken konnte, verweilte jetzt ihr Blick befremdet und forschend auf mir.

„Ja, gnädige Frau, ich habe einen Besuch mitgebracht,“ rief mein Begleiter feierlich. Dann vorstellend: „Mein hochverehrter College, der berühmte —“ er nannte meinen Namen. „Er hat Ihren Roman gelesen und will Sie nun auch persönlich kennen lernen.“

„O, ich bitte —“ erwiderte sie verwirrt. „Aber treten Sie doch ins Zimmer. Ich habe noch gar nicht Licht gemacht — ich werde gleich —“ Und indem sie sich jetzt mit einer Petroleumlampe zu schaffen machte, die in der Nähe des Herdes stand, traten wir in ein ziemlich weitläufiges, niedrig gewölbtes Gemach, wie solche in den Erdgeschossen alter Stadthäuser häufig anzutreffen sind. Da die Fenstervorhänge geschlossen waren, herrschte in dem Raume solche Dunkelheit, daß man die Einrichtungsstücke, außer einem runden Tische, der in der Mitte des Zimmers stand und auf welchem bereits Vorbereitungen zum Abendthee getroffen waren, kaum unterscheiden konnte.

Wir hielten uns, um nirgends anzustoßen, in der Nähe der Thür, und nun trat auch Frau Elsa herein, das Gesicht von der hellschimmernden Lampe beleuchtet, die sie vor sich her trug.

Wenn Frauenlob gesagt hatte, daß sie „wunderschön“ sei, so konnte man diesem Ausspruche jetzt ebenso wenig

unbedingt beipflichten, wie der überschwenglichen Anerkennung des Romans. Daß sie sehr schön gewesen, das zeigte sich allerdings noch, und daß sie auch noch immer Anreiz auszuüben vermochte, mußte zugegeben werden. Allein welche Veränderungen waren da während der letzten drei Jahre vor sich gegangen! Sie war überraschend schlank, ja mager geworden, und zwar wies sie jene Magerkeit vorzeitig raschen Verfalles, welche Züge und Formen schlaff und verkümmert erscheinen läßt. Ihr vormals so ungemein üppiges Haar war auffallend gelichtet und die hellen Goldaugen hatten sich zu einem scharfen Braun abgedunkelt. Trotzdem waren es noch immer anziehende Augen, die jetzt bei mangelnder Gesichtsfülle umso größer erschienen, als sie von sichtlich geschwärzten Wimpern hervorgehoben wurden. Aber sie waren auch von breiten, mißfarbigen Ringen umzogen, die als Zeichen körperlicher — vielleicht auch seelischer Erschöpfung gelten konnten. Sie trug ein einfaches, nicht ganz passendes Kleid aus Wollenstoff, und außer einer billigen, unechten Broche in der Gegend des Halses keinerlei Schmuck. Ihre Hände waren geröthet und ließen trotz der peinlichen Sorgfalt, mit der sie offenbar gepflegt wurden, Spuren harter häuslicher Arbeit erkennen.

Sie hatte die Lampe auf den Tisch gestellt und betrachtete mich aufmerksam. „Darf ich noch einmal um den Namen dieses Herrn bitten; ich hab' ihn vorhin nicht ganz —“

Frauenlob wiederholte ihn mit Emphase.

„Ach ja,“ sagte sie, indem sie sich auf ein kleines Sopha niederließ und uns gleichfalls zum Sitzen einlud — „ach ja, diesen Namen hab' ich wohl schon ge-

hört. Aber es ist mir, als sollt' ich Sie auch persönlich kennen —"

Nun war der peinliche Augenblick gekommen, den ich voraus gesehen und trotz der Versicherungen Frauenlobs gefürchtet hatte. Ich erwiderte daher etwas kleinlaut: „Allerdings haben wir einander schon öfter gesehen — und zwar in D . . ., wo ich seit einer Reihe von Jahren wohne."

„Ja, ja, gewiß — in D . . .," entgegnete sie hastig, während ihre etwas gelbliche Gesichtsfarbe langsam in eine dunkle Röthe überging. „Ich entsinne mich sehr genau. Und da kennen Sie ja gewiß auch meine ganze Geschichte und werden sich nicht wundern, mich in ganz anderen Verhältnissen —"

Ich hatte mich inzwischen gefaßt und trachtete so rasch wie möglich über dieses Thema hinwegzukommen, das sie allem Anscheine nach doch nicht so vollständig gleichgiltig ließ, wie Frauenlob behauptet hatte.

„Ich wundere mich über gar nichts, gnädige Frau," sagte ich in bestimmtem und dabei sehr ehrerbietigem Tone; „höchstens über das Eine: daß Sie unter die Schriftstellerinnen gegangen sind."

„Mein Gott," sagte sie aufathmend mit einem Lächeln; „weiß ich doch selbst kaum, wie ich dazu gekommen bin. Ich hatte ja früher an so Etwas gar nicht gedacht und auch sehr wenig gelesen. Im vorigen Jahre sind mir aber ganz zufällig ein paar Bücher in die Hand gekommen, die auf mich großen Eindruck gemacht haben. Aber auch da fiel es mir nicht ein, selbst zu schreiben; erst als mein — Mann für einige Zeit verreisen mußte und ich ganz allein blieb: erst da überkam es mich. Und zwar

ganz plötzlich; — ohne vieles Nachdenken habe ich die Geschichte hingeschrieben.“

Das entsprach ganz meinen Voraussetzungen und ich freute mich über das unbefangene Eingeständniß. Unwillkürlich fühlte ich mich versucht, auf unsere allererste Begegnung anzuspielen und so zu erfahren, ob sie sich meiner auch aus jener fernen Zeit noch erinnere. Wäre ich mit ihr allein gewesen, würde ich es jedenfalls gethan haben, so aber hielt mich die Gegenwart meines Begleiters zurück und ich schwieg.

„Ich legte auch anfangs gar kein Gewicht darauf,“ fuhr sie nach einer Pause fort; es war mir eine bloße Zerstreuung — eine Herzenserleichterung gewesen. Später aber zeigte ich die Blätter einer Bekannten, und diese meinte, ich sollte sie zu verwerthen trachten; es gäbe jetzt so viele Frauen, die mit derlei Geld erwerben. Sie bot mir ihre Vermittlung an — und Ihr — Freund hier —“ sie wies auf Frauenlob — „war so liebenswürdig, ein günstiges Urtheil zu fällen.“

Dieser warf sich auf seinem Stuhle in die Brust. „Nur nach Verdienst, Frau Elsa,“ sagte er.

„Also auch Sie meinen,“ sprach sie langsam, indem sie schüchtern ihren Blick auf mich richtete, „auch Sie meinen, daß die Sache —“

„Sie haben es doch gehört!“ unterbrach sie der Andere, ungeduldig die langen Haare schüttelnd.

Ich befand mich nun wieder in einiger Verlegenheit.

„Ihre Leistung ist jedenfalls eine sehr interessante,“ hob ich gewissermaßen zögernd an, „und mit einigen Aenderungen, die daran vorgenommen werden müssen —“

„Das werde ich Alles besorgen!“ rief Frauenlob.

„Auch die Herausgabe! Der Erfolg kann nicht ausbleiben, Frau Elsa, und wenn Sie sich fernerhin meiner Leitung anvertrauen, so ist Ihnen eine bedeutende Zukunft gewiß.“

Sie blickte zweifelnd vor sich hin. „Glauben Sie wirklich?“ fragte sie dann nachdenklich, mehr gegen mich gewendet. „Ich hätte da so Vieles zu lernen. Und woher sollte ich die Zeit nehmen? Wir leben, wie Sie sehen, in beschränkten Verhältnissen — und mein Mann ist sehr verwöhnt; ich habe alle Hände voll zu thun, um unsere Häuslichkeit seinen Bedürfnissen gemäß einzurichten. Er würde es nicht besonders gerne sehen, wenn ich mich anderweitig beschäftigte —“

„Darnach haben Sie nicht zu fragen!“ sagte Frauenlob in scharfem, erzieherischem Tone. „Die Hörigkeit der Frau ist Gott sei Dank vorüber — und Sie müssen sich neben Ihrem — Gemahl eine selbständige Stellung schaffen.“

„Mein Gott, daran denk' ich ja gar nicht,“ erwiderte sie zerstreut; es war als horche sie dabei aus dem Zimmer hinaus. „Und dann — er hat nun einmal eine Abneigung gegen schreibende Frauen.“

„Das müssen Sie ihm eben abgewöhnen — müssen ihn eines Besseren belehren!“

Sie erwiderte nichts und hatte offenbar die letzten Worte nur mehr mit halbem Ohr vernommen. Dann rief sie plötzlich: „Da kommt er!“

Draußen war heftig an der Klingel gerissen worden, und durch die Küche, wo sich schon früher die Anwesenheit einer Magd bemerkbar gemacht hatte, trat jetzt Röber ein. Er mußte seine hohe Gestalt unter der Thür um so mehr bücken, als er den Hut auf dem Kopfe behielt. Erst in

der Mitte des Zimmers nahm er ihn zögernd ab, wobei sein Blick überrascht und befremdet auf mich gerichtet blieb.

Wir hatten uns erhoben.

„Der Herr Doctor hat uns einen angenehmen Besuch mitgebracht, Leo," sagte Elsa, und der Ton ihrer Stimme hatte dabei etwas flehend Unsicheres; „einen berühmten Schriftsteller. Vielleicht kennst Du den Herrn vom Sehen; er wohnt schon seit langem in Döbling."

Er sah mich unverwandt an und sagte, ohne eine Miene zu verziehen, mit einer leichten Verbeugung: „Habe nicht die Ehre." Hierauf machte er eine halbe Wendung und fuhr, nach uns zurück sprechend, fort: „Die Herren werden schon entschuldigen. Ich bin seit heute Morgen auf den Beinen und muß mir's bequem machen." Er war bei diesen Worten auf eine Seitenthür zugeschritten, öffnete sie und verschwand in einem kleinen Zimmer, das offenbar als Schlafgemach benützt wurde.

„Er ist wirklich sehr in Anspruch genommen," bestätigte Elsa, die ihm, wie ihn bedauernd, nachgeblickt hatte. Dann begab sie sich mit einer kurzen Entschuldigung in die Küche, um, wie sie sagte, nach dem Thee zu sehen.

Ich spürte nun großes Verlangen, fortzugehen und sah meinen Begleiter fragend an. Dieser aber schien durchaus nicht gewillt, das Feld zu räumen; er lehnte sich vielmehr mit einer Art verbissenen Trotzes in den Stuhl zurück und streckte die Beine von sich.

Jetzt trat auch schon die Hausfrau wieder ein, in jeder Hand eine kalte Schüssel tragend. Die Magd folgte mit allerlei Zubehör. Dann wurde der kochende Thee-

kessel gebracht; später folgte ein großer, mit Bier gefüllter Glaskrug.

Inzwischen war Röber gleichfalls zum Vorschein gekommen. Er hatte sich in einen langen, abgetragenen Schlafrock gehüllt, der Spuren früherer Eleganz aufwies; an den Füßen trug er bequeme Hausschuhe.

„Die Herren werden es nicht übel nehmen,“ begann er in herablassendem Tone, als verzeihe er uns, daß wir möglicherweise an seiner Bekleidung Anstoß nehmen könnten, „die Herren werden es nicht übel nehmen, daß ich so vor ihnen erscheine. Allein wie gesagt, ich fühle mich überangestrengt — und zudem leide ich schon einige Zeit an den Füßen.“

„Ach ja!“ fiel Elsa ein. „Und es will auch gar nicht besser werden. Hast Du heute vielleicht wieder stärkere Schmerzen?“ forschte sie ängstlich.

„Nun, nicht gerade das. — Aber,“ fuhr er mit einer Wendung nach dem Tische fort, „ich sehe, es ist Alles bereit. Die Herren sind unsere Gäste?“

„Gewiß werden sie uns das Vergnügen machen,“ sagte Elsa einladend.

Was konnte ich thun? Um irgend eine stichhaltige Ausrede zu ersinnen, war es zu spät und somit der günstige Augenblick, mich zu entfernen, versäumt; ich mußte mich also mit an den Tisch setzen.

Elsa machte mit zuvorkommender Aufmerksamkeit die Wirthin, während Röber, einem sichtlichen Bedürfnisse folgend, sehr ungezwungen den Schüsseln zu Leibe ging. Erst jetzt konnte ich ihn mit voller Aufmerksamkeit betrachten. Auch in seinem Aeußeren zeigte sich eine große Veränderung. War Elsa in den letzten Jahren körperlich

verfallen, so hatte er hingegen verhältnißmäßig zugenommen. Aber es war nicht die blühende Ueberfülle der Gesundheit und Kraft, sondern jene blasse und weichliche Aufgedunsenheit, welche so vielen Menschen anhaftet, die ein unregelmäßiges und dabei sorgenvolles Leben führen. Dies konnte man besonders in seinem Gesichte wahrnehmen, dessen Züge derart verquollen waren, daß die früher so ungemein schönen dunkelgrauen Augen kaum mehr zur Geltung gelangten. Er rasirte das Kinn nicht, sondern trug einen sehr kurz gehaltenen Vollbart, der ihm übel ließ und in welchem sich schon zahlreiche Silberfäden bemerkbar machten; auch zeigte sich über der Stirn stark zunehmende Kahlheit. Der ganze Mann sah in der That sehr verkommen aus.

Eben jetzt langte er eine Kartoffel auf seinen Teller und während er die noch leicht dampfende in vier Theile zerlegte und verkühlen ließ, eröffnete er, sichtlich in behaglicherer Stimmung, das Gespräch.

„Sie wollen also,“ begann er, sich gleichsam an uns Beide wendend, mit ironischer Verziehung der Mundwinkel, „Sie wollen also meine El—sa —“ er sprach den Namen mit satirisch übertriebener Betonung aus — „à tout prix zur Dichterin machen?“

„Machen?“ rief Frauenlob mit scharfer Stimme. Er schien nur auf einen Angriff gewartet zu haben, und seine kleinen, grünlichen Augen blitzten kampflustig. „Machen? Wie sollte man das anstellen, wenn es nicht schon wäre?“

„Ich weiß,“ erwiderte der Andere vornehm, indem er ein Kartoffelstück aufnahm: „poeta nascitur. Aber man kann auch Jemanden in Etwas hinein reden.“

„Was hätte man davon?“ entgegnete Frauenlob, geringschätzig das Haupt zurückwerfend.

„Ganz richtig: was hätte man davon? Wenn auch Elsa Begabung besitzt — woran ich übrigens gar nicht zweifeln will — so bleibt doch das Ganze eine höchst unnütze Sache.“

„Aber man kann doch damit verdienen, Leo,“ warf Elsa schüchtern ein.

Röber lachte laut auf. „Verdienen? Mit der Schriftstellerei? Ha! Ha!“

„Erlauben Sie,“ schrie Frauenlob heftig, während ich dem Mann im Stillen nicht Unrecht gab, „das ist eine Behauptung, die nur beweist, wie sehr Sie in Ihren Anschauungen zurück sind. Es ist ja wahr: früher einmal mußten selbst die größten Geister darben; heutzutage jedoch kann man mit der Feder sehr viel erwerben.“

„Als Journalist vielleicht. Uebrigens ist das viel oder wenig Ansichtssache. Wenn ich Summen in Betracht ziehen soll, so müssen es Hunderttausende sein.“

„Sie geben es nicht billig!“ lachte Frauenlob mit giftigem Hohne. Er hatte im Eifer eben das dritte Glas Bier hinunter gestürzt, und sein knochiges, breites Gesicht, das stets ungesund geröthet war, begann bläulich zu leuchten.

„Das ist meine Sache,“ erwiderte Röber mit ruhigem Stolze, und zum ersten Male glänzten seine Augen wieder hell und groß auf. „Die Herren Poeten pflegen beständig von ihren Idealen zu sprechen; auch andere Leute haben welche. Das meine ist ein sehr großes Vermögen, ein Ideal, das so ziemlich jedes andere in sich schließt.“

„Aber auch umsomehr Ideal bleibt!“ rief der Gegner bissig.

„Je nach Umständen. Das kann Ihnen schon die große Anzahl bedeutender Kapitalisten zeigen, die es in der Welt giebt. — A propos, Lisi,“ fuhr er mit einem Blick auf die Hausfrau fort, „ich habe heute gute Nachrichten mitgebracht. Die Sache in Bulgarien scheint endlich in Fluß kommen zu wollen.“

„Wirklich! Wirklich!“ rief sie, überrascht und vor Freude erröthend, aus der peinlichen Verlegenheit heraus, die sie bei diesem Wortwechsel begreiflicherweise überkommen hatte. „Wirklich?“ wiederholte sie jetzt, wie von einem unwillkürlichen Zweifel ergriffen, etwas kleinlaut und gedehnt.

Er hatte sich inzwischen den Mund gewischt und, ohne uns zum Rauchen aufzufordern, eine Cigarette angezündet.

„Ja, wirklich, mein Kind. Gut Ding braucht eben Weile, und ich begreife, daß es Dir schon etwas zu lange dauert. Aber es sei Dir vergeben. Und wenn Alles so kommt, wie ich hoffe, dann kannst Du zu Deinem Vergnügen blaustrümpfeln.“

„Es dürfte wohl beim Strümpfestopfen sein Bewenden haben,“ sagte Frauenlob mit unerbittlicher Grobheit.

„Immer eine nützlichere Beschäftigung als Romane schreiben. Uebrigens verspüre ich keine Lust, mich in eine weitere Behandlung dieses Gegenstandes einzulassen. Die Herren sind ja auch nicht zu mir, sondern zur — Dichterin gekommen. Ich darf die literarischen Conferenzen nicht länger stören.“ Er erhob sich mit gemachtem Gähnen,

trat schwerfällig auf Elsa zu und küßte sie flüchtig auf die Stirn. „Gute Nacht, mein Kind."

„Du willst Dich wirklich schon zurückziehen?" fragte sie. Man sah ihr die innere Rathlosigkeit an, in der sie sich befand.

„Gewiß; ich bin müde und schläfrig. Recht gute Nacht, meine Herren!" Er verbeugte sich dabei nur vor mir und schritt nach dem Nebenzimmer; Elsa folgte ihm bis zur Thür.

Ich hatte genug, stand auf und suchte nach meinem Hute; Frauenlob, an seinem Ingrimm würgend, blieb sitzen.

„Sie wollen schon fort?" fragte Elsa, zurückkehrend und in einem Tone, der bewies, welche Erleichterung ihr dies wäre.

„Allerdings," entgegnete ich, nach der Uhr sehend. „Die Stunde ist vorgerückt, und Sie wissen, ich habe einen weiten Weg. Sie bleiben noch?" wandte ich mich bedeutsam an meinen Begleiter.

Dieser sah unschlüssig vor sich hin, dann sprang er auf.

„Ich wollte allerdings noch einiges Wichtige mit Frau Elsa verhandeln, allein in solcher Stimmung — — In der That, gnädige Frau," — er trat vor sie hin — „es bedarf des ganzen Umfanges meiner Verehrung und Bewunderung für Sie — —"

„Ach mein Gott, lieber Doctor," unterbrach sie ihn, „Sie sollten Röber doch schon ein wenig kennen. Er ist nun einmal so — er hat den Kopf voller Sorgen, die ihn übellaunig machen — und da — — Allerdings hat er sich heute unverantwortlich benommen. Und ich muß doppelt bedauern — Ihretwegen —" Sie sah mich dabei

ausdrucksvoll und gleichsam um Nachsicht flehend an. „Was werden Sie von uns denken?"

„Besorgen Sie nichts, gnädige Frau," erwiderte ich. „Ich bin nicht so leicht verletzt. Vielmehr habe ich Sie recht sehr um Verzeihung zu bitten. Denn gewiß war es mein so ganz unvorbereiteter Besuch, zu dem ich mich nie und nimmer hätte entschließen sollen, was zur unliebsamen Verstimmung dieses Abends wenigstens beigetragen hat."

„O glauben Sie das nicht," sagte sie hastig. Dann, sich Frauenlobs besinnend, fuhr sie einlenkend fort: „Wie immer auch, überzeugt können Sie sein, daß es mir sehr angenehm war, Sie kennen gelernt — oder besser gesagt, wieder gesehen zu haben. Und ich würde Sie jedenfalls bitten, Ihren lieben Besuch zu erneuern, wenn ich das unter solchen Umständen noch wagen dürfte."

„Je nun, man wird ja im Leben immer wieder zusammen geführt. Für heute nehmen Sie die Versicherung, daß ich, was mich selbst betrifft, den verunglückten Abend keineswegs bedauere."

Ich drückte die Hand, die sie mir reichte. Dann geleitete sie uns in die Küche, wo sie die Magd weckte, die auf einem Stuhle eingeschlafen war und sich jetzt anschickte, uns durch den dunklen Flur nach dem bereits gesperrten Hausthor zu leuchten.

„Ich komme morgen Nachmittag," sagte Frauenlob im Fortgehen; „hoffentlich finde ich Sie allein."

Sie erwiderte nichts und rief uns nur mit gedämpfter Stimme gute Nacht nach.

Kaum auf die Gasse getreten, rief mein Begleiter, in welchem es noch immer zu kochen schien: „Der Unver-

schämte! Und Sie, mein Bester, haben mich mit keinem Worte unterstützt!“

„Was hätte ich sagen sollen? Ich begreife auch gar nicht, wie Sie sich so ereifern konnten. Dem Manne sind eben die neuen Beziehungen seiner Frau — oder Geliebten unangenehm. Er hat sich im Ganzen doch nur wie ein Eifersüchtiger benommen.“

„Eifersüchtig? Er liebt sie gar nicht. Seine Eitelkeit ist verletzt, weil er sich mit einem Mal von einer Frau geistig überragt sieht, die er bis jetzt nur als eine willfährige Magd betrachtet hatte.“

„Möglich. Uebrigens scheint er mir geistig durchaus nicht so tief stehend.“

„Ach was! Ein Hohlkopf ist er, der obendrein an Größenwahn leidet. Haben Sie gehört, wie er mit den Hunderttausenden herumwarf?“

„Je nun, er scheint sich mit weitgehenden geschäftlichen Speculationen zu befassen. Und da wäre es ja in unserer Zeit des raschen Gelderwerbes immerhin denkbar, daß ihm irgend eine Combination glückt.“

„Sagen Sie lieber irgend ein Schwindel. Der Mensch besitzt alle Anlagen, um früher oder später mit dem Strafgerichte Bekanntschaft zu machen.“

„Auch das ist nicht ausgeschlossen. Es walten hier überhaupt Verhältnisse ob, in welche man sich am besten gar nicht einmischt. Auch Sie, denk' ich, sollten sich zurückziehen.“

„Zurückziehen? Ich? Nachdem ich schon so weit vorgedrungen? Nein, da kennen Sie mich schlecht, Verehrter! Dieser Frau müssen die Augen geöffnet, sie selbst auf die Bahn gebracht werden, die sie zu schreiten berufen

ist. Ich interessire mich sehr für sie — und zwar, wie ich Ihnen ganz offen bekennen will, nicht blos für die Schriftstellerin."

„Wenn das der Fall ist, dann stehen Ihre Aussichten nicht sehr günstig. Denn wenn Sie vielleicht auch Recht haben, daß *er* sie nicht liebt: *sie* liebt ihn gewiß leidenschaftlich."

„Nun ja! Das mag sein!" rief er, ärgerlich über die Wahrheit, die mein Ausspruch enthielt. „Aber das kann sich auch ändern. Die Hauptsache ist, daß sie erkennt, an welchen Mann sie sich da gekettet hat. Daher muß man ihr eine literarische Stellung schaffen; ist ihr Ehrgeiz einmal geweckt, dann ergiebt sich alles Weitere von selbst."

„Je nun, Sie sind Herr Ihrer Beschlüsse."

Wir waren inzwischen auf der Freiung angelangt, wo die erleuchtete Uhr der Schottenkirche eine halbe Stunde vor Mitternacht wies.

„Werden Sie noch auf einen Tramwaywagen stoßen?" fragte er kühl und offenbar verletzt durch meine zweifelhafte Zustimmung.

„Ich denke wohl, daß es noch nicht zu spät wäre. Aber ich ziehe es jedenfalls vor, zu Fuße zu gehen. Die Nacht ist hell und angenehm."

„Nun, dann leben Sie wohl! Ich kehre um."

Wir verabschiedeten uns ziemlich gemessen von einander; dann trat ich beim Schein des Halbmondes, an welchem, querüber, ein regungsloser dunker Wolkenstreif stand, den Heimweg an.

VI.

Der „Roman einer Frau" war in der That erschienen. Frauenlob hatte dafür einen jungen, aufstrebenden Buchhändler gewonnen, der in pikanten Verlagsartikeln sein Heil zu finden hoffte und auch ein verhältnißmäßig nicht unbedeutendes Honorar zahlte. Der Erfolg entsprach allerdings nicht ganz den ausschweifenden Erwartungen der beiden Herren; aber es war immerhin ein Erfolg, der fast ganz mit meinen Voraussetzungen zusammentraf. Von der maßgebenden Kritik anfänglich gar nicht beachtet, fand das Buch doch den Weg in das lesende Publikum und wurde vornehmlich von Frauen, die in offenkundiger oder verheimlichter Mißehe lebten, mit einer Art persönlicher Antheilnahme gepriesen. In Folge dessen drang es denn allmälig auch in literarische Kreise; man prüfte, fand, was ich gefunden, und hielt mit mehr oder minder einschränkender Anerkennung nicht zurück. So kam es, daß der Name der Verfasserin ein mehrfach genannter wurde; sie selbst aber hier und dort als interessante Erscheinung auf der Bildfläche der Oeffentlichkeit auftauchte. Wie weit dies Alles in ihr bisheriges Leben verändernd eingriff, blieb mir unbekannt. Denn in meinen eigenen Verhältnissen war inzwischen ein Umschwung eingetreten, welcher, seit längerem vorbereitet, mich zu dem Entschlusse bestimmt hatte, Wien zu verlassen und einen anderen Aufenthaltsort zu wählen: ich war abgereist, ohne Elsa Röber wieder gesehen zu haben. Frauenlob, der mich seit jenem Abend auffallend vernachlässigt hatte, war beim Abschiede sehr kühl und wortkarg, indem er das schweigende Selbst-

bewußtsein eines Mannes hervorkehrte, der in stolzer Zurückhaltung blos die Thatsachen für sich sprechen läßt.

Ich würde also in meiner Abgeschiedenheit aller dieser Ereignisse und Zusammenhänge immer weniger gedacht haben, wenn mich nicht jetzt ab und zu die Zeitungen daran gemahnt hätten. Ich stieß auf Notizen über Elsa Röber, auf literarische, sowie auf solche, welche blos Persönliches enthielten. So wurde sie auch in einer Schilderung des glänzenden Festes, das während des Carnevals in den Atelierräumen eines berühmten Malers stattgefunden, unter den Damen genannt, welche durch blendende Erscheinung und prachtvolles Costüm besonders aufgefallen waren.

Da erhielt ich im Frühling von Frauenlob ganz unvermuthet ein Buch zugesendet. Er war, wie sich zeigte, wieder einmal „schöpferisch“ thätig gewesen und hatte unter sehr verlockendem Titel einen Band Erzählungen herausgegeben, welche in der That bewiesen, daß es ihm weit weniger an Talent, als an Geschmack und innerer Reife gebrach. Eine dieser Erzählungen, und zwar die längste von allen, konnte sogar als gelungen bezeichnet werden, und ich war froh, ihm dies in warmen Worten mittheilen zu können. Mich bei dieser Gelegenheit nach Elsa zu erkundigen, unterließ ich nach einiger Ueberlegung, es gewissermaßen ihm selbst anheimstellend, ob er mir in dieser Hinsicht Nachricht geben wolle oder nicht. Ich empfing von ihm auch sofort ein längeres Schreiben, welches nebst seinem Danke für meine Anerkennung Folgendes enthielt:

„Und nach Elsa Röber fragen Sie nicht? Das ist mir ein Beweis, daß Sie sich um diese Frau gar nicht mehr kümmern. Dennoch dürfte es Sie interessiren, zu erfahren, daß ich meine Beziehungen zu ihr abgebrochen

habe. Und zwar vollständig und für immer. Denn sie ist in Folge ihres literarischen Debüts mit Kreisen in Berührung gekommen, die mir durchaus nicht zusagen. Ueberdies hat sich merkwürdigerweise der Ausspruch, den Sie, wie Sie sich noch erinnern werden, einst über Röber gethan, insofern bewahrheitet, als es diesem wirklich gelungen ist, die an jenem denkwürdigen Abend aufs Tapet gebrachte Angelegenheit in Fluß zu bringen. Er vermittelt jetzt, so heißt es, bedeutende Exporte nach allen Balkanländern, und Sie begreifen, daß er sich bereits auf den kleinen Krösus hinausspielt. Die enge Stadtwohnung ist aufgegeben, eine weitläufige in einem vornehmen Neubaue bezogen worden. Kleine Diners finden dort statt, sowie größere Abendgesellschaften, an welchen neben einigen fragwürdigen Geschäftsexistenzen auch gewisse Schmarotzer theilnehmen, die den Ruhm der Hausfrau in die Welt posaunen. Dieses Alles würde übrigens noch hingehen, wenn nicht auch *sie* angefangen hätte, sich (wie lächerlich!) auf die große und vornehme Dame hinaus zu spielen — und sogar *mir*, dem sie in schlimmer und schlimmster Zeit ihren Erfolg (der ja auch ein pecuniärer war!) zu danken hatte, mit Herablassung und Geringschätzung zu begegnen. Da ich aber keineswegs der Mann bin, Solches zu dulden, so habe ich ihr, nachdem sie mich einmal über eine Stunde hatte antichambriren lassen, meine Meinung rund heraus gesagt und sie ihrem Schicksal überlassen. Dieses wird kein sehr freundliches sein; denn Leuten wie Röber gegenüber bleibt das Sprichwort aufrecht: wie gewonnen, so zerronnen. Uebrigens kann mir alles weitere umso gleichgiltiger sein, als ich selbst neue Wege einzuschlagen gedenke. Hören und staunen Sie: auch ich verlasse Wien.

Allerdings nicht, um mich, gleich Ihnen, in beschauliche Einsamkeit zurückzuziehen. Ich will mich vielmehr aus unseren stagnirenden, absterbenden Zuständen heraus so recht ins Volle und Aufstrebende stürzen — kurz: ich will trachten in der Hauptstadt des deutschen Reiches Boden zu gewinnen. Für einen Oesterreicher keine leichte Aufgabe, werden Sie sagen. Gewiß. Aber ich schrecke vor Schwierigkeiten nicht zurück. Man hat in Berlin einen sehr bezeichnenden Ausdruck erfunden: das Epitheton „schneidig". Nun, einige „Schneidigkeit" werden Sie mir, wie Sie mich kennen, wohl zugestehen müssen — und darauf hin will ich es wagen. Jedenfalls werde ich diesen Sommer daran setzen, die dortigen literarischen Verhältnisse eingehend zu studiren — und mich überhaupt umzuthun. Gelingt es mir nicht, feste Anknüpfungspunkte zu finden — dann erübrigt mir freilich nichts Anderes, als wieder zur alten Wiener Tretmühle zurückzukehren. Unter allen Umständen aber erhalten Sie aus der deutschen Metropole Nachricht von Ihrem u. s. w."

So also standen nunmehr die Dinge, deren Entwickelung ich bald wieder aus den Augen verlor. Denn immer seltener wurde jetzt in den Blättern, die mir zu Gesichte kamen, Elsa Röbers erwähnt; es ließ sich erkennen, daß man über sie, die ihrem ersten kein zweites Werk hatte folgen lassen, bereits wieder zur Tagesordnung übergegangen war. Nur einmal noch, nach ziemlich geraumer Zeit, stieß mir eine Notiz auf: Frau Elsa Röber habe zur Errichtung eines Kinderasyls eine sehr namhafte Summe beigesteuert. Ich stutzte. Wollte sie vielleicht mit dieser Spende Gewissensregungen beschwichtigen und an fremden Kindern gutmachen, was sie einst an den eigenen ver-

brochen? Fast schien es mir so. Es konnte indessen auch bloße sociale Eitelkeit sein, was sie antrieb, als öffentliche Wohlthäterin zu glänzen. Eines aber war damit bewiesen: daß sich Röber noch immer im Stadium des „Gewinnens" befand.

Was Frauenlob betraf, so hatte er mir zwar von Berlin aus voll stolzer Zuversicht und weit gehender Erwartungen geschrieben, auch später unter Kreuzband ein paar Artikel zugesendet, die in dortigen Blättern erschienen waren; fernere Resultate jedoch ließen auf sich warten.

VII.

Ein Jahr später führten mich die Verhältnisse auf kurze Zeit wieder nach Wien. Es war im Frühsommer und die helle Stadt schimmerte in vollem Blüthenschmucke ihrer öffentlichen Anlagen. Dennoch hatten viele meiner Bekannten sich bereits aufs Land begeben. Einer von ihnen stellte mir in seiner verlassen stehenden Wohnung ein Zimmer zur Verfügung, welches ich eigentlich nur zum Schlafen benützte. Ich empfing Niemanden, ging ziemlich unbeachtet meinen Geschäften nach und gab mich nebenher im Stillen den Genüssen hin, welche Wien und seine nächste Umgebung in dieser schönen Jahreszeit darbieten.

So hatte ich mich auch an einem strahlenden Sonntagsmorgen zu einer Fahrt nach Schönbrunn entschlossen. Ich wollte da draußen, etwa im Jägerhause, frühstücken und hierauf wieder einmal den herrlichen Park nach allen Richtungen durchstreifen; wollte mich später auf eine Bank niederlassen, die sonnigen, rasenumsäumten Blumenbeete des Parterres, die

weißen Marmorgruppen in den Nischen der Laubwände, das freundliche Schloß mit seinen grünen Jalousien vor Augen — und mich dabei in längstvergangene Zeiten, in alte theuere Erinnerungen zurückträumen ....

Das führte ich denn auch Alles aus — und darüber war es Mittag geworden. Ich gedachte nun bei „Dommayer" zu essen, Nachmittags aber bei Verwandten vorzusprechen, die in Penzing wohnten, und welche ich seit einer Reihe von Jahren nicht mehr aufgesucht hatte.

Während ich mich jetzt dem nach Hietzing führenden Ausgang des noch sehr menschenleeren Parkes näherte, kamen mir in der breiten Doppelallee zwei hohe, vornehm aussehende Frauengestalten entgegen. Die Eine von ihnen schien mir sehr bekannt; unwillkürlich blickte ich sie forschend an — und sah, nun schon ganz in der Nähe, daß ich Elsa Röber vor mir hatte.

Auch sie war, wie ich bemerken konnte, auf mich aufmerksam geworden, und ungeheuchelte Freude des Wiedersehens malte sich jetzt in ihren Zügen.

„Ah, Sie sind in Wien!" rief sie, stehen bleibend und mir die Hand entgegenstreckend, die ich mit einiger Verlegenheit ergriff. „Seit wann sind Sie denn hier? — Aber ich muß Sie bekannt machen," fuhr sie mit einem Blick auf ihre Begleiterin fort, die mich stolz und zurückhaltend betrachtete. „Meine Freundin Frau von Ramberg — Herr —"

Ich hatte inzwischen herausgefunden, daß mir auch diese Dame, welche eine Art Männerhut und einen leichten Halbschleier trug, nicht ganz fremd war; denn sie gehörte zu jenen Erscheinungen, mit welchen mich die weitläufigen gesellschaftlichen Beziehungen, die ich in früherer Zeit noch

unterhielt, hier und dort flüchtig zusammengeführt. Sie war die Frau eines Consulatsbeamten und mit diesem ziemlich weit in der Welt herumgekommen; seit sie aber von ihm getrennt lebte, hatte sie Wien zu ihrem ständigen Aufenthaltsorte gewählt, wo sie eine rege gemeinnützige Wirksamkeit zu entfalten suchte. Sie beschäftigte sich viel mit der Frauenfrage, war Mitglied mehrerer weiblicher Vereine; ja sie hatte sogar an der Klinik eines berühmten Chirurgen einen Pflegerinnen-Kurs durchgemacht, dessen Frucht eine kleine Brochüre über diesen Gegenstand war. Sie galt für geistig sehr bedeutend; aber auch für hochmüthig und ränkesüchtig; die Männer behandelte sie mit kühler Herablassung und schloß sich mit Vorliebe an Frauen an.

Sie erwiderte nunmehr meine Verbeugung mit einem gemessenen Kopfnicken.

„Und bleiben Sie jetzt hier?“ fragte Elsa weiter.

„Keineswegs. Ich bin nur auf ganz kurze Zeit gekommen — gleichsam incognito —“

„Das ist schade. Ich begreife übrigens, daß man es vorzieht, auf dem Lande zu leben. Die Ruhe ist so wohlthuend. Auch wir wollen jetzt beständig in Hietzing wohnen, wo wir eine Villa gekauft haben. Wußten Sie vielleicht davon?“

„Nein.“

„Weil Sie sich auch gar nicht um so alte Bekannte kümmern! Aber kommen Sie doch ein wenig mit uns. Man hat mir Bewegung verordnet, und da laufe ich denn die Alleen hier ab.“

Ich konnte nicht umhin, mich anzuschließen und fand mich allmälig in die so unvermuthete Situation. Hatte

ich doch kaum mehr der Frau gedacht, die jetzt neben mir herschritt! Sie war schlank geblieben und sah bei näherer Betrachtung etwas gealtert aus; vor allem hatte ihr Teint und der Schmelz der Zähne bedeutend gelitten. Aber ihre Züge waren feiner, vergeistigter geworden, und ein schwermüthiger, schmerzlicher Zug um Augen und Mund verschönte sie eigenthümlich. Ein Morgenkleid aus roth gemustertem Foulard und ein großer weißer Spitzenhut vollendeten ihre tadellose Erscheinung. Ja, sie war in Haltung und Miene, in Wort und Geberde wahrhaftig eine „Dame" geworden. Der Wiener Dialekt, der ihr eigentlich niemals stark angehaftet und welchen sie im Verkehr mit Röber, der ein sehr reines Deutsch sprach, schon früher so ziemlich abgestreift hatte, war jetzt bis auf einige leichte und gemüthliche Anklänge aus ihrer Rede verschwunden. Was nicht das Geld bewirkt! So dacht' ich im Stillen, während ich das kostbare Parfüm einathmete, das in einem feinen Hauche von ihr ausging.

„Wissen Sie," begann sie nach einigen schweigend zurückgelegten Schritten, „daß ich Ihnen schon schreiben wollte?"

„Mir? Gewiß in einer literarischen Angelegenheit?"

„O keineswegs!" erwiderte sie rasch mit leichtem Erröthen, „Sie erinnern sich doch — ich sagte Ihnen ja, daß ich eigentlich keinen Beruf zur Schriftstellerin in mir fühle."

„Man muß es ihr glauben, da sie es behauptet," warf Frau von Ramberg, halb zu mir gewendet, mit ihrer etwas dünnen und knöchernen Stimme ein. „Sie hat aber trotzdem einen neuen Roman zu schreiben begonnen."

„Nun ja; ich bin jetzt wieder oft allein — und da

muß ich doch die Zeit mit irgend Etwas hinbringen. Aber es ist nur für mich; Sie wissen ja: es macht Denen, die mir am nächsten stehen, keine Freude."

„Daran würde ich mich in der That nicht kehren," sagte die Andere scharf.

„Ach lassen Sie das jetzt, liebe Euphemie," erwiderte Elsa mit einem bittenden Blick. Und dann zu mir: „Aber sagen Sie doch, wohin wollten Sie eben? Was haben Sie für heute vor?"

„Ich wollte zu Dommayer —"

„Zu Dommayer? Essen Sie doch lieber mit uns!"

„Wie könnt' ich — —"

„O ich verstehe. Sie haben noch jenen unseligen Abend im Gedächtnisse. Aber Sie werden heute Alles anders finden — und auch ein paar Freunde von uns — eine ganz kleine Gesellschaft —"

„Die ich nicht kenne."

„Der Architekt K.... und der Musiker H... werden Ihnen doch nicht fremd sein?" sagte die Ramberg spitz, indem sie in die Luft sah.

„Und der junge Maler R... gewiß auch nicht," setzte Elsa dringend hinzu. „Er tritt jetzt ganz in die Fußtapfen Lenbachs und Fritz Kaulbachs. — Und was den Hausherrn betrifft, so hatte er sich damals absichtlich so schroff benommen — und es auch gleich darauf bereut — Ihretwegen. Nur der Doctor war ihm äußerst verhaßt — und wie ich jetzt zugeben muß, nicht mit Unrecht."

„Nun —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Er hat sich mit dem Roman sehr bemüht — hat mir, ich geb' es gerne

zu, in böser Zeit einen großen Dienst erwiesen. Und ich wäre ihm auch gewiß dankbar gewesen — aber er wollte sich sofort bezahlt machen."

Sie erhob das Haupt und blickte wegwerfend zur Seite.

„Von wem ist die Rede?" fragte Frau von Ramberg.

„Ach von —" Elsa nannte den Namen.

„Das ist aber doch ein höchst geistvoller Mensch," sagte die Andere sehr bestimmt. „Wie ich höre, lebt er jetzt in Berlin?"

„Ich glaube," warf ich leicht hin, da ich nicht recht wußte, was ich erwidern sollte.

„Also nicht wahr, Sie kommen?" wandte sich jetzt Elsa wieder an mich. „Um drei Uhr. Hetzendorferstraße." Sie fügte die Nummer bei.

Aber ich trug durchaus kein Verlangen, dort zu speisen, und brachte meinen beabsichtigten Besuch in Penzing vor.

„Ach, den können Sie ja inzwischen abthun!"

„Nun ja, aber —"

„Kein aber! Bitte, kommen Sie! Ich hätte Ihnen so Manches zu sagen —"

„Ich kann ja nach Tisch erscheinen."

„Sie würden uns vielleicht nicht antreffen; denn wir fahren wahrscheinlich nach Tisch aus."

„Nun, wenn dieser Herr gar so viele Umstände macht —" sagte Frau von Ramberg und zog die Schultern in die Höhe.

„Nein, nein! Ich habe ihn nun einmal und lasse ihn nicht wieder los. Wer weiß, ob ich ihn sonst jemals wieder sehe, da er ja nicht hier bleibt — und auch ich

schon in den nächsten Tagen abreise. — An die See — oder ins Gebirge," setzte sie mit leiserer Stimme, zu mir gewendet, hinzu. „Ich bin sehr leidend — meine Nerven sind zerrüttet —"

Ich blickte sie an. In der That: der schmerzliche Zug in ihrem Antlitz trat jetzt schärfer hervor und ihr Blick hatte etwas Erloschenes.

„Nun denn," sagte ich, unwillkürlich nachgebend, „ich werde erscheinen."

„Schön!" rief sie. „Und nun machen Sie Ihren Besuch!"

Ich verabschiedete mich von den Frauen und begab mich über den schwankenden Kettensteg nach Penzing. Dort traf ich, wie dies meistens in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, Niemanden von der Familie, die ich wieder sehen wollte, zu Hause. Man hatte vereint für den ganzen Tag einen weiteren Ausflug unternommen.

VIII.

So begab ich mich denn doch zu Dommayer und blieb dort bis hart an drei Uhr sitzen. Endlich betrat ich die Hetzendorferstraße und dachte beim Anblick der neuen schimmernden Villen an die unscheinbare Reihe schlichter, kleiner Landhäuser, welche in früherer Zeit hier gestanden.

An Ort und Stelle angelangt, wurde ich von einem Livreediener in einen großen, ebenerdigen Salon geführt, wo der Hausherr mit sechs männlichen Gästen bereits anwesend war. Ich sah, daß Röber bei meinem Erscheinen

leicht erröthete, und er konnte seine Verlegenheit nicht ganz bemeistern, während er mir mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen schritt.

„Elsa hat mir gesagt, daß wir heute das Vergnügen haben würden, Sie zu empfangen; ich freue mich außerordentlich. Die Damen werden wohl gleich erscheinen; darf ich Sie einstweilen mit diesen Herren bekannt machen?“

Der Architekt, ein behäbiger, jovialer Lebemann und in Folge des feinen Kunstsinnes, den er als Hersteller geschmackvoller Interieurs bewährte, in den vornehmsten Kreisen gesucht und beliebt, war schon auf mich zugekommen und schüttelte mir die Hand, während der Musiker H . . ., ein ergrauter Apostel Richard Wagners, sich mit einem apathischen Kopfnicken begnügte. Der Maler, schlank und blond, der mir blos dem Namen nach bekannt war, verneigte sich mit verbindlicher Schüchternheit wie ein junges Mädchen.

Ganz unbekannt waren mir: Herr Malinsky, Geschäftsfreund Röbers; eine hagere Gestalt mit fast kahl geschorenem Haupte, aber endlos nach rechts und links abstehendem Backenbarte. Sein Antlitz war schlaff und durchfurcht, sein Blick matt und doch durchdringend wie der eines Croupiers. Dann ein schmächtiger Jüngling mit nachlässiger, vornüber gebeugter Haltung, dünner Habichtsnase, ein rundes Stück Glas ins rechte Auge geklemmt. Er wurde mir als Baron Conimor vorgestellt und bemühte sich, verständnißinnig zu lächeln, als ihm mein Name genannt wurde. Dabei sah man ihm die Zuversicht an, daß der Nimbus colossalen Reichthums, der den seinen umstrahlte, keineswegs verfehlen würde, die richtige Wirkung zu thun. Ganz zuletzt tauchte, gewissermaßen wie

aus einem Versteck, ein kleiner dicker Mann mit Säbelbeinen, ungeheurer Stirn und wulstigen Lippen über dem verschwindend kurzen Kinn auf: der Director des neuen Kinderasyles. Er verneigte sich linkisch und sah in seinem zwar ganz neuen, aber sehr schlecht sitzenden schwarzen Anzuge zwischen den in geschmackvolle Sommertracht gekleideten Anwesenden wie ein Leichenbitter aus. Den vornehmsten Eindruck machte Röber. Er war wieder ganz die stramme, tadellose Erscheinung von früher. Sein Scheitel war freilich gelichtet geblieben; aber dieser Mangel ließ die Stirn freier und schöner hervortreten; wie denn überhaupt seine Züge, wie sich nun zeigte, mit den Jahren an Bedeutung gewonnen hatten. Was nicht das Geld vollbringt! dachte ich wieder still bei mir.

Jetzt öffnete sich die Thür und die beiden Damen traten ein. Aller Augen blickten ihnen entgegen und leuchteten, mit Ausnahme der grauen und kalten Röbers, in Bewunderung für die Hausfrau auf.

Elsa sah nun auch wirklich überraschend schön aus, und man kam hier wieder einmal zur Einsicht, welche Rolle die Ankleidekunst im Leben einer verblühenden Frau spielt. Eine knappe, spitzenverbrämte Robe von gelblicher Farbe, herzförmig ausgeschnitten und in der linken Achselgegend mit blassen Rosen geschmückt, zeigte ihren Wuchs in harmonischer Schlankheit; die eben in Mode gekommene schlichte und glatte Haartracht, mit dem kleinen englischen Knoten im Nacken, ließ sie umso jugendlicher erscheinen, als der krankhafte Gesichtsausdruck in diesem Augenblicke gänzlich verschwunden war. Erst jetzt bemerkte ich, daß die Haare einen starken Schimmer ins Rothe aufwiesen, der offenbar künstlich hergestellt war; wie man denn überall die ver-

hüllende, nachbessernde und verschönende Hand wahrnehmen und verfolgen konnte. Dennoch lag über der ganzen Gestalt eine köstliche aromatische Frische, an der man ebenso wenig zweifeln mochte, wie an der Echtheit der Brillant-Boutons, die an den rosigen Ohren der schönen Frau gleich großen Thautropfen funkelten.

Als gerader Gegensatz erschien Frau von Ramberg, obgleich auch sie sich in den Gemächern der Hausfrau mit etwas Reispulver angefrischt und den spärlichen Brauenwuchs über den wasserblauen Augen sorgfältig nachgedunkelt hatte. Ihr Gesicht erwies sich nun ohne Schleier als nicht unhübsch: kleine, gekniffene Züge, denen ein bedeutungsvoller Ausdruck aufgezwungen war. Sie trug das fahlblonde Haar rund abgeschnitten und zu einer kunstvollen Kräuselfülle aufgebauscht, was ihr im Verein mit der stolzen Kopfhaltung und einem schwarz geränderten Kneifer, den sie nunmehr, weiß Gott warum, auf die Stumpfnase gesetzt hatte, fast das Aussehen eines jungen Mannes verlieh; auch der hagere, eckige und von einem übertrieben einfachen Kleide bis an das Kinn hinauf umschlossene Leib stimmte dazu. So hatte denn die ganze Erscheinung etwas Zwiespältiges, das leicht ein Lächeln hätte hervorrufen können, wenn nicht der scharfe, böse Zug um die schmalen Lippen der Dame zur Vorsicht gemahnt haben würde.

Elsa, ein prachtvolles Bouquet von Rosen und Hyacinthen in der Rechten, bot mir mit einem Blick der Befriedigung rasch die Linke zu flüchtigem Drucke. „Schön, daß Sie Wort gehalten haben!" Dann begrüßte sie die Gesammtheit der übrigen Herren mit einer anmuthigen Kopfbewegung und trat auf den Director zu. Dieser sagte

unter zahllosen Bücklingen, er habe seinen Sonntag benützt, um der großherzigen Gönnerin vor der Badereise noch Kunde von ihren lieben Schützlingen zu bringen. Der Herr Gemahl sei so liebenswürdig gewesen und habe ihn aufgefordert, beim Diner zu bleiben.

„Sehr willkommen,“ erwiderte Elsa, deren Züge einen innig ernsten, fast andächtigen Ausdruck angenommen hatten. „Hoffentlich gedeihen die Kleinen und sind zufrieden. Wir wollen bei Tisch weiter davon sprechen.“ Dann wandte sie sich, wie mir schien, mit etwas gezwungener Liebenswürdigkeit an Conimor. „Und Ihnen, Baron Sigi, muß ich sehr danken für das wundervolle Bouquet — sowie für die anderen Blumen, die Sie mir neuerdings haben senden lassen. Es ist sehr lieb von Ihnen — aber was wird Ihr Papa sagen, wenn Sie die Treibhäuser derart plündern? Nicht wahr, Leo?“ Sie blickte nach Röber; dieser aber zuckte blos die Achseln.

„Ach was, Papa!“ lachte Conimor gedehnt. „Der thut's ja selbst — wenn auch mehr im Geheimen.“

„Das muß wahr sein,“ warf der Architekt ein, der als gutmüthiger Spottvogel bekannt war. „Conimor Vater und Sohn ersticken die Frauen Wiens mit Blumen.“

„Nur die schönen, wenn ich bitten darf,“ versetzte der Baron, Elsa, indem er den Kopf leicht hin und her wiegte, mit den Augen verschlingend. „Uebrigens — unsere Gärten vertragen es. Sie wissen doch, daß wir zur Vergrößerung der Anlagen in N . . . wieder einige Joch Terrain erworben haben?“

„Und einen Gartendirector aus England,“ warf der Maler ein.

„Ja — aber auch der leistet nichts Besonderes, nichts

Außergewöhnliches. Rosen — und immer wieder nur Rosen. Das wird am Ende langweilig. Soll Einer einmal eine ganz neue Blume erfinden!"

„Das dürfte freilich schwer halten," sagte der Architekt. „Aber bringen Sie selbst einmal Abwechslung in den Gegenstand. Geben Sie statt der Rosen andere Gewächse, zum Beispiel Passifloren."

Conimor öffnete ein wenig den Mund und sah in die Luft. „Passifloren?"

„Gewiß," fuhr der Andere fort. „Und da ließe sich vielleicht eine ganz neue Spielart zu Wege bringen; die können Sie dann Passiflora Conimor nennen."

„Passiflora Conimor," wiederholte der Baron gedankenlos, denn er starrte wieder nach Elsa, die sich inzwischen von ihm entfernt hatte.

In diesem Augenblicke wurden die Thürflügel des anstoßenden Speisezimmers geöffnet und ein Diener in schwarzem Frack meldete, daß servirt sei.

Elsa schob leicht ihren Arm unter den meinen; Röber führte Frau von Ramberg, die mit dem Director ein Gespräch begonnen hatte, und wir ließen uns Alle an dem Tische nieder, der mit kostbarer Einfachheit gedeckt war: schweres Linnen, schwere Krystallgläser, massives Silber. Keine Blumen (denn wie mir Elsa zuflüsterte, liebte Röber sie nicht auf der Tafel); nur eine alte getriebene Fruchtschüssel, in welcher, von großen Gartenerdbeeren umgeben, eine Ananas goldig erglänzte, hob sich farbig von dem funkelnden und schimmernden Weiß ab. Auch das Diner sprach für den Geschmack der Wirthe: wenige Gänge, aber ausgesuchte, seltene Gerichte; Bordeaux und Champagner.

Elsa saß zwischen mir und dem Director. Dieser hatte gleich nach der Suppe seinen Bericht begonnen, den er, von theilnehmenden Fragen der Hausfrau des öfteren unterbrochen, mit einem salbungsvollen Sermon über den Segen der modernen Humanität schloß. Die Unterhaltung wurde nun allgemein. Conimor gab eine neueste Turfanekdote zum besten. Man kannte sie aber schon und sie fand daher wenig Anklang. Die Künstler sprachen selbstverständlich von Allerlei, das in ihr Fach schlug: der Maler von dem Bismarckbildnisse Lenbachs; der Architekt von einem verfallenen Schlößchen, das ein Graf X in Tirol gekauft habe und dessen Restaurirung demnächst in Angriff genommen werden sollte; der Musiker von der Aufführung des Parsifal, die in Bayreuth bevorstand. Meine Tischnachbarin zur Linken, Frau von Ramberg, gab mir sehr eindringlich ihre Begeisterung für einen norwegischen Dichter zu hören, welcher eben damals mit seinen Dramen Aufsehen erregte, später aber durch Henrik Ibsen vollständig verdrängt wurde. Röber überwachte mit scharfen Blicken den Fortgang des Diners, während er mit dem neben ihm sitzenden Malinsky von Zeit zu Zeit einige vertrauliche Worte wechselte.

Nicht allzu lange dauerte es, so wurde die Tafel aufgehoben und man begab sich, um den Kaffee zu nehmen, in den Salon, da einstimmig erklärt wurde, auf der Terrasse sei es noch zu heiß.

Nachdem der Director seine Tasse und ein Gläschen Chartreuse geleert hatte, bewegte er sich, eine der schweren Cigarren, die Röber seinen Gästen dargereicht, unangezündet zwischen den dicken Fingern, verlegen auf seinem Stuhle hin und her. Endlich erhob er sich und stammelte,

man möge verzeihen, daß er sich leider entfernen müsse. Er habe eine Verabredung mit seiner Frau getroffen, die ihn in Schönbrunn erwarte.

Elsa reichte ihm sehr freundlich die Hand, die er unterthänig an die wulstigen Lippen drückte. Wie schön, wie weiß war jetzt — ich hatte sie schon bei Tisch bewundert — diese Hand, an deren schlankem Goldfinger ein prachtvoller Saphir glänzte.

„Ich hoffe, vor meiner Abreise Ihre Zöglinge noch persönlich aufsuchen zu können; wenn nicht, so erhalten Sie jedenfalls das Bewußte zugesendet.“

Kaum war der Director, der sich in der Nähe der Thür noch einmal mit einem tiefen Knix umgewendet hatte, wobei er nach Weiberart an seine langen Rockschöße griff, verschwunden, als sich auch Röber erhob.

„Ich muß ebenfalls aufbrechen,“ sagte er, „und kann nur bedauern, die Gegenwart so angenehmer Gäste nicht länger genießen zu können.“

Man sah, wie Elsa erbleichend zusammen zuckte. „Wie?“ fragte sie mit gepreßter Stimme, „Du willst fort? Du hast doch versprochen, den Abend hier zuzubringen — endlich ein Mal,“ setzte sie leiser hinzu.

„Ja, ich habe es versprochen,“ erwiderte er kalt. „Aber ich kann mein Versprechen nicht halten. Eine wichtige Angelegenheit zwingt mich, nach der Stadt zu fahren.“

„Heute? An einem Sonntag?“ fragte Frau von Ramberg spitz.

„Meine Angelegenheiten kennen keinen Sonntag, gnädige Frau.“ Dann wandte er sich zu Elsa. „Malinsky wird es Dir bestätigen; er kommt mit mir.“

„Allerdings," sagte dieser, indem er seine durchfurchte Stirn noch mehr in horizontale Falten legte. „Es geht nicht anders, Verehrte." Er erhob sich zum Abschied.

Elsa schien ihn gar nicht gehört zu haben.

„Geh' nur, geh'!" sagte sie, das Haupt zurückwerfend, heftig zu Röber. „Wir können auch ohne Dich ausfahren."

„Gewiß," erwiderte er mit einem harten Blicke; „Du wirst mit Conimor fahren."

„Nun, wenn Du es durchaus willst —" versetzte sie, nervös erbebend, und sah ihn mit weit geöffneten Augen an.

„Ja, ja!" rief der Baron vergnügt; „wir fahren mit einander! Mein Fiaker hat heute ein ganz neues Zeug'l — famos!"

Elsa achtete nicht darauf. „Und wann kommst Du zurück?" fragte sie, schwer athmend.

„Das weiß ich nicht. Es dürfte spät werden, und da übernachte ich besser gleich in der Stadt."

Nachdem er dies in eisigem Tone gesprochen hatte, verbeugte er sich nach rechts und links; dann trat er, wie sich besinnend, an mich heran und reichte mir mit einem Anfluge seines früheren Hochmuthes die Hand. „Ich hoffe, Sie wohl noch ein ander Mal zu sehen."

Als er sich mit Malinsky entfernt hatte, trat eine peinliche Stille ein. Man sah, in welcher Gemüthsverfassung sich Elsa befand, und war in Verlegenheit, wie man darüber hinweg kommen sollte. Selbst der joviale Architekt wußte sich nicht zu helfen; er trommelte auf den Scheiben der Glasthür, die auf die Terrasse führte, während

Frau von Ramberg ihren sichtlichen Aerger hinter einem Zeitungsblatt verbarg, das sie zur Hand nahm. Der Maler aber näherte sich betrachtend den Bildern, die an den Wänden hingen; darunter auch eine arg verstrichene Farbenskizze von Makart, welche die Hausfrau in einem ungeheuren Rembrandthute vorstellte. Zuletzt vertiefte er sich sehr angelegentlich in einen ganz kleinen Pettenkofen, der in der Nähe eines Fensters angebracht war. Nur Conimor kam nicht aus dem Gleichgewichte. Er goß sich höchst munter ein zweites Glas Chartreuse ein und vertauschte seine Cigarre, die er in den Aschenbecher warf, mit einer zarten Papyros.

„Wie heiß es hier ist!“ rief Elsa plötzlich, indem sie ihren Fächer heftig auseinander schwirren ließ.

„Soll ich die Thür öffnen?“ fragte der Architekt.

„Bitte!“

Er that es. Die Luft, die herein drang, war allerdings noch von der Nachmittagssonne durchglüht; aber ihr würziger Hauch erquickte doch und vertheilte sich wohlthuend in dem raucherfüllten Raume.

Man athmete freier auf, und auch Elsa schien sich allmälig zu fassen.

„Lieber H....,“ sagte jetzt Frau von Ramberg herablassend zu dem Musiker, der inzwischen regungslos dagesessen hatte, „Sie haben bei Tisch von der neuesten Schöpfung Wagners gesprochen. Sie kennen dieselbe gewiß schon — wenigstens zum Theil. Können Sie uns nichts daraus vorspielen?“

„Den Anfang, wenn Sie wollen,“ erwiderte der Gefragte trocken.

„O ja! Wir bitten darum!“ rief Elsa aus ihren

Gedanken heraus. „Nicht wahr?“ wendete sie sich fragend an mich; sie hatte sich offenbar erst jetzt wieder auf meine Anwesenheit besonnen.

Der Musiker erhob sich, trat an den Stutzflügel, der in der Nähe der Gartenthür stand, und öffnete ihn, während Alles Platz nahm.

Jetzt begann er zu spielen. In feierlichen, vibrirenden Schwingungen, sofort an die Eigenart ihres Urhebers mahnend, quollen die Töne auf.

Der Architekt, wie um gesammelter zuzuhören, schloß die Augen; der Maler drehte, etwas zerstreut, die Enden seines feinen blonden Schnurrbärtchens; Conimor, die Hände in den Hosentaschen, öffnete den Mund, Frau von Ramberg hatte sich neben Elsa gesetzt und lauschte mit zurückgeworfenem Haupte und übereinander geschlagenen Beinen. Elsa blickte starr vor sich hin; von Zeit zu Zeit schien ein leichter Schauder durch ihren Körper zu gehen.

Das Spiel war zu Ende und tiefe Stille trat ein. Der Architekt fuhr empor; man merkte, daß er geschlummert hatte. Endlich sprach Frau von Ramberg: „Großartig! Erhaben!“

„Das eigentlichste Werk des Meisters, eine Offenbarung,“ bekräftigte H .... barsch.

„Hm — ja,“ sagte Conimor, indem er aufstand und näher trat. „Aber was Sie letzthin gespielt haben, hat mir noch viel besser gefallen. Sie wissen, das Stück da — aus Tristan und Isolde —“

„Isoldens Liebestod,“ versetzte der Musiker kurz, ohne ihn anzusehen.

„Ach ja, Isoldens Liebestod!“ rief Elsa hastig. „Er ist wundervoll! Spielen Sie ihn doch!“

„Wird es Sie nicht zu sehr angreifen, meine Liebe?“ fragte die Ramberg mit gedämpfter Stimme. „Ich fürchte —“

„Ach nein, nein! Es thut nichts! Bitte, liebster H....!“

Dieser legte wieder die langen, vertrockneten Finger auf die Tasten, während sich Conimor auf ein kleines Tabouret niederließ, das zufällig ganz nahe hinter dem Fauteuil Elsa's stand.

So trat denn neuerdings erwartungsvolles Schweigen ein, und bald darauf entwickelte sich aus glau in einander zitternden Klangwellen heraus, in allmäligen, grausam wollüstigen, immer wieder in sich zurücksinkenden Steigerungen, der gewaltsamste Angriff auf die menschlichen Nerven, den die Tonkunst kennt. Die Wirkung war auch hier eine geradezu körperliche: Jeder fühlte sich in seiner Weise gepackt, überwältigt, gepeinigt, entzückt, aufgelöst. Selbst Frau von Ramberg konnte ihre Würde nicht behaupten; sie fing an, sich auf ihrem Sitze wie eine Schlange zu winden. Elsa lag weit zurückgelehnt in dem niederen Fauteuil, ohne zu merken, daß ihr Haar den Arm Conimors berührte, den dieser auf die Lehne gelegt hatte. Sie war bleich und ein hastiges, gleichmäßiges Zucken erschütterte ihren Leib. Plötzlich stieß sie einen durchdringenden Schrei aus.

Alles sprang erschrocken auf; nur der Musiker blieb ruhig sitzen, die Finger auf den Tasten.

„Ich hab' es ja gewußt!“ rief Frau von Ramberg,

mehr erzürnt als besorgt, indem sie mit ihrer dürren Hand über die Stirn Elsa's strich.

Diese sah aus wie eine Todte, ihr Blick war gebrochen. Dennoch erhob sie sich, mühsam nach Athem ringend, nahm den Arm der Dame und wankte, auf der anderen Seite von Conimor unterstützt, aus dem Salon. Man hörte, wie sie draußen in ein krampfhaftes Weinen ausbrach.

„Schöne Bescherung!" sagte der Architekt nach einer Pause. Dann sich zu H.... wendend: „Da haben Sie die Wirkungen der Wagner'schen Musik."

„Was kann Wagner dafür, daß die Leute krank sind," versetzte der Andere phlegmatisch.

„Wie aber stünd' es um ihn, wenn sie's nicht wären?"

„Sie sind jedenfalls gesund," sagte H...., indem er aufstand und ihm einen leichten Schlag auf den wohlgenährten Leib versetzte. Dann sah er nach der Uhr. „Schon sechs. Ich muß nach Lainz hinüber. Adieu." Er verbeugte sich nachlässig und ging.

„Alter Musikbär!" brummte der Architekt und folgte dem Maler und mir über die Terrasse in den Garten, wo wir ziemlich einsilbig das blumige Rondell des Vorplatzes umschritten. Draußen, hart am Gitter, im Schatten überhängender Zweige, stand der Fiaker Conimors; in der That ein sehr „fesches Zeug", dessen Lenker, auf dem Kutschbock ausgestreckt, den Schlaf des Gerechten schlief.

Jetzt kam der Baron zurück und gesellte sich zu uns. Wir sahen ihn fragend an.

„Ich weiß nichts," sagte er, die Achseln zuckend.

„Sie hat sich mit Frau von Ramberg auf ihr Zimmer begeben.“

Es dauerte nicht lange, so erschien diese auf der Terrasse und schritt uns, sichtlich erregt, mit wichtiger Miene entgegen.

„Die Frau des Hauses ist noch immer nicht wohl,“ sagte sie.

„Doch nichts Gefährliches?“ forschte Conimor angelegentlich.

„Ich hoffe nicht. Jedenfalls aber kann sie sich heute nicht mehr zeigen. Die Herren wollen sich also in ihren weiteren Plänen für den Abend nicht stören lassen. Sie aber, Baron Sigi, fahren sofort nach der Stadt zu Doctor Breuer, auf daß er, wenn möglich, noch heute herauskommt.“

„Soll geschehen,“ versetzte Conimor, näherte sich dem Gitter und rief den Kutscher an. Er mußte es noch zweimal thun, bis dieser emporschrak, schlaftrunken um sich blickte und, endlich die Sachlage begreifend, beim Thore der Villa vorfuhr.

„Und was thun wir?“ wandte sich der Architekt an den Maler.

Dieser blickte unschlüssig vor sich hin.

„Wenn die Herren wollen, nehme ich Sie mit,“ sagte Conimor mit einer einladenden Armbewegung.

„Ja, haben wir denn alle Drei Platz?“ fragte der umfangreiche Baukünstler mit einem Blick nach dem zierlichen Gefährt.

„Ach was, wir nehmen den Baron auf den Schooß!“ erklärte der Maler.

Die Herren stiegen ein.

Nachdem der Wagen fortgerollt war, sah mich Frau von Ramberg von der Seite an und fragte: „Sie kennen Elsa schon lange?“

„Allerdings — ziemlich lange.“

„Und auch, wie sie mir selbst gesagt hat, ihre früheren Verhältnisse. Da werden Sie sich wohl manches von Dem erklären können, was Sie heute wahrgenommen.“ Sie erwartete, daß ich Etwas darauf sagen würde. Da dies aber nicht geschah, fuhr sie fort: „Das ist die Folge, wenn man einem Manne Alles opfert. Offen gestanden, habe ich Elsa, nachdem ich ihren Roman gelesen, für eine weitaus bedeutendere Frau gehalten. Sie ist doch nur eine beschränkte, weichmüthige Wienernatur und brachte es nicht einmal dahin, daß Röber sie geheirathet hat. — Ich glaube, sie wollte Ihnen Eröffnungen machen und Ihren Rath erbitten,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, offenbar ärgerlich über mein andauerndes Schweigen, das ihr gewiß sehr einfältig erschien. „Aber da ist nicht zu rathen und nicht zu helfen. Er liebt sie eben nicht mehr. Auch sonst ist die Arme sehr übel daran. Sie hat nämlich in letzter Zeit öfter derlei Anfälle, und die Aerzte verstehen ihren Zustand gar nicht, wenn sie ihr Bewegung verordnen. Ich halte das Ganze für den Beginn einer höchst traurigen Frauenkrankheit.“

Mit diesem kategorischen Ausspruch zog sie das Kinn zu kurzem Gruß an und entließ mich.

Ich aber trat in den lauen, dämmerigen Abend hinaus. Auf dem Hietzinger Platze wimmelte es von Menschen und Fuhrwerken aller Art, welche bereits sammt und sonders der Stadt zustrebten, während bei Dommayer lustige Musik erklang und immer neue Schaaren von Besuchern den

Schönbrunner Park verließen. Mitten in diesem bunten Gewoge schritt auch ich jetzt, meinen Gedanken nachhängend, dahin.

* * *

Als ich mich im Laufe der nächsten Tage, meinen Besuch in Penzing erledigend, nach dem Befinden Elsa's erkundigte, erhielt ich in der Villa den Bescheid, daß sie auf dringendes Anrathen der Aerzte eine alt bewährte Wasser-Heilanstalt aufgesucht habe.

IX.

Die Zeit meiner Abreise war heran gerückt. Bevor ich meine Vaterstadt vielleicht auf lange wieder verließ, wollte ich noch eine stille Stunde der Gemäldegalerie im Belvedere weihen. Konnte es doch das letzte Mal sein, daß ich diese Kunstschätze an dem stimmungsvollen Orte sah, wo ich sie seit meiner Jugend zu betrachten und zu bewundern gewohnt war.

Die Ausführung dieses Vorhabens wurde durch mehrfache Umstände bis knapp vor dem Tage verzögert, den ich mir zur Reise festgesetzt hatte, und selbst da kam noch allerlei Störendes dazwischen, so daß es bereits zwei Uhr war, als ich mich, an den wohlbekannten Taxushecken und den steinernen Sphinxen vorübereilend, dem ehemaligen Sommerpalaste des Prinzen Eugen näherte. Das Wetter war dem Unternehmen nicht sehr günstig: ein düsterer, bedeckter Himmel, der sich hin und wieder aufhellte, um

gleich wieder regendrohend sich zu verfinstern. So fehlte denn, als ich die weiten Säle betrat, der verklärende Sonnenschein, welcher, wenn auch in Einzelnem zuweilen störend, die Gesammtheit der Bilder sofort dem Auge und Herzen näher bringt. Zudem waren unvermuthet viele Besucher da; die Mehrzahl rothe Bädeker in den Händen. Was mich aber am meisten störte, war die Unzahl von copirenden Malern und Malerinnen. Sie saßen nur so in Reihen hinter einander, jeder und jede noch ein paar neugierige Zuseher im Rücken oder zur Seite. Ich konnte die richtige Stimmung nicht finden und ging zerstreuten Sinnes an den herrlichen Meisterwerken hin. Dieser leere, unbefriedigte Zustand wurde aber mit einem Mal zu einem grimmigen Mißbehagen, als ich im Rubenssaale mit einem Herrn zusammen stieß, dem ich, und besonders heute, lieber eine Meile weit aus dem Wege gegangen wäre. Es war ein sogenannter „Amateur“, ein sonst ganz unbeschäftigter, ziemlich wohlhabender Mann, der in allen Ateliers herum schnüffelte, auf jeder Auction anzutreffen war und, wie sich von selbst versteht, eine kleine Privatgalerie sammt einer werthvollen Antiquitätensammlung besaß. Sein selbstbewußtes Wesen, seine rechthaberischen, oft sehr schiefen Kunsturtheile waren sprichwörtlich geworden, und die Maler behaupteten, er verstehe von Bildern so viel oder so wenig wie ein Schuhflicker. Das war nun freilich übertrieben; denn wiewohl er nach jeder Richtung hin Aussprüche that, die von dünkelhafter Halbbildung strotzten, so konnte man doch nicht leugnen, daß er, wie alle solche Menschen, die Gabe besaß, an jeder Leistung sofort die schwachen Seiten herauszufinden. Und wie in der Kunst, so auch im Leben. Ein aufdringlicher Gesellschafter, wußte er sich in alle

Kreise Eintritt zu verschaffen; man duldete ihn als eine Art nothwendigen Uebels und bespöttelte seine böse Zunge mehr, als man sie fürchtete, da er oft genug über ganz harmlose Persönlichkeiten die ungeheuerlichsten Dinge vorbrachte. Dennoch wußte er sehr genau, wo jeden Einzelnen der Schuh drückte, und die verborgensten und verschwiegensten Verhältnisse waren für ihn nicht selten ein offenes Buch, in welchem er mit Behagen las.

Ich wollte anfangs Miene machen, ihn nicht sofort zu erkennen, dann aber mich mit einer verbindlichen Geberde schweigend an ihm vorbei drücken. Er jedoch that sehr erfreut, faßte mich unter dem Arm, fragte mich, wie es mir gehe, wie lange ich schon in Wien sei — und so weiter. Meine neueste Dichtung habe er gelesen, sich aber leider mit dem Sujet nicht befreunden können; jedenfalls sollte ich mehr — viel mehr schreiben. Dann kam er auf die neuen Museen zu sprechen, welche er in der Hauptsache für ganz verfehlt erklärte — und schloß endlich damit, daß er hier Rafaels Madonna im Grünen en miniature copiren lasse. Und zwar von einem Aquarellisten, der in dieser Hinsicht eine ganz neue Methode erfunden habe. Er führte mich auch zu dem betreffenden Künstler, einem schon sehr bejahrten Herrn, der, eine eigenthümlich construirte Brille auf der Nase, ruhig hinter seiner Tafel saß. Die fast vollendete Arbeit nahm sich in der That sehr schön und erfreulich aus; der Mäcen lobte sie auch, hielt jedoch mit wohlwollenden Ausstellungen keineswegs zurück. Ganz unerträglich jedoch benahm er sich einem jüngeren Maler gegenüber, welcher, wie sich herausstellte, Moretto's Santa Justina im Auftrage des Münchener Grafen Schack copirte. Nicht genug, daß er dicht hinter

den emsig Arbeitenden trat und, bald das Original, bald die Copie betrachtend, vor allen Anwesenden mißbilligend den Kopf schüttelte: er wies auch mit ausgestrecktem Zeigefinger auf die Fehler hin, welche seiner Meinung nach bei der Nachbildung begangen wurden; so daß der Künstler endlich sich unwillig halb erhob und den unberufenen Kritiker mit zornfunkelnden Augen herausfordernd ansah.

Ich hielt es nicht länger aus und wollte, mich empfehlend, die Galerie verlassen, die mir nun doch schon verleidet war.

„Warten Sie; ich gehe gleich mit Ihnen," sagte er und hängte sich wieder an meinen Arm.

Er hatte unten einen Einspänner stehen und bot mir einen Platz an. Ich wollte ablehnen; aber er nöthigte mich einzusteigen. „Fahren Sie wenigstens ein Stück Weges mit; warum wollen Sie denn die lange Heugasse zu Fuß zurücklegen?"

Als wir in dem engen Gefährt saßen, fragte er mich, wohin ich denn eigentlich wolle? Ich antwortete, daß ich jetzt essen gehen würde. Wohin? Er speise in der Stadt Frankfurt; ich solle mitkommen. Nein; das sei mir zu entlegen; ich wolle überhaupt nicht nach der Stadt. Wohin ich mich also begeben würde? Ich nannte ein in der Nähe befindliches Hotel, das mir gerade einfiel. „Hotel Victoria? Schön, ich kann auch dort speisen und leiste Ihnen Gesellschaft." Er rief dem Kutscher zu, nach dem bezeichneten Orte zu fahren.

Da es inzwischen ein wenig geregnet hatte und sich der Tag überhaupt empfindlich kühl anließ, so vermieden wir, uns in den schönen Garten zu setzen, der das Hotel auszeichnet, und begaben uns in den Speisesal, der, wie

meistens um diese Stunde, ganz unbesucht war. Wir bestellten unser Essen, das ich meinerseits in der aufgezwungenen Gesellschaft mit verbissenem Ingrimm hinunter würgte.

Man hatte uns schon den Kaffee gebracht, als plötzlich draußen im Garten ein auffallend vornehmes Paar erschien; ein Herr und eine Dame, in welch ersterem ich sofort Röber erkannte. Die Beiden schienen unter sich uneins, ob sie im Freien bleiben oder den Saal aufsuchen sollten. Endlich gab die Dame kurzweg den Ausschlag, indem sie sich rasch an einem kleinen Tische niederließ, welcher, von einigen Oleanderstöcken umgeben, ziemlich geschützt in der Nähe der Saalfenster stand.

Mein Begleiter hatte die Ankömmlinge ebenfalls wahrgenommen und rief: „Oho! Wie kommen Die daher? Gewiß nur, weil sie anderswo fürchten müßten, gesehen zu werden."

„Kennen Sie die Leute?" fragte ich hinausblickend. Wir saßen an der Rückwand des nicht sehr breiten Saales in einer Art Nische, wo man uns nicht leicht wahrnehmen konnte.

„Ob ich sie kenne!" erwiderte er, sich behaglich zurücklehnend. „Das ist ja dieser Röber, der in letzter Zeit so viel Geld macht."

„Ich glaube, ich bin einmal irgendwo flüchtig mit ihm zusammen getroffen. Und ist die Dame seine Frau?"

„Seine Geliebte. Die gewesene Frau eines Börsensensals, der sich ihretwegen erschossen hat. Eine Jüdin. Sie war einmal unvergleichlich schön, wie man noch jetzt bemerken kann."

Ihre Schönheit war mir allerdings sofort aufgefallen,

und gerade in diesem Augenblick zeigte sie mit einer Kopfwendung ihr ungemein interessantes Profil: edelste, orientalische Züge, fast blutlos bleich; aus dem kleinen weißen Capotehütchen, das sie trug, drängte sich rückwärts, in kaum zu bändigender Fülle, ein Wust von glanzlosen dunkelschwarzen Haaren hervor.

„Eine höchst gefährliche Person,“ fuhr mein Nachbar fort. „Herzlos, mit einem kalten, messerscharfen Verstande. Dabei bizarr, phantastisch, abenteuerlich. Eine unmögliche Zusammenstelluug, werden Sie sagen — und doch ist es so.“

„Sie scheinen sehr genau unterrichtet zu sein.“

„Mein Gott, ich verkehre ja mit aller Welt und habe sie schon gekannt, da sie noch ein ganz junges Mädchen war. Bereits damals zeigte sich, was sie werden würde: ein Irrlicht, das nicht zu haschen, ein Mühlstein, der nicht abzuschütteln ist. Sie hätte inzwischen schon einen Fürsten B . . . heirathen sollen, und nur durch die größten Geldopfer von Seiten der Familie ist die Sache rückgängig geworden.“

„Sie besitzt also Vermögen?“

Er lachte laut auf. „Vermögen? Schulden! Denn es ist nicht anzunehmen, daß ihr neuer Verehrer dieselben vollständig gezahlt hat. Sie ist nämlich eine notorische Verschwenderin — und zwar in einer Art und Weise, die eigentlich schon ans Wahnwitzige streift. Das pflegt immer der Fall zu sein, wenn der semitische Geiz einmal ins Gegentheil umschlägt. In ihrer Hand würden Millionen zerrinnen. Was sie jetzt Herrn Röber kosten mag, läßt sich gar nicht beurtheilen.“

„Aber ist er denn selbst so ungewöhnlich reich,“ fragte ich, „daß er —“

„Reich! Er hat mit Lieferungen in die unteren Donauländer reichlichen Gewinn erzielt. Seit einiger Zeit operirt er mit einem gewissen Malinsky, einem wahren Gauner, an der Börse. Bis jetzt allerdings mit fabelhaftem Glücke. Wie lange es noch so fortgehen wird, ist die Frage. Er soll übrigens auch noch eine alte Geliebte in seiner Villa in Hietzing bei sich haben. Eine Art Schriftstellerin. — Wissen Sie davon nichts?“ fragte er plötzlich argwöhnisch.

„Nein,“ erwiderte ich trocken und machte Anstalten, meine Zeche zu begleichen. Denn ich glaubte zu bemerken, daß man draußen, während zwei Kellner mit unterwürfiger Dienstbeflissenheit ein ausgesuchtes Diner zu serviren begannen, auf uns aufmerksam geworden war.

„Sie wollen schon gehen?“ fragte mein Begleiter.

„Ja; ich muß nach Hause. Ich habe noch allerlei zu ordnen und zu packen, denn ich reise morgen von hier ab.“

Ich hatte gefürchtet, er würde sich mir wieder anschließen, vielleicht gar in meiner Wohnung eine zweite Cigarre rauchen wollen. Aber er regte sich nicht und sah mich ganz gleichgiltig an.

„So? Sie reisen morgen?“ sagte er gedehnt. „Nun, dann Gott befohlen! Ich bleibe noch ein wenig. Es macht mir Vergnügen, das Pärchen da draußen zu beobachten. Es sitzt sich hier wie in einer Loge.“

Wir reichten einander flüchtig die Hände, und ich entfernte mich, nachdem ich noch einen Blick auf Röber und seine neue Geliebte geworfen hatte, welche eben bemüht war, mit einem kurzen Messer, das sie in der beringten Hand hielt, eine Krebsscheere zu öffnen.

Noch den ganzen Abend beschäftigte dieses unvermuthete Zusammentreffen meine Gedanken, und als ich am nächsten Morgen, bei strömendem Regen, im Eisenbahnzuge durch die melancholischen Praterauen fuhr, da kam auch am Fuße des Kahlen- und Leopoldsberges für einen Augenblick der stattliche Vorort in Sicht, wo sich für die schöne Frau Stadler der Schicksalsknoten geschürzt hatte. „Wie wird es enden?“ dachte ich, während jetzt der Zug mit beschleunigtem Laufe und schrillem Pfeifen in die weite, trostlose Ebene hinein dampfte . . . .

* *
*

Es endete nur zu bald — und traurig. Was ich darüber zufällig und absichtlich in Erfahrung gebracht, kann hier in Kürze erzählt werden.

Das Glück war Röbern nicht treu geblieben. Er verlor, verlor Alles, was er gewonnen — und noch mehr. Aber er hatte, um sich aufrecht zu erhalten, in letzter Zeit auch nach anvertrauten Geldern gegriffen: drei namhafte Beträge waren sofort zu ersetzen, wofern er nicht den Gerichten verfallen wollte. Woher aber die nöthige Summe nehmen? Elsa brachte sie zu Stande: sie ging — ob nun gezwungen, oder aus eigenem Antriebe — Conimor darum an. Und dieser erfüllte ihr Begehren. Er hatte gerade die Nacht zuvor im Wiener-Club an einen hohen Aristokraten zweimal hunderttausend Gulden im Spiel verloren; was lag daran, wenn Papa noch ein Sümmchen darauf legte, das doch kaum zur Hälfte jenes Verlustes hinan reichte? Er konnte es ja wieder herein bringen. Elsa erhielt also das Geld und gab es Röbern. Dieser nahm

es — und verschwand, ohne seine Verpflichtungen zu erfüllen. Mit ihm die neue Geliebte. Es mußte Alles von langer Hand vorbereitet gewesen sein; denn sie waren spurlos entkommen. Wie man annahm nach Amerika; und in der That liefen zwei Jahre später von dorther Briefe und Geldsendungen an die Verlusttragenden ein.

Was aber hätte die arme Verlassene damals thun sollen? Die Villa war mit Beschlag belegt worden; ihr selbst standen peinliche Vernehmungen — vielleicht noch Aergeres bevor, da man anfänglich nicht umhin konnte, sie als die Mitwisserin jener sträflichen Vorgänge anzusehen. Sie nahm also zu dem Mittel ihre Zuflucht, das sie schon lange vorher zur Beschwichtigung körperlicher Schmerzen in Anwendung gebracht, und welches sie jetzt rasch und mit einem Mal von allen Leiden befreien sollte. Sie vergiftete sich mit Morphin.

Und was würde Frauenlob gesagt haben, wenn er diesen vollwichtigen Triumph seiner Vorhersagungen noch erlebt hätte?! Aber er war vor Elsa zu Grabe gegangen. Ein Lungenübel, zu dem er seit jeher veranlagt gewesen, hatte sich in Berlin, wo er kümmerliche Tage fristete, rasch entwickelt und ihn dahin gerafft, ehe ihm noch die viel gepriesene Heilkraft der Koch'schen Lymphe eine trügerische Hoffnung hätte gewähren können.

Schloß Kostenitz.

I.

In der Nähe eines Grenzgebirges, dessen westliche Ausläufer sich dicht bewaldet ins flache Land erstrecken, liegt auf mäßiger Höhe ein weit ausblickendes Schloß, das sich im Laufe der letzten Jahrzehnte nicht allzu freundlich von dem Hintergrunde dunkler Tannen abgehoben hatte. Denn die Mauern waren verwittert, die Fensterläden geschlossen, und um das schweigende Portal wehte der Hauch der Verödung. Unten aber dehnte sich die Ebene aus, damals wie heute, ein sonniges Bild regen, werkthätigen Lebens. Hart am Fuße des Abhanges ein stattlicher Marktflecken, in dessen Umkreise der schwarze Diamant, die Steinkohle, geschürft und auf unübersehbaren Feldern, von nur schmalen Strichen Kornes eingerahmt, die gelb blühende Oelpflanze und die zuckerspendende Rübe gebaut wurden. Dazwischen, weithin zerstreut, einzelne Schachte und Fabrikgebäude, gegen deren geschwärzte Mauern und qualmende Schlote sich hier und dort ein hellschimmerndes Landhaus um so lieblicher ausnahm. Von dort herauf erklang tagsüber, bald lauter, bald gedämpfter, das Gepolter der Maschinen, das Brausen der Dampfkessel, der gellende Schall der Werkglocken — und verzitterte in den Wipfeln des Schloßparkes, wo auf dem verschlam-

menden, von Wasserrosen überdeckten Teiche ein einsamer Schwan die stillen Kreise zog. —

Im Frühling des Jahres 1849 jedoch hatte dieser verlassene Herrensitz einen noch ganz freundlichen Anblick dargeboten. Auch war gerade in jener Zeit eine Anzahl von Arbeitern erschienen, um das Schloß, welches von seinem damaligen Besitzer, dem Freiherrn von Günthersheim, bis jetzt nur im Sommer benützt worden war, zu dauerndem Aufenthalte in Stand zu setzen. Und bald konnte man auch in der Umgegend die Kunde vernehmen, daß der Freiherr des hohen Staatsamtes, das er bekleidete, enthoben worden sei und sich nunmehr mit seiner Gemahlin für immer hieher zurückzuziehen gedenke. In der That kam eines Abends — zu Anfang des Juni — auf der staubigen Landstraße ein mächtiger, mit Postpferden bespannter Reisewagen in Sicht, welchen in früherer Zeit schwarzbefrackte Honoratioren und weißgekleidete Mädchen mit Blumensträußen in den Händen würden erwartet haben; der aber jetzt, wo die verbrausten Stürme des Revolutionsjahres noch überall zerstörte und unklare Verhältnisse zurück gelassen hatten, blos der Gegenstand einer halb flüchtigen, halb befangenen Neugier war. So geschah es, daß der Freiherr, als er mit seiner Gemahlin, einer noch jungen, leicht verschleierten Dame, unter dem Portal aus dem Wagen stieg, blos von seinem Verwalter und einigen Nebenbediensteten empfangen wurde. Später jedoch kam es in der Gaststube des Goldenen Löwen, wo sich die hervorragendsten Bürger und Ansassen des Ortes allabendlich einzufinden pflegten, zu einer lebhaften Debatte über die Frage, ob man dem Schloßherrn, wiewohl derselbe nunmehr alle feudalen Hoheitsrechte eingebüßt habe, nicht

doch eine Ovation hätte darbringen sollen. Denn es unterlag keinem Zweifel, daß er nur seinen liberalen Anschauungen, die er bekanntermaßen schon im Vormärz bethätigt hatte, bei dem abermaligen Umschwung der Dinge zum Opfer gefallen sei. Und in dieser Hinsicht verdiene er jedenfalls die hochachtende Anerkennung, das verständnisvolle Bedauern aufgeklärter und nach wie vor freiheitlich gesinnter Männer. Eine direkte Kundgebung, das müsse man nachträglich erkennen, wäre allerdings bei dem reaktionären Drucke, der gegenwärtig selbst auf dem platten Lande geübt werde und sich durch verschärfte Polizeimaßregeln jeder Art bemerkbar mache, nicht wohl thunlich gewesen, keineswegs aber könne es verargt, oder gar verwehrt werden, daß man von Seiten der Bürgerschaft dem Gutsbesitzer, zu welchem man seit Jahren in einem weitverzweigten Pachtverhältnisse gestanden und noch stehe, einen Höflichkeitsbesuch abstatte. Dabei wäre man ja recht wohl im Stande, die eigentliche Absicht sub rosa kundzugeben, und somit sei auch dann jede Versäumniß — wenn eine solche vorliege — wieder gut gemacht. Diese Anschauung, obgleich einige Aengstliche und Gleichgiltige dagegen sprachen, wurde endlich mit Stimmenmehrheit zum Beschlusse erhoben, worauf man daran ging, die Mitglieder der beabsichtigten Deputation und deren Führer zu wählen.

Als dem Freiherrn am nächsten Vormittage das Erscheinen der Abgeordneten gemeldet wurde, war er eben beschäftigt, in seinem Arbeitszimmer — einem hochgelegenen Gemache mit weiter Fernsicht — einige nothwendige Einrichtungen zu treffen, und schien von der ihm zugedachten Ehre keineswegs freudig überrascht zu sein; denn ein Schatten von Mißmuth überflog sein Antlitz. Da es aber

nicht anging, die Leute, welche sich draußen durch anspruchsvolles Räuspern und Scharren mit den Füßen bemerkbar machten, unter irgend einem Vorwande abzuweisen, so ließ er sie, indem er eine wohlwollende Miene annahm, ohne weiteres eintreten. Er ging ihnen einige Schritte entgegen, hörte die Rede des Sprechers, der ein kleiner, beleibter Mann war, in vorgebeugter Haltung an, erröthete flüchtig bei einigen bedeutungsvollen Stellen und dankte schließlich mit etwas leiser, aber klarer und eindringlicher Stimme für die wohlwollenden Gesinnungen seiner Mitbürger. Sie zu rechtfertigen, vermöge er leider nicht mehr; überhaupt bleibe jetzt dem Einzelnen sowohl wie der Gesammtheit nichts Anderes übrig, als sich in schweigender Ergebung zu fassen. Hierauf reichte er dem Führer die Hand zum Abschiede und geleitete die unter Bücklingen sich Entfernenden bis zur Thür. Allein geblieben, trat er langsam an ein Fenster und blickte gedankenvoll in den leuchtenden Tag hinaus. Der unvermuthete, wenn auch an sich ganz bedeutungslose Zwischenfall hatte doch, indem er Erinnerungen weckte, lebhaft auf ihn gewirkt. Und wie da draußen am Horizont weiße, schimmernde Wolkenmassen emportauchten: so tauchte im Geiste des verabschiedeten Staatsmannes die Vergangenheit auf . . . . .

Der Freiherr von Günthersheim war nicht von altem Adel. Sein Großvater, einem bürgerlichen Geschlechte entstammend, war unter der Regierung Maria Theresia's mit bescheidenen Anfängen in Staatsdienste getreten und hatte sich im Verlauf der Jahre dem Kanzler Kaunitz derart verwendbar erwiesen, daß er während der Josephinischen Aera zu immer höheren Aemtern emporstieg. Sein Sohn betrat unter dem folgenden Herrscher die gleiche Laufbahn

und wurde später ob seiner Verdienste zur Zeit der französischen Invasion vom Kaiser Franz in den Freiherrnstand erhoben, welcher Auszeichnung er durch den Erwerb einer Herrschaft in Böhmen, die er von einem tief verschuldeten Cavalier unter sehr günstigen Bedingungen übernahm, auch eine reale Grundlage zu verleihen wußte. Dem Enkel war somit vorweg eine glänzende Zukunft eröffnet. Ursprünglich zur diplomatischen Carrière bestimmt, wurde er als noch ganz junger Mann während des Wiener Congresses in der Staatskanzlei verwendet, wo er durch seine Fähigkeiten und seine erstaunliche Arbeitskraft die Aufmerksamkeit Metternich's erregte. Der Fürst zog ihn nunmehr näher an sich heran, konnte ihn jedoch von der Richtigkeit des Regierungssystems, das jetzt in Oesterreich mehr und mehr Platz griff, nicht überzeugen; ihre Anschauungen gingen immer weiter auseinander, bis endlich der Freiherr, bereits selbst in höherem Amte, zu jenen Persönlichkeiten gehörte, welche im Rathe der Krone fortschrittliche Ideen entwickelten und neue Institutionen ins Leben zu rufen trachteten. So war er denn auch einer von Denen, welche, trotz Rang und Würden, die so plötzlich ausgebrochene Märzrevolution als erlösenden und verheißungsvollen Umschwung begrüßten. In jener vielbewegten Zeit mit einer leitenden Machtstellung betraut, mußte er gleichwohl in Folge der zunehmenden revolutionären Ausschreitungen Verfügungen erlassen, welche ihn in den Augen der Volksführer freiheitsfeindlich erscheinen ließen und ihn eines Tages in die Lage brachten, sich vor einem erregten Pöbelschwarme, der sein Wohnhaus umwogte und drohend eindringen wollte, mit seiner fast zu Tode geängstigten jungen Frau in dem engen Zwischen-

raume einer Doppelthür verborgen zu halten. Dennoch harrte er auf seinem Posten aus und trachtete im Verein mit einigen Gleichgesinnten, den Kaiser, der sich inzwischen nach Innsbruck begeben hatte, zur Rückkehr nach Wien zu bestimmen, von welchem Schritte er Klärung der Verhältnisse und endliche Beruhigung erwartete. Als aber trotzdem die Greuel der Oktobertage folgten und der Hof nunmehr nach Olmütz zu fliehen gezwungen war: da konnte er zu seinem tiefen Schmerze nicht umhin, Denjenigen beizustimmen, die schon in den ersten glorreichen Freiheitstagen das Verderben und den Zerfall der Monarchie erblickt hatten. Er selbst mußte jetzt — mit welchen Gefühlen! — die einziehenden Truppen Windischgrätz' und des Banus als Retter und Erretter begrüßen; mußte erkennen, daß die Regierung keine anderen Maßregeln ergreifen konnte, als jene, die nun ein hochmüthig zufahrender, gewaltsamer Staatsmann an die Hand gab, und welchen der Freiherr selbst zum Opfer gefallen war . . . .

Noch immer stand dieser in Gedanken am Fenster. Endlich machte er eine Handbewegung, als wollte er sagen: „vorüber!“ Dann griff er nach seinem Hute und begab sich über die breite, von seinen Schritten leicht hallende Steintreppe in den Park hinab.

Still und sonnig lag das Parterre mit seinen bunten Blumenbeeten vor ihm ausgebreitet. Er durchschritt es und bog in einen breiten Baumgang ein, der, sanft ansteigend, immer tiefer in die Schatten einer künstlich geschaffenen romantischen Wildniß hineinführte. Ringsumher zeigten sich, in höchst mannigfaltiger Abwechslung, bemooste Felsenpartien, kleine Teiche und Wasserfälle, Grotten, Eremitagen, lauschige Boskets mit eröffneten Fernsichten: Alles

schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts angelegt und durch ein zierliches Labyrinth von auf- und abführenden Pfaden mit einander verbunden.

Jetzt hielt der Freiherr still. Er hatte eine freiere Hochfläche erreicht und stand vor einer großen Wiese, die sich, von Eichen und alten Buchen umsäumt, in leuchtender Einsamkeit ausdehnte. Am anderen Ende ragte, dicht vor einem kleinen Birkenwäldchen, ein sehr geräumiger, etwas verwittert aussehender Pavillon auf, das Tirolerhaus genannt. Ein hölzerner, gedeckter Gang umlief von außen das erste Stockwerk; die Thür im Erdgeschosse stand offen, und auf einer daneben angebrachten Bank saß die Gattin des Freiherrn, das Haupt durch einen breitrandigen Florentiner Strohhut gegen die Strahlen der Sonne geschützt. Ein aufgeschlagenes Buch lag in ihrem Schooße; sie selbst aber blickte träumerisch vor sich hin. So tief schien sie in sich versunken, daß sie den Nahenden lange nicht bemerkte, der nun quer über das schwellende Grün der Wiese auf sie zuschritt.

Endlich hatte sie sein Erscheinen wahrgenommen, erhob sich und ging ihm mit etwas langsamen, aber höchst geschmeidigen Gliederbewegungen entgegen. Ihr schlanker Wuchs, noch mehr aber ihre ganz ungewöhnliche Schönheit ließen sie um Vieles jünger erscheinen, als sie in der That war. Erst bei näherer Betrachtung erkannte man die völlig ausgereifte Gestalt und jene etwas überschwellenden Formen, wie sie kinderlosen Frauen eigen zu sein pflegen.

Jetzt stand sie vor ihm und schlang die weißen Arme, die aus langgeschlitzten Hängeärmeln hervorschimmerten, leicht um seinen Hals.

„Du kommst spät,“ sagte sie, ihre großen Augen, die blau wie Kornblumen waren, zu ihm aufschlagend. „Ich habe Dich schon lange erwartet.“

Er erwiderte fürs Erste nichts, und blickte nur in dieses Antlitz, das bei aller rosigen Helle einen zart bräunlichen Hautton aufwies und von einem solchen Zauber war, daß man es, auch nur einmal gesehen, nie wieder vergessen konnte. Und er! Wie oft hatte er sich schon in den unergründlichen Reiz dieser weichen und doch mit feinster Bestimmtheit geschnittenen Züge versenkt! Wie oft den sanften Bug der Nase, den unbeschreiblichen Liebreiz der Lippenbildung bewundert — und wie wurde er stets aufs neue davon überrascht und entzückt! Endlich sagte er: „Ich bin zurückgehalten worden; es war eine Deputation bei mir.“

Sie ließ die Arme sinken. „Eine Deputation?“ fragte sie betroffen.

„Erschrick nicht,“ entgegnete er, indem er zärtlich mit seiner schon etwas welken Hand über eine der dunklen Haarwellen strich, die zu beiden Seiten ihres Hutes hervorquollen. „Es ist von gar keiner Bedeutung. Man hat mir von Seiten der Ortsgemeinde eine Huldigung dargebracht, von der ich allerdings lieber verschont geblieben wäre. Da sie aber jetzt, wie alles Andere, bereits hinter mir liegt, so will ich sie gewissermaßen als Abschluß meines öffentlichen Wirkens betrachten — und nichts soll fürder unsern lieben Schloßfrieden stören.“

„So hoffe ich!“ sagte sie, sich an ihn schmiegend. „Und doch,“ fuhr sie nachdenklich fort, „fürchte ich auch, daß Dir dieser Frieden, diese Ruhe bald zur Last werden dürfte. Du bist so an Thätigkeit gewöhnt —“

„Ja," antwortete er, während er seinen Arm sanft um ihre Mitte legte und sie langsam nach der Bank zurück leitete, auf die sich nun Beide niederließen, „ja, ich bin an Thätigkeit gewöhnt — aber ich bin auch erschöpft. Wer, wie ich, das Werk seines Lebens zusammenbrechen sah, der fühlt, daß er zu Ende ist und nicht etwa wieder von vorne anfangen — oder gar nach einer anderen Richtung hin wirksam sein kann. So ist man auch nur meinem eigenen Wunsche zuvorgekommen, als man mich, freilich ziemlich ungnädig, in den Ruhestand versetzte, und wenn mich heute noch ein bitteres Gefühl beschleicht, so ist es nur die Folge der Ueberzeugung, daß der Staat auf Bahnen zurückgeworfen wurde, die nie und nimmer zum Heile führen können. Wie unsicher, wie drohend erscheinen die Verhältnisse! Des Aufstandes in Ungarn ist man noch nicht Herr geworden, — Conflikte mit Deutschland hinsichtlich der Machtfrage scheinen sich vorzubereiten. Oesterreichs Zukunft ist es, was mich mit tiefer Sorge erfüllt. Könnte ich darüber beruhigt sein, so würde ich mich glücklich preisen, endlich mir selbst — und meinem geliebten Weibe leben zu können."

Er hatte bei diesen Worten ihre Hand erfaßt, um sie an die Lippen zu führen; sie aber bot ihm den Mund zu einem vollen, langen Kusse.

So ungleich auch das Paar erscheinen mochte: der Austausch dieser ehelichen Zärtlichkeit hatte nichts Befremdliches. Denn der betagte Mann, der die blühende Frau umschlang, gehörte zu jenen seltenen Menschen, welche ohne Nachtheil alt werden können. War auch sein Haar ergraut, sein Scheitel gelichtet: seine schlanke, vornehme Gestalt war aufrecht und beweglich geblieben, und der geistige Adel seiner Stirn, der klare Blick seiner Augen wurden durch

den fein sinnlichen Zug, der die Lippen umspielte, keineswegs geschädigt, sondern nur noch eindringlicher hervorgehoben. War er doch, als er zu Anfang der Vierziger Jahre einem öffentlichen Verwaltungsamte vorstand, im Volksmunde stets der „schöne Präsident“ genannt worden. Und damals geschah es auch, daß er sich, nahezu ein Fünfziger, in die Tochter eines seiner ihm unterstehenden Räthe beim ersten Anblick leidenschaftlich verliebt, daß er um sie geworben — und ein freudiges Jawort erhalten hatte. Er war viel zu klug, um nicht einzusehen, daß dabei sein Rang und seine Glücksgüter sehr bedeutend in die Waagschale gefallen waren; aber er hatte trotzdem die überzeugende Empfindung, daß er seine kaum zwanzigjährige Braut auch durch die Vorzüge seiner Persönlichkeit fesselte und ihr durch die unverbrauchte Kraft seines im Innersten jugendlich gebliebenen Wesens fast jene Liebe einflößte, die er selbst für sie empfand. Ja, er wurde beglückt — aber auch er beglückte. Daran konnte, durfte er nicht zweifeln im Laufe einer nunmehr fast zehnjährigen Ehe. Aber wird dieser beseligende Zustand Dauer haben können? Auch jetzt noch, da er nun in der That die Schwelle des Greisenalters beschritten hatte? Und später . . . .?

Diese Gedanken mochten es sein, die seine Stirn umwölkten und ihn mit gedämpfter Stimme sagen ließen: „Ja, ich werde hier glücklich sein, Clotilde. Aber auch Du?“

Sie sah ihn überrascht an. „Ich!? Wie kannst Du nur daran zweifeln? Du weißt doch, wie sehr ich unser schönes Kostenitz liebe. Und jetzt, da wir uns ganz hier einleben können — was stets das Ziel meiner geheimen Wünsche war — jetzt sollte ich nicht glücklich sein können?“

Er sah, daß sie ihn nicht verstand. „Ich meinte es

auch nicht so," sagte er leise. „Ich zweifelte nur, ob Du Dich auch ferner an meiner Seite hier glücklich fühlen wirst."

Sie verfärbte sich leicht. „An Deiner Seite?" rief sie. „Wie kommst Du zu dieser Frage, Alfons?"

Er senkte das Haupt. „Weil ich älter und älter werde — und Du noch im vollen Zenith Deines Lebens stehst."

Nun hatte sie ihn begriffen. Sie sprang auf, legte die Hände auf seine Schultern und blickte ihm erschreckt und vorwurfsvoll ins Antlitz. „Alfons, was willst Du damit sagen? Was giebt Dir ein Recht, so zu sprechen?"

„Meine innerste Empfindung," antwortete er demüthig, indem er ihre beiden Hände ergriff und sie sanft an die Lippen führte. „Verzeih' mir, Clotilde! Es war gewiß thöricht, daß ich dieser Empfindung Ausdruck gegeben — aber ich konnte nicht anders."

Sie stand vor ihm und sah ihm tief in die Augen. „Mein Gott, ich fasse es nicht. Hast Du denn Etwas an mir wahrgenommen, das Dich zu solchen Besorgnissen —"

„O nichts! Nichts!" unterbrach er sie hastig. „Du bist ein Engel an Güte und Zärtlichkeit!"

„O dann," rief sie, „dann begreife ich nicht, wie Du Dich mit solchen Gedanken quälen kannst! Alfons!" fuhr sie fort, indem sie jetzt, eh' er es noch verhindern konnte, rasch an ihm niederglitt, knieend seine Hand ergriff und wiederholt an die Lippen drückte, „Alfons! Muß ich Dir denn erst versichern, daß es kein glücklicheres Weib geben kann, als ich es bin? Fühlst Du denn nicht, wie innig ich Dir angehöre? Und nun gar hier, ferne von den verwirrenden Eindrücken der Welt, in die ich mich, das

weißt Du, nie — niemals habe finden können. O, hier kann sich ja unser beider Glück nur erhöhen, und wenn Dir, wie gesagt, die Unthätigkeit nicht zur Last wird, dann wird auch nichts den Himmel unserer Tage trüben!"

Der Hut war ihr in den Nacken gesunken, und ihr schönes Haupt kam ganz und voll zum Vorschein. Er streichelte mit Kosen die dunkle Haarfülle, die ihre zarte, schimmernde Stirn umfloß. „Kann es denn ein besseres Thun geben, als still in Deiner Nähe zu athmen?" sagte er lächelnd, während er sie mit sanfter Gewalt wieder auf die Bank empor zog. „Übrigens ganz und gar müßig werde ich trotzdem nicht sein. Denn ich habe vor, die Geschichte der Jahre zu schreiben, die ich im Staatsdienste zugebracht. Sie wird vielleicht einem späteren Geschlechte zu Gute kommen."

„Das ist ja herrlich!" rief Clotilde vergnügt aus. „Werde doch auch ich meine Beschäftigungen — oder Liebhabereien wieder aufnehmen, die mir so lange verwehrt und verkümmert waren. Schon habe ich meine eingetrockneten Aquarell-Farben hervorgesucht — und gleich morgen gehe ich an die Landschaft, die ich bereits vor einem Jahre begonnen. Und wie will ich mich wieder auf meinem Clavier üben! Jeden Abend sollst Du eine Sonate oder eine Symphonie zu hören bekommen."

Er lächelte ihr mit stiller Beistimmung zu.

„Und wenn Tante Lotti kommt, dann sind wir auch nicht mehr so ganz allein. Dann haben wir einen guten Hausgeist, der sich um Alles kümmern wird, was Deine Frau vernachlässigt. Es ist Dir doch recht," setzte sie nach einer Pause hinzu, „daß ich sie gebeten habe, unser beständiger Gast zu sein?"

„Gewiß. Die Aermste verdient unsere ganze Theilnahme, und wir erfüllen nur eine Pflicht, wenn wir ihr nach all dem Unglück, das sie getroffen, bei uns ein Asyl anbieten.“

„Sie ist so gut!“ fuhr Clotilde fort. „Und dabei so umsichtig, so tüchtig! Wie bewundernswerth hat sie nach dem frühen Tode ihres Mannes ihren Sohn erzogen. Und welche Seelenstärke hat sie bewiesen, als sie den hoffnungsvollen Jüngling in ihren Armen verbluten sah.“

„Ja, dieser Kampf an der Taborbrücke,“ sagte der Freiherr nachdenklich, „war das Verhängniß der Revolution. Ich hatte den armen August gewarnt, aber er konnte — oder wollte nicht mehr zurück.“

Sie sah, daß sich die Stirn des Gatten umwölkte, und suchte seine Gedanken abzulenken. „Willst Du Dir nicht das Haus ansehen?“ fragte sie. „Ich habe mich darin schon wieder vollständig eingerichtet. Komm', ich werde Dich führen!“

Sie stand auf und er folgte ihr, indem er seinen Arm leicht unter den ihren schob. Sie traten in den kleinen Flur und stiegen die knarrende Holztreppe hinan, die nach einem nicht ungeräumigen, wenn auch niederen Gemach führte. Es war in ländlichem Geschmack mit Möbeln aus Naturholz eingerichtet; an den Wänden hingen, dunkel eingerahmt und schon ziemlich verblaßt, Tiroler Gebirgsveduten; in der Mitte aber, über einer sauber geschnitzten, mit harten Kissen belegten Sitztruhe, prangte in sorgfältig colorirtem Steindruck das Bildniß Andreas Hofers. Die ganze Ausstattung rührte noch von der Mutter des früheren Schloßbesitzers her, welche einige Jugendjahre in Tirol zugebracht und zur Erinnerung an

diesen Aufenthalt das kleine Gebäude hatte herstellen und mit Vorliebe betreuen lassen. Sie pflegte, wie behauptet wurde, während ihrer letzten Lebensjahre fast die ganze Tageszeit hier zuzubringen, und ein anstoßendes Zimmerchen zeugte von ihren sonstigen Gewohnheiten und Liebhabereien. Dort war Alles im zierlichen Styl des Empire eingerichtet. Vor einem winzigen Canapé stand ein putziges Spieltischchen aus Ebenholz, an welchem die alte Dame Patience legte oder mit ihrer Vorleserin eine Partie L'Hombre machte. Ein kleines, brüchiges Spinett hatte seinen Platz dicht am Fenster; auf der anderen Seite befand sich eine offene Handbibliothek, welche eine ganze Serie älterer Dichter, wie Klopstock, Uz, Hagedorn, Gellert, enthielt; Alles in wohlerhaltenen altmodischen Einbänden von braunem Leder. Die Werke Jean Pauls fanden sich vor, sammt einem Exemplar der ersten Ausgabe des Werther; auch einige Dramen Schillers und Tiedge's Urania. Auf dem geräumigen Tische des Eintrittszimmers lagen ebenfalls Bücher, die sich durch frische und moderne Einbände als Lektüre der jetzigen Herrin zu erkennen gaben.

„Da siehst Du nun Alles beisammen," sagte Clotilde, nachdem sie eingetreten waren, „was ich außer Dir zu meinem Glück brauche. Hier meine geliebten Bücher, vor allen mein Lenau" — sie nahm den Band wie liebkosend auf — „und dort meine Staffelei. Selbst das Klimperkästchen da drinnen ist mir unschätzbar; denn ein paar Kleinigkeiten von Mozart lassen sich immerhin darauf spielen."

Er stand jetzt vor der zierlichen Staffelei, an welcher die von Clotilde erwähnte Landschaft zu erblicken war. Sie stellte ein lauschiges, wipfelumschattetes Felsenthal vor;

von der Höhe stäubte ein Wasserfall nieder. Im Vordergrunde fanden sich einige Frauengestalten in idealer Gewandung angedeutet.

„Daran erkennt man doch gleich die Schülerin Marko's," sagte der Freiherr, das Bild betrachtend.

Es war so. Clotilde hatte als ganz junges Mädchen von diesem Meister, welcher, wie in jenen Tagen viele seiner Kunstgenossen, zu solchem Nebenverdienst greifen mußte, Unterricht erhalten. Man konnte sie begabt nennen; aber über den Dilettantismus erhob sie sich nicht, wie denn überhaupt ihre ganze Bildung, den Zeitverhältnissen entsprechend, der Gründlichkeit entbehrte. Nur die zugänglichste Oberfläche des Wissens hatte sie in sich aufgenommen mit dem feinen Instinkte der damaligen Frauen, welche an geistiger Empfänglichkeit die Männer fast durchgehends überragten. So gingen denn die Kenntnisse Clotildens nicht sehr weit über das hinaus, was ihr durch die gleichzeitige schöne Literatur vermittelt wurde, und auch da war es eigentlich nur das schwermüthig sentimentale Element, welches sich in den Dichtungen Lenau's, oder das Zarte und Sinnige, wie es sich in den Studien Adalbert Stifters aussprach, was sie unmittelbar anzog; der tiefe Gehalt unserer Classiker war ihr mehr oder minder verschlossen geblieben. Hingegen zeigte sie sich musikalisch ungemein stark veranlagt und auch umfassend ausgebildet. War doch in ihrem Vaterhause, mehr als heutzutage üblich, die Kammermusik gepflegt worden, und Clotilde selbst hatte stets am Clavier an diesen liebevollen Uebungen theilgenommen. Vor allem waren es die unerschöpflichen Tonschätze Beethovens, an welchen man sich immer wieder entzückte, und so besaß sie für diesen Meister nicht blos die

begeistertste Verehrung, sondern auch das tiefste Verständniß.

„Hier werde ich nun wieder meine Vormittage zubringen," sagte sie jetzt. „Wie dankbar bin ich der guten Gräfin, deren Geist mich in diesen Räumen umschwebt, daß sie das reizende Häuschen entstehen ließ!"

„Nun, nun," erwiderte der Freiherr scherzhaft, indem er sich unter dem tapferen Sandwirthe niederließ, „ich werde noch ganz eifersüchtig werden auf dieses Buen Retiro, welches überdies so einsam gelegen ist, daß Du mir ganz leicht eines Tages geraubt werden kannst."

„O ich fürchte mich nicht!" lachte sie. „Du weißt, wie ängstlich ich bin; aber hier fühle ich mich so sicher wie in Deinen Armen."

Sie hatte sich zu ihm gesetzt, und beide blickten nun schweigend durch eine offenstehende Flügelthür in das leuchtende Grün hinein, das draußen über dem Geländer des Ganges zum Vorschein kam. Eine Biene surrte ins Zimmer herein und umkreiste langsam einen Strauß von Wiesenblumen, der, offenbar von Clotilde gepflückt, in einer altmodischen Vase vor ihnen stand.

Plötzlich erklang in der Ferne der schrille Ton einer Glocke.

„Wie rasch die Zeit vergeht!" rief Clotilde. „Man läutet schon zu Tisch."

„Offen gestanden, mir nicht ganz unerwünscht," sagte der Freiherr, indem er sich erhob. „Ich spüre bereits die Wirkungen der Landluft."

So verließen sie denn das kleine Haus und schritten gemächlich, die schattigsten Laubgänge wählend, dem Schlosse zu.

„Wenn es Dir recht ist," sagte Clotilde, indem sie sich zutraulich an seinen Arm hängte, „so machen wir Nachmittags gleich unseren ersten Gang in den Wald. Wie lange schon haben wir ihn nicht mehr betreten! Willst Du?"

„Gewiß," erwiderte er; „Alles was Du willst."

Bald darauf betraten sie das Eßzimmer im Erdgeschosse. Es war ein kühler, weit gewölbter Raum, wo sich das Paar allerdings etwas vereinsamt ausnahm. Ein würdig aussehender Kammerdiener reichte mit ceremoniellem Ernst die Speisen dar.

Nachdem der Freiherr die gewohnte Siesta gehalten, brachen sie nach dem Walde auf, der hinter dem Schlosse lag. Ein kleines Hinterpförtchen in der Umfassungsmauer des Parkes, das der Freiherr aufschloß, führte zuerst auf ein Feld hinaus, wo die Aehren, von rothem Mohn durchleuchtet, bereits eine gelbliche Färbung angenommen hatten. Sie durchschritten es auf einem schmalen Pfade, dann traten sie in das duftige Bereich des Nadelholzes. Langsam bewegten sie sich im Anstiege fort, bis sie endlich eine Waldblöße erreicht hatten, wo eine alte, breitästige Föhre aufragte. Eine Ruhebank stand davor, und an dem röthlich grauen Stamm war ein Bild zu sehen: das schöne, leidvolle Antlitz einer mater dolorosa. Clotilde selbst hatte es vor einigen Jahren nach einem älteren Meister copirt und an ihrem Lieblingsbaume angebracht. Trotz einer schützenden Ueberdachung hatten die Gouachefarben bereits gelitten, und Clotilde nahm sich vor, nächstens ihren Malkasten mitzunehmen und den Schaden auszubessern.

Die Sonne stand schon tief, als sie wieder in das Schloß

zurückkehrten. Nach einer kurzen Trennung fanden sie sich wieder im Salon zusammen. Draußen hatten sich die Fluren bereits in Dämmerung gehüllt, die der Schimmer des zunehmenden Mondes leicht durchbrach. Bald wurden die Lampen gebracht, und man nahm den Thee, worauf sich Clotilde am Clavier niederließ und die Mondschein-Sonate zu spielen begann. Zauberhaft quollen die Töne unter ihren Händen auf und drangen durch die offene Altanthür in die schweigende Landschaft hinaus, welche jetzt von dem sanften Silbergestirn immer leuchtender erhellt wurde. Und als dann später die beiden Gatten auf dem Altan standen und in die azurene Nacht emporblickten: da wölbte sich der Himmel mit seinen unzähligen Sternen wirklich über zwei glücklichen Menschen.

II.

Drei Wochen waren den Bewohnern des Schlosses auf solche Art in sanfter Gleichmäßigkeit dahingegangen. Der Sommer hatte sich inzwischen zu seiner eigentlichen Höhe erhoben, und der Duft der blühenden Linden schwamm weithin in der Luft. Der Freiherr verbrachte nunmehr die sonnedurchglühten Stunden des Tages in seinem nach Norden gelegenen Arbeitszimmer, wo er bereits allerlei Material zu seinen Denkwürdigkeiten aufgesammelt hatte; seine Gattin aber hielt sich dann in ihrem Sommerhause auf, wo sie eine Art geschäftigen Traumlebens führte. Sie saß an der kleinen Staffelei und strichelte zierlich an ihrer idealen Landschaft, und wenn es in den niederen Räumen

allzu schwül wurde, so nahm sie eines ihrer Lieblingsbücher und ließ sich unter den schattenden Birkenwipfeln nieder, zuweilen mit sinnendem Aug' dem Fluge der Schwalben folgend, die im Zick-Zack über die Wiese hinschossen, oder dem Rufe des Kuckucks lauschend, der aus dem Walde herüber tönte.

Eines Tages, als das Ehepaar eben abgespeist hatte, wurde vom Kammerdiener mit dem Kaffee ein versiegeltes Schreiben gebracht, das für den Freiherrn bestimmt war. Es enthielt die Mittheilung des Gemeindevorstehers, daß der Marktflecken Einquartierung zu erwarten habe. Und zwar den Stab und die erste Division eines Dragoner-Regiments, welchem der hiesige Landbezirk als Cantonnirungs-Station angewiesen sei. Dem Orte falle es natürlich nicht allzu schwer, die Offiziere und Mannschaften unterzubringen; hinsichtlich der Pferde jedoch gebe es große Schwierigkeiten, daher man den Freiherrn ersuchen müsse, die bekanntlich sehr ausgedehnten Stallräume des Schlosses zur Verfügung zu stellen. Man würde auf ungefähr dreißig Pferde rechnen. Selbstverständlich wären dann auch die betreffenden Reiter aufzunehmen, welche jedoch in den Ställen selbst unterkommen könnten. Auch wäre man sehr dankbar, wenn Seine Excellenz so liebenswürdig sein wollte, einen oder zwei der Herren Offiziere zu beherbergen, unter welchen, wie man in Erfahrung gebracht, einige vom hohen Adel sich befänden. Man beabsichtige in dieser Hinsicht selbstverständlich keinen Zwang; bitte aber um möglichst raschen Bescheid, da die Truppe schon morgen hier einrücken werde.

Der Freiherr hatte das Schreiben mit zunehmendem Stirnrunzeln gelesen und zögerte jetzt, seiner Gemahlin den

Inhalt bekannt zu geben. Da sie ihn aber doch erfahren mußte, so überreichte er ihr das Blatt, welches sie, nachdem sie es rasch überflogen, auf den Tisch sinken ließ. „Soldaten!“ rief sie aus, während nach und nach ein tiefes Erröthen in ihrem Antlitz zum Vorschein kam.

„Ja, Soldaten!“ erwiderte er in erzwungen resolutem Tone. „Kriegsvolk und Landesplag’,“ setzte er bitter scherzhaft, Heine citirend, hinzu. „Unser stiller Schloßhof wird morgen einem lärmenden Feldlager gleichen.“

„Und müssen wir uns denn dem Auftrage unterziehen?“ fragte sie, ihn angstvoll ansehend.

„Allerdings, mein Kind,“ antwortete er nach kurzem Schweigen. „Wir haben unseren Theil der gemeinsamen Lasten ohne Widerrede zu tragen. Auch läßt sich nicht leugnen, daß unsere Stallungen leer stehen, da ja die ganze Feldwirthschaft verpachtet ist. Wir müssen also die Leute aufnehmen.“

„Und die Offiziere?“ fuhr sie zögernd fort. „Man hat uns in dieser Hinsicht zu nichts verpflichtet.“

„Gewiß. Aber wohl erwogen, können wir auch dieses Ersuchen nicht von der Hand weisen. Es würde illoyal — zum mindesten seltsam erscheinen. Angenehm kann es mir nicht sein, das begreifst Du. Wären es noch Offiziere schlechthin, so würde sich die Sache auch einfacher gestalten; aber es sind, wie in dem Blatte zu lesen, auch welche vom Hochadel darunter, und man wird nicht ermangeln, uns gerade *diese* heraufzusenden. Das ist fatal. Du weißt, ich habe zur Aristokratie seit jeher, nicht blos in Folge meiner Anschauungen, sondern auch als Emporkömmling auf gespanntem Fuße gestanden, wenngleich es meine Stellung mit sich brachte, daß ich mit den Leuten, soweit

es noth that, verkehren mußte. Aber da es nun nicht anders geht, so sollen sie in Gottes Namen kommen!"

„Und wo werden wir sie unterbringen?"

„Auch dafür wird sich Rath schaffen lassen. Steht doch der kleine Anbau des linken Flügels, in welchem sich früher das herrschaftliche Gerichts- und Rentamt befand, vollständig leer. Es enthält zwei ganz bequeme Wohnungen, die auch, wie ich glaube, zur Noth eingerichtet sind; außerdem kann man Einiges hinüber schaffen lassen. Und somit," fuhr der Freiherr fort, indem er aufstand und entschlossenen Schrittes auf und nieder ging, „somit ist die Angelegenheit erledigt. Zu einem gesellschaftlichen Verkehr sind wir nicht verpflichtet; auch pflegen die Herren, die gerne ungezwungen unter sich bleiben, einem solchen meistens selbst auszuweichen."

Sie erwiderte nichts und blieb in unruhiges Nachdenken versunken.

Er trat auf sie zu und legte die Hand beruhigend auf ihren Scheitel. „Nimm diesen Zwischenfall nicht so tragisch, Clotilde," sagte er. „Er wird vorüber gehen wie vieles Andere. Freilich," fuhr er mit einem leichten Seufzer fort, „ist es kein gutes Vorzeichen, daß der idyllische Zustand, in den hinein wir uns versetzt haben, so rasch gestört wurde. Die ereignißlosen Tage, wie sie sich in früherer Zeit so behaglich abgewickelt haben, sind eben vorüber. Brennende politische Fragen, bedeutungsvolle sociale Probleme sind zu lösen, und die Geschichte der Staaten wird vielleicht bald eingreifende Veränderungen zu verzeichnen haben. Schon jetzt, scheint es, nehmen die Verhandlungen mit Preußen einen ernsteren Charakter an, und das für morgen erwartete Regiment dürfte nicht das einzige sein,

das an die Grenze gezogen wird; ich glaube, daß man von unserer Seite eine militärische Demonstration beabsichtigt."

Sie hatte ihm mit dem Ausdruck stiller Verzweiflung zugehört. „Aber was haben wir damit zu schaffen, Alfons?" rief sie. „Das Alles geht Dich ja gar nichts mehr an!"

„Liebes Kind," erwiderte er mit sanftem Ernste, „den Wellenschlägen der Zeit kann sich auch der am fernsten Stehende nicht entziehen."

Er hatte bei diesen Worten den Klingelzug ergriffen, der den Kammerdiener herbeirief. Dieser erhielt nun den Auftrag, den Verwalter in Kenntniß zu setzen, daß ihn der Freiherr sofort auf seinem Zimmer erwarte. Hierauf stiegen die beiden Gatten schweigend die Treppe nach dem ersten Stockwerke hinan. Im Vestibule trennten sie sich, wie gewöhnlich um diese Zeit, und jedes begab sich nun in seine Gemächer.

Als sich Clotilde in den ihren befand, sank sie in einen Fauteuil und überließ sich den wogenden Empfindungen, die sie bestürmten. Ja, auch in diesem reinen Herzen gab es Widersprüche; auch in dieser so ungemein glücklichen Ehe fand sich eine Untiefe, welche die junge Frau bis jetzt angstvoll vor sich selbst verheimlicht hatte und von der jetzt mit einem Mal der verhüllende Schleier weggerissen war!

So sehr Clotilde an ihrem Gatten hing, so sehr sie ihn verehrte und hochhielt: eine Seite seines Wesens gab es, über welche sie anders dachte, die sie anders empfand, als er. Das waren seine liberalen Grundsätze. Anfänglich hatte sie diese kaum begriffen und um so weniger Ge-

wicht darauf gelegt, als ja auch der Freiherr keineswegs mit solcher Anforderung an seine junge Frau herangetreten war. Erst nach Ausbruch der Märzbewegung erhielt Clotilde deutliche Vorstellungen und Eindrücke, welche sie dem Gange der Ereignisse innerlich mehr und mehr entfremdeten. Die ersten jubelnden Umzüge mit Fahnen und Fackeln, die Uniformen der Nationalgarde, die wallenden Hutfedern der Studentenlegion schienen ihr wesenlose Maskerade, die sie oft im Stillen belächelte. Doch sie verschwieg ihre Meinung, um den Gatten, der dies Alles so hoch nahm, nicht zu verletzen, und um keinen Preis hätte sie gewagt, ihn etwa beeinflussen oder umstimmen zu wollen; selbst dann nicht, als sie später den furchtbaren Ernst jener Tage erkannte und schaudernd miterlebte. Aber so kam es auch, daß sie die siegreich einziehenden Truppen mit ganz anderen Empfindungen begrüßte als der Freiherr, und daß ihr Blick dankbar und mit stillem Wohlgefallen auf den kräftigen Gestalten, den wettergebräunten Zügen der Marssöhne ruhte, die jetzt alle Plätze und Straßen der Stadt so reich belebten. Wie oft wurde sie, die früher, gleich den meisten Mädchen und Frauen Wiens, vor jeder Uniform eine eigenthümliche, oft verletzend sich kundgebende Scheu empfunden hatte, durch vernehmbares Säbelgeklirr ans Fenster gelockt, um sofort, tief erröthend, vor den flammenden Blicken vorübergehender Offiziere, wieder zurückzutreten. Und da hatte sie auch, zum ersten Mal in ihrer Ehe, die Entdeckung gemacht, daß sie ein empfängliches Herz besitze, daß sie dieses Herz aufs strengste überwachen müsse. Sie fühlte, daß sie bereits auf dem Wege war, ihrem Gatten in Gedanken untreu zu werden, und deshalb hatte sie auch diesmal das Schloß und seine Abgeschieden-

heit doppelt freudig begrüßt. Ja, hier in dieser seligen Stille, bei ihrer Staffelei, bei ihren Büchern, von hehren Tönen umrauscht, konnte ihr nichts Verwirrendes nahen, konnte sie niemals sich selbst, niemals ihrer Pflicht untreu werden! Und nun war die Gefahr plötzlich so nahe — so entsetzlich nahe gerückt!

Es benahm ihr den Athem. Sie stand auf und öffnete eines von den Fenstern, welche, um die Hitze des Tages abzuhalten, sammt den Jalousien geschlossen waren. Es war zum Ersticken im Zimmer. Aber auch von draußen schlug ihr dumpfe Schwüle entgegen. Sie blickte hinaus. Kein Blatt regte sich, rings umher brütete es wie ein Gewitter.

Unruhig bewegte sie sich im Zimmer bald hierhin, bald dorthin; nahm ein Buch zur Hand und versuchte zu lesen; aber es gelang ihr nicht . . . . .

Gegen Abend trat der Freiherr bei ihr ein. Er hatte dem Verwalter die nöthigen Aufträge ertheilt, hatte nunmehr selbst nachgesehen und Alles in Ordnung gefunden. „Du aber, armes Herz, scheinst Dich noch immer nicht beruhigt zu haben,“ schloß er seinen Bericht.

Sie erwiderte nichts und schmiegte sich nur, wie Schutz suchend, an seine Brust.

„Nun, ich begreife es wohl,“ fuhr er fort. „Ist mir doch selber recht peinlich zu Muthe. Aber komm, gehen wir jetzt zum Thee. Und zur Feier des bevorstehenden Ereignisses kannst Du uns dann die Eroica spielen!“

Er hatte dies, um sie aufzumuntern, in satirisch scherzhaftem Tone gesprochen; sie aber streckte abwehrend die Hände aus und rief: „Nein, nein, heute nicht!“

„Nun freilich, sie würde ja gar nicht passen! Also

etwas Lustiges! Etwa einen Marsch aus Vielka oder ein paar Lanner'sche Walzer."

Trotz dieser Erheiterungsversuche blieb die Stimmung eine gedrückte, und als sich Clotilde später doch an den Flügel setzte, wurde sie schon bei den ersten Tönen, die sie anschlug, von rollendem Donner unterbrochen. Das Gewitter, welches in der That langsam und zögernd heraufgestiegen war, kündigte jetzt seine unmittelbare Nähe an. Ein Blitz zuckte durch die Nacht, während ein heftiger Windstoß die halb offen stehende Glasthür weit aufriß.

Der Freiherr stand auf, um sie zu schließen. „Das erste Gewitter dieses Sommers," sagte er hinausblickend. „Es droht recht arg zu werden."

Wirklich folgte schon Blitz auf Blitz, die Landschaft taghell erleuchtend; immer näher, immer mächtiger erscholl der Donner, und ächzend warfen sich die dunklen Wipfel der Bäume im Sturm hin und her.

Clotilde war an die Seite ihres Gatten getreten und betrachtete mit ihm das furchtbar prächtige Schauspiel, bis sie sich endlich mit leichtem Beben geblendet abwandte.

„Komm," sagte er, „machen wir Nacht und lassen bei geschlossenen Läden die Elemente sich austoben."

Ihre Schlafgemächer grenzten aneinander. Um das Schloß heulte der Sturm, rauschte der Regen, hallte der Donner — und so blieben sie noch lange wach.

III.

Dem nächtlichen Gewitter war kein heiterer Morgen gefolgt. Ein rauher Nordwind sauste noch immer durch die Wipfel und trieb am Himmel düstere Wolken vorüber,

die sich in heftigen Güssen entluden. So ließ sich denn der Tag für die Erwachenden keineswegs freundlich an, und in schweigender Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, wurde das Frühstück eingenommen. Die Reiter, so hieß es, würden schon um zehn Uhr in den Ort einrücken, und diesem Augenblicke sah die Dienerschaft keineswegs so unfroh entgegen, wie die Herrschaft: denn mit den Soldaten kam ja Leben und Abwechslung in die öde Stille und Einsamkeit des Schlosses herauf. Besonders der weibliche Theil gab eine sehr auffallende Erregung kund. Schon als die Kammerzofe des Morgens das Zimmer der Freifrau betrat, konnte diese wahrnehmen, daß sich das Mädchen viel zierlicher als sonst gekleidet hatte; aber auch in der Küche erschienen die Mägde in ihrer Weise herausgeputzt und liefen in unnützer Geschäftigkeit hin und her, während selbst die betagte wohlbeleibte Köchin eine frische Haube mit bunten Bändern aufgesetzt hatte. Nur der Kammerdiener bewahrte unerschütterlich seine vornehme Ruhe, und der Kutscher des Freiherrn, ein hagerer, ziemlich steifer Rosselenker, machte sogar ein etwas verdrießliches Gesicht, da ihm nunmehr eine bedenkliche Schmälerung seiner Hoheitsrechte im Stalle bevorzustehen schien.

So kam die zehnte Stunde allmälig näher. Der Himmel hatte sich inzwischen aufgeklärt und die Gatten traten auf den Altan hinaus. Von dort hatte man ja die Landstraße in Sicht, die sich, soweit das Auge reichte, in mehrfachen Krümmungen durch die Fluren hinzog, und auf welcher nunmehr die Reiter heranrücken mußten. Und wirklich: dort in äußerster Ferne funkelte es mit einem Male wie Feuer auf. Das waren die Helme, welche die hervorbrechenden Sonnenstrahlen auffingen und wider-

spiegelten. Und schon kam die Truppe mit ihren weißen Mänteln zum Vorschein, gleich einer seltsamen, hell gleißenden Riesenschlange sich näher und näher windend. Schon konnte man die einzelnen Pferde, konnte die Offiziere von der Mannschaft unterscheiden; konnte die Standarte wahrnehmen, die in ihrem Ueberzuge von schwarzem Wachstuch in die Luft ragte. Und nun ein helles Trompetensignal. Commandorufe ertönten; die Säbel fuhren blitzend aus den Scheiden — und in geschlossenen Reihen, unter langgezogenen Fanfaren zogen die Schwadronen in den Marktflecken ein, von welchem aus bereits eine Menge Volks entgegen gelaufen war.

„Da sind sie," sagte der Freiherr und trat mit Clotilde in den Salon zurück. „Es wird noch eine Weile dauern, bis wir unseren Theil zu Gesicht bekommen."

„Wir wollen es abwarten," entgegnete sie, den Shawl, den sie über ihren Morgenanzug geworfen hatte, fröstelnd über der Brust zusammenziehend. Dann ging sie, um sich für den Tag anzukleiden.

Er aber setzte sich an ein Fenster und blickte erwartungsvoll hinaus.

Es zeigte sich lange nichts; nur der Regen fiel in Strömen auf die Pfade der Avenue. Die Dragoner hatten offenbar unten auf dem Marktplatze Aufstellung genommen, und die Bequartierung ging jetzt allmälig vor sich. Von Zeit zu Zeit drang ein Trompetensignal durch die Stille.

Nun aber wurden Hufschläge vernehmbar, und es dauerte nicht lange, so kam ein kleiner Trupp in raschem Trabe die Avenue heraufgeritten. Die Pferde über und über mit Koth bespritzt, triefend von Nässe. Voran ein Offizier auf einem schlankfüßigen Rappen, den Mantel-

kragen empor gestülpt, so daß unter dem Helm nur eine kühn geschwungene Nase und zwei dunkle Augen, die er rasch und flüchtig nach den Schloßfenstern aufschlug, zum Vorschein kamen. Ein Reitknecht mit zwei in Decken gehüllten Handpferden folgte; ganz zuletzt kam ein leichter Fourgon nachgefahren.

Der Verwalter, der den Auftrag erhalten hatte, die Ankömmlinge zu empfangen, war ihnen schon entgegengeeilt und lenkte sie jetzt seitwärts um das Schloß herum nach dem Hofe, wo sich die Ställe und das Amtshaus befanden.

Nach einiger Zeit erschien er bei dem Freiherrn, der mittlerweile sein Zimmer aufgesucht hatte, mit der Meldung, daß Alles aufs beste untergebracht sei. Nur ein Offizier sei gekommen, und zwar ein Rittmeister, dessen Lieutenant krank in der letzten Station zurückgeblieben sei. Die betreffende Wohnung habe man dem Wachtmeister eingeräumt, der wahrscheinlich seine Stelle vertrete.

Als der Verwalter sich entfernt hatte, trat bald darauf der Kammerdiener ein und überreichte eine Karte. Der Freiherr nahm sie und las: „Rittmeister Graf Poiga-Reuhoff.“

Der Herr Graf, berichtete der Kammerdiener, habe durch seinen Reitknecht anfragen lassen, ob er noch im Laufe des Vormittags die Ehre haben könne, Seiner Excellenz aufzuwarten, was der Freiherr in verbindlichster Weise bejahte. Hierauf begab er sich in das erste Stockwerk hinunter, um Clotilde in Kenntniß zu setzen. Sie befand sich in ihrem Ankleidezimmer, und er klopfte leise an die Thür. „Bist Du allein?“ fragte er.

„Ja. Ich bin im nächsten Augenblick bereit —“

Er setzte sich, die Karte in der Hand, auf einen Stuhl.

Clotilde erschien bald. Sie sah etwas bleich, aber wundervoll aus in einem hochgeschlossenen Kleide aus braunem Foulard mit mattem Goldglanz. Eine durchsichtig weiße Halskrause hob den Schmelz ihres Antlitzes.

Der Freiherr betrachtete sie unwillkürlich mit Bewunderung, sagte jedoch nichts und überreichte ihr blos die Karte.

Sie warf einen Blick darauf: „Ein Graf?" sagte sie dann.

„Wie vorausgesehen. Wenn ich nicht irre, sind die Poiga in Böhmen — in der Nähe Prags begütert. Er will uns sofort einen Besuch machen."

„Uns? Muß ich dabei sein?"

„Gewiß. Man müßte sonst eine Ausrede ersinnen. Und wozu — da Du ihn doch einmal wirst kennen lernen müssen."

„Es ist wahr," erwiderte sie gefaßt. „Wir sind eigentlich recht thöricht. Ich habe inzwischen darüber nachgedacht und gefunden, daß wir allzuviel Gewicht auf diese Einquartierung legen."

„Du hast Recht," erwiderte er mit zustimmendem Lächeln, „wir benehmen uns, als hätten wir niemals im Leben mit Menschen verkehrt."

Sie begaben sich in den Salon. Auf einem Tische lagen Zeitungen und Briefe, die mit der Post gekommen waren. Auch ein Brief an Clotilde fand sich vor, bei dessen Anblick sie ausrief: „Von Tante Lotti!"

Sie setzte sich und begann das ziemlich umfangreiche Schreiben zu lesen, während der Freiherr die Zeitungen durchblätterte.

Jetzt rief sie: „Wie schade! Lotti schreibt mir, daß sie vor halbem August nicht bei uns eintreffen kann; es sind wichtige Angelegenheiten, die sie bis dahin in Wien zurückhalten. Und gerade jetzt wäre sie uns von großem Nutzen!"

„Allerdings," erwiderte der Freiherr. „Sie ist eine praktische Frau, die nicht viele Umstände macht."

So ging die Zeit hin und die Thurmuhr holte gerade aus, die zwölfte Stunde zu schlagen, als vom Corridor herein Tritte und Sporengeklirr vernehmbar wurden.

„Man kommt," sagte der Freiherr, indem er sich erhob und dem nunmehr Eintretenden, welchem der Kammerdiener die Thür geöffnet hatte, entgegen ging.

Auch Clotilde stand auf und richtete die Augen scheu auf die hohe, männlich schlanke Gestalt, die der knapp anliegende weiße Uniformrock sehr vortheilhaft hervorhob.

„Gestatten Sie, Excellenz," begann der Graf, indem er sich leicht verbeugte und die schöne Frau mit einem raschen Blick streifte, „gestatten Sie, daß ich mich persönlich vorstelle. Es hat sich nun einmal gefügt, daß wir in ihren Burgfrieden einbrechen mußten, und es braucht wohl keiner Versicherung, daß ich selbst an dieser unliebsamen Störung keine Schuld trage."

Der Freiherr erwiderte einige verbindliche Worte und bat den Grafen, Platz zu nehmen.

„O ich weiß," sagte dieser, während er sich in einem Fauteuil niederließ und Clotilde, die sich auf das Sopha gesetzt hatte, ganz und voll ins Auge faßte, „ich weiß und begreife sehr wohl, daß derlei Ueberfälle höchst lästig sind. Aber was will man thun? Man muß sie eben wohl oder übel hinnehmen. Sie dürften übrigens," fuhr er, den

Kopf hochmüthig zurückwerfend, fort, „nicht allzuviel zu leiden haben. Meine Dragoner sind ehrliche Mährer, also im ganzen stille und zurückhaltende Leute, die mit ihren heimischen Mehlklößen vollständig zufrieden sind. Und was meine Person betrifft, so bitte ich, auf mich nicht die geringste Rücksicht zu nehmen. Ich habe nur sehr wenige Bedürfnisse und führe das Nothwendigste, wenn es nur einigermaßen angeht, stets mit mir. Speisen werde ich unten an der Wirthstafel mit den Offizieren. Sie sehen also," schloß er, stolz ablehnend, „daß ich außer der höchst angenehmen Wohnung, die Sie mir zu Verfügung gestellt, auf Gastfreundschaft durchaus keinen Anspruch mache."

Eine Pause trat ein, die der Freiherr mit der Frage unterbrach, woher das Regiment komme?

„Aus Italien, wo wir so ziemlich unnütz waren, da die Kavallerie in den sumpfigen Reisfeldern keine rechte Verwendung finden konnte. Nun, Papa Radetzky ist trotzdem mit den Italienern fertig geworden. Wir sollten hierauf mit anderen Truppen unter Haynau nach Ungarn marschieren. Unterwegs aber erhielt das Regiment Ordre, hieher zu rücken. Es bereitet sich wohl Etwas gegen Preußen vor; der alte Hegemoniekitzel scheint sich dort wieder zu regen."

„Der König von Preußen hat die deutsche Kaiserkrone abgelehnt," sagte der Freiherr im Tone leiser Zurechtweisung.

„Weil sie ihm vom Frankfurter Parlament angeboten wurde," entgegnete der Graf mit unterdrückter Heftigkeit. „Es wäre Unsinn gewesen, sie von solcher Seite anzunehmen. Die Schwäche Oesterreichs ist eine weit bessere Chance, und da Kossuth und Görgei noch immer obenauf

sind, glaubt man auch damit rechnen zu können. Aber das russische Bündniß wird den Dingen eine ganz andere Wendung geben. Eure Excellenz wissen doch bereits — —?"

„Ich habe von diesem Bündnisse in den Zeitungen gelesen," sagte der Freiherr ruhig.

„Der Zar ist mächtig," fuhr der Graf mit blitzenden Augen fort, „und es kann der Welt gar nicht schaden, wenn sie nach all dem tollen Freiheitsschwindel wieder einmal tüchtig die Knute zu spüren bekommt."

Der Freiherr erwiderte nichts und suchte das Gespräch auf andere, näher liegende Dinge zu lenken, wobei nun auch Clotilde Gelegenheit fand, einige Worte mit einzuflechten. Aber der Graf erhob sich bald.

„Ich darf die Herrschaften nicht länger stören," sagte er, sich beim Abschiede mit herablassender Förmlichkeit verbeugend. „Auch werde ich unten erwartet. Noch Eines will ich sagen. Sollten sich wider Vermuthen meine Leute Unzukömmlichkeiten erlauben, so bitte ich, sich sofort an mich zu wenden. Für Störungen, welche mit der Handhabung des Dienstes verbunden sind, kann ich natürlich nur um Entschuldigung bitten, und die Schloßherrin" — er wandte sich dabei an Clotilde — „wird es mir hoffentlich nicht allzu schwer anrechnen, wenn sie durch unvermeidliche Trompetensignale — oder durch das Wiehern und Stampfen der Pferde aus süßen Morgenträumen aufgeschreckt wird."

Als er sich entfernt hatte, herrschte längeres Schweigen. Endlich sagte der Freiherr: „Hab' ich es nicht vorhergesagt? Es ist wirklich ein Glück, daß wir uns um ihn nicht zu kümmern brauchen. — Wie findest Du ihn?"

setzte er nach einer Weile, sie nicht ohne Besorgniß anblickend, hinzu.

Sie zuckte leicht die Achseln.

„Der richtige Aristokrat,“ fuhr der Freiherr, mehr zu sich selbst sprechend, fort. „Welche Anschauungen! Aber er hat ja Recht,“ schloß er mit bitterem Lächeln. „Diesen Herren gehört jetzt wieder die Welt.“

IV.

Die Aeußerung, welche der gräfliche Rittmeister über seine Leute gethan, bewahrheitete sich. Sie enthielten sich, wie man sah, ohne besonderes Verbot alles überflüssigen Lärmens und gingen in meist wortloser, etwas melancholischer Gleichmäßigkeit ihren Verrichtungen nach. Waren diese abgethan, so streckten sie sich auf ihr Strohlager hin, oder saßen rauchend auf den langen Bänken, die an der Stallmauer angebracht waren; manchmal gingen sie des Abends paarweise oder in Gruppen in den Ort hinunter, um aber in der Regel lange vor dem Erklingen der Retraite wieder heimzukehren. Selbst um das schöne Geschlecht im Schlosse kümmerten sie sich äußerst wenig, und die Mägde machten sich ganz unnütz öfter als sonst bei dem Auslaufbrunnen zu thun, der zwischen der Küche und dem Stalle sein Wasser versprudelte. Hin und wieder näherte sich wohl der eine oder der andere von den Reitern mit einem czechischen Scherzworte, das aber die guten Wiener Kinder (selbst die Eingeborenen sprachen nur deutsch) nicht verstanden, oder half ihnen mit ungeschlachter Galan-

terie Eimer und Krüge aufnehmen; weiter aber kam es nicht, da man zu keinem Gedanken- und Gefühlsaustausche gelangen konnte. Nur der Wachtmeister, ein behäbiger, auf seinen struppigen, künstlich verlängerten Schnurrbart sehr stolzer Mann, schien in dieser Hinsicht unternehmender sein zu wollen. Er hatte es aber, wiewohl er bisweilen auch in der Küche herumschnüffelte und schäkerte, im Bewußtsein seiner Würde mehr auf das niedliche Kammerkätzchen abgesehen, das nun ebenfalls öfter, als gerade nothwendig war, durch den Hof huschte. Diese Franziska jedoch (eigentlich wurde sie Fanny genannt) fand diesen Werner (zufällig führte der Wachtmeister in der That diesen Namen) keineswegs nach ihrem Geschmacke; auch sie strebte nach Höherem, und ein schmucker Lieutenant wäre ihr gerade recht gewesen. Obzwar nun ein solcher fehlte — und der Herr Graf unnahbar schien, so hatte sie dennoch für den ältlichen Galan nur ein herablassendes Kopfnicken, oder höchstens ein paar schnippische Worte in Bereitschaft.

So geschah es, daß schon in kürzester Zeit fast das frühere stille Leben im Schlosse herrschte und die Reiter, deren Erscheinen so viele Aufregung hervorgebracht hatte, kaum mehr beachtet wurden. Nur wenn sie die Pferde gesattelt aus dem Stalle zogen, aufsaßen und unter dem Commando des Wachtmeisters, der mit einer langen Peitsche mitten in dem Rund des Hofes stand, Schule ritten, da gab es immerhin ein Schauspiel, dem man nicht ungern zusah, und welches bisweilen auch der Rittmeister vom Fenster seiner Wohnung aus, einen kurzen Tschibuk rauchend, beobachtete.

Eines Tages hatten sich der Freiherr und seine Gemahlin in einen galerieartigen Raum begeben, in dessen

Mitte ein Billard stand, um sich von dort aus, da die Fenster nach dem Hofe gingen, gleichfalls das Traben und Galoppiren mit anzusehen. Es gab diesmal einige besonders widerspenstige Pferde, und der Wachtmeister fand Gelegenheit, seine Peitsche eindringlich spielen zu lassen, wobei nicht selten die im Sattel wankenden Reiter mitgetroffen wurden.

Der Freiherr hatte sich bald wieder entfernt; Clotilde aber war noch am Fenster zurückgeblieben, und sah jetzt wie sich die Leute zum Abritt anschickten. Inzwischen jedoch war ein prachtvolles, isabellfarbiges Pferd, leicht aufgezäumt, aus dem Stalle gezogen und vor das Wohnhaus des Rittmeisters gelenkt worden. Und gleich darauf trat dieser aus der Thür, in Mütze und Reitjacke, eine Gerte in der Hand.

Bei seinem Anblick trat Clotilde erschrocken vom Fenster zurück. Ihr erster Antrieb war, aus dem Zimmer zu fliehen; aber sie fühlte sich unwiderstehlich gefesselt. Mit leichtem Zittern trat sie hinter einen der schweren Halbvorhänge und blickte, so sich verborgen glaubend, wieder in den Hof hinab, während sich der Graf eben in den Sattel schwang. Es kostete ihm einige Mühe; denn das edle Thier war voll nervöser Unruhe. Es trat, aufgeregt schnaubend, beständig zur Seite, und versuchte endlich mit den Vorderfüßen in die Luft zu steigen, von dem Stallknechte nur mit Anwendung aller Kraft niedergehalten. Endlich saß der Reiter oben und tätschelte liebkosend den glänzenden, mit einer langen, fast weißen Mähne gezierten Hals des Thieres, das ihn aber noch immer nicht auf sich dulden wollte. Es bäumte sich hoch auf, schüttelte den Kopf und war nicht nach vorwärts zu bewegen, vielmehr

trat es jetzt, durch Schenkeldruck und stachelnde Sporen gepeinigt, einen Rückgang im Kreise an, so daß der Wachtmeister, der sich inzwischen genähert hatte, schon seine Peitsche entrollen wollte. Der Graf aber winkte unwillig ab und ließ dem Pferde seinen Willen. In dem Augenblicke jedoch, als er in Gefahr kam, an die Mauer gedrückt zu werden, versetzte er ihm, nach rückwärts ausholend, solch' wuchtige Gertenhiebe, daß es mit einem Male einige rasche Sätze nach vorwärts that — und zwar quer über den Hof, in das Wiesen-Rondél hinein, das einen kleinen flachen Zierteich umgab. Dort aber riß er es — sich weit zurücklehnend — so mächtig herum, peitschte ihm derart die Flanke, daß es unwillkürlich in den gebahnten Weg einbog, wo es, am ganzen Leibe zitternd, stille stand. Nun neigte sich der Graf wieder schmeichelnd zu seinem Halse nieder und langte aus der Tasche eine Hand voll Zuckerstücke, die er mit vorgestrecktem Arm dem Pferde anbot. Dieses blähte die Nüstern und betastete mit den Lippen zurückhaltend die gebotene Süßigkeit, die es zuletzt doch mit wachsendem Behagen zwischen dem schäumenden Gebisse zermalmte. Nun erhielt es leichten Schenkeldruck und schmeichelnden Zuruf; noch widerstrebte es — aber allmälig setzte es sich in Gang, immer williger, immer freier, immer leichter, bis es zuletzt mit flüchtigen, weit ausgreifenden Hufen, den Kopf anmuthig auf und nieder bewegend, in der Runde dahin flog.

Mit klopfendem Herzen und wachsender Erregung hatte Clotilde diesen Vorgängen zugesehen. Sei es nun, daß sie dabei unbewußt aus dem schützenden Verstecke getreten war; sei es, daß dieses sich überhaupt nicht genügend erwies: die junge Frau mußte von unten jedenfalls zu

erblicken gewesen sein. Denn als jetzt der Graf im Bogen wieder an dem Schlosse vorbei kam, sah er rasch empor und brachte, sich im Sattel verneigend, mit eigenthümlichem Lächeln einen zwar höchst ehrerbietigen — und doch nicht minder vertraulichen Gruß dar.

Ohne ihn zu erwidern, trat Clotilde erbleichend zurück und floh auf ihr Zimmer.

V.

Seitdem wagte sie es nicht mehr, an ein Fenster zu treten. Sie fürchtete, des Grafen ansichtig zu werden — fürchtete es umsomehr, als sie deutlich empfand, wie sehr sie dies eigentlich im Tiefsten ihrer Seele wünsche. Hatte sie sich doch schon früher im Geiste mehr mit ihm beschäftigt, als sie es vor sich selbst verantworten konnte. Seine hohe Gestalt, das dunkle Feuer seiner Augen, sein gebräuntes, stolzes Antlitz, von welchem das kurzgeschnittene blonde Haupthaar und der feine röthliche Schnurrbart eigenthümlich abstachen, schwebten ihr in jeder einsamen Stunde vor und schlichen sich sogar Nachts in ihre Träume. Wie oft hatte sie sich auf dem sträflichen Wunsche ertappt, unter irgend einem Vorwande, das Zimmer ihrer Zofe zu betreten, weil sie zufällig wahrgenommen, daß man von dort aus das kleine Amtshaus im Auge habe, wo der Graf, ohne sich — so schien es — um irgend Jemand zu kümmern, wie meilenweit vom Schlosse entfernt lebte. Aber jetzt, nachdem er sie so seltsam eindringlich, so räthselhaft vertraulich gegrüßt, hatte sie mit einem Male die Ueberzeugung,

daß auch er sich im Geiste mit ihr beschäftigt habe, und fühlte sich nunmehr von den geheimnißvollen Fäden seiner Gedanken umsponnen.

So lebte sie in beständiger, vor ihrem Gatten verhehlter Unruhe dahin, die ihr umso qualvoller wurde, als ihr die Gelegenheit benommen war, ihre frühere Lebensweise wieder aufzunehmen; denn die junge Frau trug jetzt eine seltsame Scheu, sich in den Park zu begeben; zudem herrschte noch immer unfreundliches, veränderliches Wetter, und durch die Wipfel wehte es feucht und kühl. Clotilde blieb daher auf ihre Zimmer angewiesen und unternahm nur zuweilen am Nachmittage, tief in einem halbgedeckten Wagen zurückgelehnt, mit ihrem Gatten eine kurze Spazierfahrt.

Als aber jetzt wieder der Himmel blau, die Tage hell und sonnig geworden waren und die leuchtende Gluth des Juli über der Landschaft lag: da begann Clotilde eine unendliche Sehnsucht nach ihrem trauten Asyle zu empfinden. Sie glaubte zu fühlen, wie sich, wenn sie nur wieder einmal an ihrer Staffelei, oder mit einem Buche unter den lispelnden Birkenwipfeln säße, alles Verwirrende und Beängstigende von ihr ablösen, wie ein tiefer, wunschloser Friede in ihre Seele einziehen würde. Auch die Gefahr, im Parke mit dem Grafen zusammenzutreffen, schien während des Vormittags ausgeschlossen. Denn der ritt ja, wie sie in Erfahrung gebracht, jetzt jeden Morgen mit seinen Dragonern fort, zu irgend welchen größeren Uebungen, die, ziemlich weit vom Marktflecken entfernt, auf freiem Felde vorgenommen wurden. Dann blieb er auch gleich unten zu Tisch und kehrte erst in den späteren Nachmittagsstunden nach Hause zurück.

Sie setzte also eines Morgens nach dem Frühstück ihren Gartenhut auf. „Ich gehe heute in den Park," sagte sie auf einen fragenden Blick ihres Gatten. „Zum ersten Mal seit mehr als vierzehn Tagen. Du meinst doch auch, daß ich — —," setzte sie zögernd hinzu, da sie zu bemerken glaubte, daß seine Stirn nicht ganz frei war.

„O gewiß, gewiß," fiel er rasch ein. „Warum solltest Du nicht? Es hat mich ohnehin gewundert, daß Du so lange hier oben ausgehalten hast," fügte er mit leichtem Scherze bei.

„Das Wetter war nicht sehr einladend. Außerdem begreifst Du wohl —"

Er hatte sich erhoben und stand jetzt dicht neben ihr. „Ich begreife," sagte er leise. „Aber das wäre doch zu viel. Geh' nur, mein Kind," fuhr er fort, indem er sie sanft auf die Stirn küßte. „Vielleicht suche ich Dich später unten auf."

Sie nahm ihren Sonnenschirm und schritt die Treppe hinab. Im Vorhause warf sie einen scheuen Blick nach dem Hofe. Dort war Alles still, wie ausgestorben; denn die Dragoner waren weggeritten und noch nicht zurückgekehrt. Nur eine Stallwache lungerte träg auf einer Bank. Clotilde durchschritt jetzt einen schmalen Seitengang, öffnete eine kleine Pforte — und stand unmittelbar auf dem prangenden Parterre. Es war die Zeit des Nelkenflors, und weiße Falter flatterten über diesen würzigen Blumen, welche in allen Farbenschattirungen ihren heißen Duft ausathmeten. Sie bückte sich, um eine von hellem, brennendem Roth zu pflücken und steckte sie vor die Brust. Je tiefer sie jetzt in den Park hineinschritt, desto beschwingter fühlte sie sich. Mit Entzücken sog sie die

warme und doch so erquickende Sommerluft ein, und strahlend glitt ihr Blick über das vertraute Grün der alten Baumgruppen. Nun hatte sie schon die Wiese, hatte das Tirolerhaus erreicht, dessen Thür sie mit rascher Hand aufschloß. Und jetzt betrat sie die lieben, dämmerigen Räume, in welche, nachdem Thüren und Fensterläden geöffnet waren, der helle Tag hereinfluthete. Ja, da stand und lag noch Alles so, wie sie es vor Wochen verlassen. Auf dem Tische die Bücher, dort die Staffelei mit der nahezu vollendeten Landschaft; selbst die Blumen in der Vase, die letzten, die sie unten auf der Wiese gepflückt, waren noch nicht vollständig verwelkt. Unwillkürlich breitete die junge Frau wie zur Begrüßung die Arme aus; dann fuhr sie mit beiden Händen leicht über die Brust hinab, als wollte sie damit alles Belastende und Unreine, das noch auf ihr lag, abstreifen. Hierauf ging sie daran, wie sie es stets gewohnt war, einige Ordnung zu schaffen. Sie reihte die Bücher aneinander, entfernte die Blumen aus der Vase, um sie später durch andere zu ersetzen, und begann mit einem leichten Tuche, das sie einem Schränklein entnommen, die feine Staubschichte wegzuwischen, die sich über einzelne Gegenstände gebreitet hatte. Bei dieser „Beschäftigung" überhörte sie ganz ein leises Trompetenklingen in der Ferne, welches anzeigte, daß die Reiter von ihren Uebungen nach dem Marktflecken zurückkehrten.

Nun hatte sie bereits die Stühle zurecht gerückt und die Staffelei mit allem Nöthigen in Stand gesetzt. Aber mit der „Arbeit" wieder beginnen konnte und mochte sie heute noch nicht. Sie wollte sich fürs erste ganz und voll den seligen Empfindungen hingeben," welche hier — o, sie hatte es vorausgesehen! — über sie gekommen waren. Ausgenießen

wollte sie so recht den fühlbaren Beginn wonniger Befreiung und sich dabei hinüberträumen in das reine, ungetrübte Glück kommender Tage! So ging sie wieder langsam hinunter und ließ sich auf die Bank nieder, wo sie so gerne saß. Dort weilte sie jetzt, in ihr Innerstes versunken, während die Zeit mit unmerklichem Flügelschlage an ihr vorüberzog . . .

Endlich sah sie nach der kleinen Uhr, die sie im Gürtel trug. Es war Mittag geworden. Sie aber hatte noch zwei volle Stunden vor sich, bis die Tischglocke sie rief; auch würde ja noch früher ihr Gatte erscheinen. Einstweilen konnte sie einen Rundgang um den Teich unternehmen, der in nächster Nähe oberhalb des Tirolerhauses lag. Clotilde liebte die ausgedehnte, von Schilf und Binsen durchsetzte Wasserfläche, an deren Ufern Erlen und hohe Ulmen tiefe, schwermüthige Schatten verbreiteten. Kaum, daß sie dort sichtbar geworden, kamen sogleich zwei Schwäne herangeschwommen; denn sie waren gewohnt, daß ihnen die Schloßherrin hin und wieder Brot zuwarf. Heute aber war sie mit leeren Händen gekommen, und die silberweißen Vögel begleiteten fruchtlos ihre Schritte.

Nachdem Clotilde den Teich langsam umgangen hatte, lenkte sie halb unbewußt ihre Schritte einem Hügel zu, welcher, künstlich angelegt und von hohen Fichten bestanden, über die Umfassungsmauer des hier sein Ende erreichenden Parkes emporragte. Ein schmaler Pfad wand sich durch das Gehölz und führte nach dem Gipfel, der den Ausblick auf die gegenüber liegenden Wälder und Höhenzüge eröffnete und auf welchem jetzt Clotilde angelangt war. In demselben Augenblick jedoch prallte sie mit einem halb unterdrückten Aufschrei zurück. Denn auf einer bequemen

Ruhebank, die dort oben angebracht war, saß der Graf, lässig zurückgelehnt, eine Cigarre rauchend. Jetzt erhob er sich und sagte lächelnd mit einer tiefen Verbeugung: „Sie erschrecken ja, gnädigste Chatelaine, als wäre ich eine Schlange, auf die Sie treten könnten."

Alles Blut war aus ihrem Antlitz gewichen. Sie stand vor ihm in blasser Schönheit, sich mit der Rechten an einem Fichtenstamm haltend; denn es war ihr, als müsse sie umsinken.

„Ich kann nur bedauern," fuhr er, die Cigarre wegschleudernd fort, „daß Ihnen mein Anblick solches Entsetzen eingeflößt hat. Aber fassen Sie sich doch!" Er trat auf sie zu, wie um sie zu stützen.

Sie machte eine abwehrende Bewegung und sagte mit bebender Stimme: „Verzeihen Sie, ich war so gar nicht vorbereitet, daß Jemand —"

„Hier sitzen könnte?" erwiderte er mit leichter Ironie. „Fühlen Sie sich denn gar so sicher in dieser Einsamkeit? Früher mag dies wohl der Fall gewesen sein — aber jetzt kann es immerhin Leute geben, die Ihnen auflauern. Zum Beispiel ich. Ich habe es schon gestern gethan — und heute gehe ich seit einer Stunde im Park umher."

„Ich habe Sie nicht bemerkt."

„Das weiß ich. Sie saßen so in Gedanken vertieft dort unten vor dem kleinen Hause. Auch habe ich mich ziemlich gedeckt gehalten und bin sehr leise aufgetreten. — Aber Sie wollten sich jetzt gewiß hier niederlassen?" setzte er hinzu, indem er mit einer einladenden Handbewegung nach der Bank wies.

„O nein," versetzte sie rasch. „Ich dachte nicht daran,

hier zu verweilen — es war ein bloßer Zufall, daß ich — —“

„Der Zufall ist nichts anderes, als geheimnißvolle Nothwendigkeit,“ sagte er. „Ich wollte Sie vorhin nicht stören; als ich aber, meinen Weg fortsetzend, diese Stelle entdeckt hatte, da dachte ich, wie schön es wäre, wenn Sie sich hier einfinden würden. Und so war es mein lebhafter Wunsch, der Sie, ohne daß Sie es gewollt, hieher geführt.“ Er hatte sich bei diesen Worten leicht zu ihr hingebeugt und sah sie mit seinen dunklen Augen eindringlich an.

Sie wußte nicht, was sie erwidern sollte, und fühlte nur, wie ihr eine heiße Gluth ins Antlitz stieg.

„Ja,“ fuhr er fort, seine Stimme zu schmeichelndem Flüstern dämpfend, „ja, schöne Chatelaine, ich habe nicht blos gestern und heute — ich habe stets an Sie gedacht, seit ich Sie zum ersten Mal gesehen. Und schon damals hab' ich erkannt, daß wir uns finden würden.“

Sie rang nach Athem. Da war es ja, da hatte er ausgesprochen, was sie geahnt, was sie gefürchtet! Und sie — o Gott! — sie stand da, rathlos, hilflos — und fand kein Wort der Entgegnung, der Zurechtweisung. Was konnte — was mußte er von ihr denken? . . . .

„Und nicht wahr?“ setzte er hinzu, „wir haben uns gefunden — werden uns wiederfinden —“

Er hatte bei diesen Worten mit seiner nervigen, aber feinen Hand, an der ein kostbarer Siegelring glänzte, ihre bebenden Finger erfaßt und einen Arm um ihren Leib gelegt. Sie wollte sich ihm entziehen, ihn zurückstoßen — aber sie vermochte es nicht. Ihre Kniee wankten, die Sinne drohten ihr zu vergehen.

„O, Du liebst mich!" lispelte er, indem er versuchte, ihren bleichen, abgewandten Mund zu küssen, „nicht wahr, Du liebst mich?" Und da sie verzweiflungsvoll widerstrebte, fuhr er fort: „Kommen Sie, lassen Sie uns hier bleiben an diesem trauten, verschwiegenen Ort!" Er suchte sie mit Gewalt, nach der Ruhebank zu lenken. „Hier stört uns Niemand — —"

Diese Worte brachten sie zur Besinnung. Denn wie ein Blitz hatte sie dabei der Gedanke an ihren Gatten durchzuckt. Wenn er mittlerweile in den Park gekommen wäre — und sie nun suchte!

Sie machte eine gewaltsame Anstrengung, sich aus den Armen des Grafen loszumachen, der seine Lippen in ihr Haar gepreßt hatte; aber er umklammerte sie nur um so fester. Als er jedoch in ihren Zügen den Ausdruck der entsetzlichen Angst gewahrte, mit welcher sie von dem Hügel fortstrebte, fragte er betroffen: „Warum wollen Sie fliehen? — Wohin wollen Sie, Clotilde?"

Sie deutete in kraftloser Verstörung nach dem Tirolerhause hinunter.

„Dorthin?! Warum?"

„Ich erwarte —" Mehr konnte sie nicht hervorbringen.

„Wen? Wen erwarten Sie?" drängte er, ohne sie völlig loszulassen. Und da sie nicht mehr antwortete, setzte er hinzu: „Ihren Gatten?"

Sie ließ bejahend das Haupt sinken.

Nun gab er sie langsam frei. „Das ist freilich fatal," sagte er mit unterdrücktem Aerger. „Er darf uns nicht beisammen finden. Am allerwenigsten hier. Aber ich

komme morgen — komme jeden Tag wieder. Um dieselbe Stunde —"

Sie hörte ihn nicht mehr. Sie strich mit beiden Händen über ihr losgegangenes Haar und taumelte die Höhe hinunter.

Er aber blieb eine Weile aufrecht stehen und blickte verdrossen in die Gegend hinaus. Dann schüttelte er den Kopf und entfernte sich mit vorsichtigen Schritten.

VI.

Als jetzt Clotilde, ohne zu wissen, wie, bei dem Tirolerhause angelangt war, sank sie auf die Bank neben der Thür und blickte starr und ausdruckslos vor sich hin. Was war denn vorgegangen?! Sie mußte sich erst darauf besinnen — und nun schlug sie, laut aufstöhnend, die Hände vor das Antlitz. „Mein Gott! Mein Gott!" Was sie geahnt, was sie befürchtet, war eingetroffen. Eingetroffen in dem Augenblick, wo sie sich bereits gerettet und geborgen glaubte! Vollzogen hatte es sich plötzlich, ohne Widerstand von ihrer Seite! Willenlos hatte sie in den Armen des Grafen gelegen — und nur mehr „eines Haares Breite" hatte sie von dem Abgrund getrennt, in den sie als Ehebrecherin unrettbar versunken wäre! Und war sie es denn eigentlich nicht schon? Ein Anderer, als ihr Gatte, hatte sie verlangend an sich gezogen, hatte sie — „sie schauderte auf" — Du genannt, hatte mit brennenden Lippen ihrem Scheitel „ein Mal" aufgedrückt. Wie sollte sie jetzt

dem Freiherrn entgegentreten — entweiht, gebrandmarkt! Und nicht der begehrliche Mann mit den dunklen Augen war an dem Allen schuld — nein, nur sie, sie ganz allein in ihrer entsetzlichen Schwäche und Hilflosigkeit! Jede andere Frau an ihrer Stelle und unter solchen Umständen würde den Versucher abgewiesen — ihn wenigstens zum Scheine zurückgestoßen haben! Und sie — sie hatte nicht einmal ein Wort der Zurechtweisung, geschweige denn ein gebieterisches der Abwehr gefunden. Und wenn er morgen wieder an sie herantrat, fehlte ihr gewiß wieder die Kraft! O, was für ein Weib war sie!? Welch ein verächtliches Geschöpf! Welch' unerhört feige, erbärmliche Natur! Nicht werth, daß sie die Sonne beschien, deren goldige Lichter vor ihr auf der Wiese glänzten und funkelten!

Sie sprang auf und eilte in die Zimmer empor. Dort schloß sie rasch die nach dem äußeren Gang offene Thür, schloß alle Fensterläden. Nun war es dunkel um sie her; nur die Gegenstände, deren Anblick sie noch vor einer Stunde so glücklich gemacht, dämmerten in gespenstischen Umrissen auf. Auch das konnte sie nicht ertragen; sie sank auf den harten Sitz an der Wand und schloß die Augen. Nun war es finster und still wie im Grabe. O, läge sie darin!

Aber wurden jetzt nicht von unten herauf Tritte vernehmbar? Klangen sie nicht schon auf der Treppe? Das war ihr Gatte! Ihr Herz stand still — und doch nicht so still, wie sie es gewünscht hätte.

Der Freiherr hatte leicht an der Klinke gedrückt und fragte mit halber Stimme durch die Spalte herein: „Bist Du hier, Clotilde?“

Sie regte sich nicht.

Nun hatte er die Thür ganz geöffnet und sah bei dem Lichtschein, der von draußen hineinfiel, wie sie lang ausgestreckt dasaß, todtenbleich, mit zurückgesunkenem Haupte.

„Clotilde!" rief er, erschrocken auf sie zueilend. „Was ist Dir? Mein Gott, was ist geschehen —?"

Sie gab noch immer keinen Laut von sich.

Er befühlte ihre Stirn, faßte ihre kalte, leblose Hand. „Clotilde," wiederholte er, aufs äußerste beängstigt, „was ist Dir?"

„Frage mich nicht," erwiderte sie jetzt dumpf.

„Was soll das heißen?" drängte er, indem er sich an ihrer Seite niederließ. „Sprich, rede — ich bitte Dich!"

Sie schlug die Augen auf und starrte, ohne ihn anzusehen, wie ins Leere. „Ich bin verloren," sagte sie.

„Verloren?!" rief er aus. „Verloren —" wiederholte er tonlos, während plötzlich eine entsetzliche, unfaßbare Vermuthung in ihm aufdämmerte.

„Ja," sagte sie.

Ihm war es, als läge er im Fieber und habe ein entsetzliches Traumgesicht. Aber nein: es war ja Wirklichkeit — etwas Entsetzliches mußte vorgefallen sein. Was immer auch: vor Allem Klarheit, vollständige Gewißheit! Er sagte daher sanft: „Laß diese rätselhaften Aussprüche, Clotilde. Sage mir, was geschehen ist. Hörst Du, Clotilde? Vertrau' es mir an — mir, Deinem Gatten, der Dich liebt — so unsäglich liebt —"

Bei dem Ton dieser Stimme, bei der Berührung seiner Hand, die jetzt mit aufmunterndem Kosen über ihre Schläfe und Wange strich, überkam sie ein so gewaltiges Weh, daß ihr die Brust zerspringen wollte. Endlich brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Er ließ sie weinen. Dann brachte er seinen Mund dicht an ihr Ohr und sagte weich und flüsternd: „Ich will Dir zu Hilfe kommen. Sage mir: hängt Dein verzweifelter Zustand mit — mit dem —"

Er vollendete nicht; denn ein rasches Aufschluchzen Clotildens sprach deutlich genug.

Und nun, da er die Gewißheit hatte, um was es sich handelte, begann er zu forschen, allmälig, mit äußerster Vorsicht und Zartheit. Aus den leisen, kaum andeutenden Fragen, die er an sie richtete, aus halben Worten, unterdrückten Geberden, krampfhaftem Weinen erfuhr er, was sich zugetragen — und athmete auf.

„Armes Kind!" sagte er nach einer Pause, „armes Kind! — Und weiß ich jetzt Alles?" setzte er leise hinzu.

Sie bejahte mit stummem Senken des Hauptes.

„Nun dann," fuhr er fort, die Hand auf ihren Scheitel legend, „dann sei ruhig. Denn es wird Alles wieder gut werden."

Sie fuhr mit halbem Leibe empor und blickte ihn mit schreckhaftem Erstaunen an. „Das ist nicht möglich," sagte sie tonlos.

„Warum nicht? Liebst Du ihn denn?"

„Nein!" rief sie, die Arme vorstreckend. „Es war nur Schwäche — entsetzliche Schwäche."

„Nun," erwiderte er, indem er sie jetzt mit sanfter Gewalt an sich zog, „wenn Du ihn nicht liebst, wenn Du fühlst, daß Deine Zuneigung für mich die gleiche geblieben ist, dann ist ja auch Alles wie früher."

Sie sah ihn ausdruckslos an. „Es kann nicht wie früher sein. Denn Du mußt mich jetzt verachten, aufs tiefste verachten."

„Verachten?“ sagte er innig. „Nein, ich verachte Dich nicht, ich liebe Dich! Und daher ist es auch jetzt meine Pflicht, Dich Dir selber zurückzugeben.“ Er war bei diesen Worten aufgestanden und schritt, ernst vor sich hinblickend, in dem dämmerigen Raume auf und nieder.

Sie folgte ihm mit den Augen. Es war, als habe ein Hoffnungsstrahl in ihrem verstörten Antlitz aufgeleuchtet. Plötzlich aber fragte sie zitternd: „Was willst Du thun?“

„Das ist meine Sache,“ entgegnete er fest.

Sie sprang auf. Ein fürchterlicher Gedanke hatte sie durchzuckt. Es war offenbar: er trug sich mit einer Herausforderung an den Grafen! So pflegen ja die Männer mit der Ehre ihrer Frauen die eigene wieder herzustellen! Mein Gott! Er wollte mit seinem Leben für sie einstehen — für sie, die sich des Lebens nicht mehr werth fühlte!

„Nein,“ rief sie, „das darfst Du nicht! Du darfst es nicht!“

Er sah sie befremdet an; denn er verstand nicht gleich, was sie sagen wollte. Erst der Ausdruck namenloser Angst, mit dem sie ihm jetzt flehend die Arme entgegenstreckte, brachte ihn darauf.

„Besorge nichts,“ entgegnete er mit ruhigem Lächeln. „Ich kämpfe nicht mit solchen Waffen. — Aber fasse Dich jetzt, Clotilde. Es ist hohe Zeit — wir müssen nach dem Schlosse zurück. In solchem Zustande darf Dich Niemand sehen.“

Sie fühlte, daß er Recht habe und daß sie ihm schuldig sei, äußere Haltung zu bewahren. Instinktiv trat sie vor einen kleinen Spiegel, der an der Wand hing, ordnete ihre Haare, benetzte ihre verweinten Augen aus einem Glase,

das halb mit Wasser gefüllt neben der Staffelei stand, und frischte ihr Antlitz auf.

Er war auf sie zugetreten. „Sei guten Muthes, Clotilde," sagte er, indem er ihr den Arm bot. „Es wird bald Alles wie ein böser Traum hinter uns liegen."

Sie versuchte ein schwaches Lächeln; dann gingen sie.

VII.

Der Freiherr erschien heute allein zu Tisch. „Die Baronin ist unwohl," bedeutete er dem Kammerdiener. Dieser schaffte sofort das aufgelegte zweite Gedeck bei Seite, ohne sich irgendwelche Gedanken zu machen; denn es war ihm bekannt, daß die Herrin, wenn auch selten, dann aber um so heftiger an Migräne leide und sich in solchem Falle stets gänzlich zurückziehe.

Mit der äußeren Ruhe eines Weltmannes, der im Leben jede Art von Selbstbeherrschung erlernt und geübt hatte, nahm der Freiherr das Diner ein, wenn auch flüchtiger als sonst; was ja nicht auffallen konnte, da er ohne Gesellschaft speiste. Er athmete aber befreit auf, als endlich der Kammerdiener das Kaffeebrett mit der kleinen chinesischen Tasse und dem silbernen Kännchen vor ihm niedersetzte und hierauf verschwand. Nun konnte er sich, in den Stuhl zurückgelehnt, vollständig seinen Gedanken überlassen.

Was sich da zugetragen, hatte ihn nicht ganz unerwartet getroffen. Ein Vorgefühl davon hatte auf ihm mit dumpfem Drucke gelegen seit jenem Tage, an welchem er die Zuschrift des Gemeindevorstehers erhalten. Aber

nach Art erfahrener Naturen wollte er nicht vorschnell an ungewiß drohende Dinge rühren, um nicht etwa ihren Gang zu beschleunigen; er vermied es später sogar, seine Gemahlin zu beobachten, auf daß er durch verfrühte Wahrnehmungen nicht aus dem Gleichgewicht gebracht werde. Da sich aber nun Alles, immer noch überraschend genug, vollzogen hatte, erkannte er auch sofort sehr deutlich, wie klar und einfach die Sache lag — und Clotilde allein war es, die er dabei unmittelbar ins Auge faßte. Er selbst kam ja gar nicht in Betracht; er war ein alter Mann, den nur getroffen hatte, was ihn früher oder später einmal treffen mußte — und Graf Poiga-Reuhoff war eben ein gewohnheitsmäßiger Roué, gegen welchen er für seine Person nicht einmal Gereiztheit empfand, den er nur mit Hinblick auf den Seelenzustand Clotildens haßte. „Armes Weib!" flüsterte er vor sich hin. „Welche Zukunft steht ihr bevor!" Aber nicht die Zukunft galt es jetzt zu bedenken, nur die Gegenwart. Und über diese mußte sie unter allen Umständen hinweg gebracht werden!

Als jetzt der Kammerdiener wieder eintrat, sagte er: „Ich möchte heute dem Herrn Rittmeister einen Besuch machen, da ich ihn das erste Mal nicht angetroffen und blos eine Karte zurückgelassen habe. Erkundigen Sie sich, ob er zu Hause ist. Lassen Sie aber nichts von meiner Absicht verlauten; vielleicht besinne ich mich noch anders."

Er erhielt bald die Meldung: der Graf befinde sich in seiner Wohnung. Nachdem er noch eine Weile sitzen geblieben, begab er sich auf sein Zimmer, um eine Aenderung in seinem Anzuge vorzunehmen. Dann griff er nach seinem Hute und schritt langsam die Treppe hinunter.

Es schlug eben vier Uhr, als er quer über den Hof

dem Amtshause zuschritt. Auf einer der Stallbänke sah er den Reitknecht des Grafen sitzen, träg hingelümmelt neben dem Wachtmeister, mit welchem er in einer Unterhaltung begriffen schien. Sobald der Wachtmeister des Schloßherrn ansichtig wurde, erhob er sich und salutirte; der Reitknecht aber, ein bartloser, in der Art solcher Leute hochmüthiger Bursche, zögerte sichtlich; erst als der Freiherr gerade auf ihn zutrat, erhob er sich rasch und brachte den Stummel einer Virginia-Cigarre, den er mehr kaute als rauchte, aus dem Munde.

Der Freiherr sagte, er wünsche den Grafen zu sprechen; wie er gehört habe, sei derselbe zu Hause.

„Ja," erwiderte der Bursche in schwer verständlichem Deutsch; „aber er schläft. Ich habe jedoch den Befehl, ihn um vier Uhr zu wecken. Es ist jetzt gerade Zeit," fuhr er mit einem Blicke nach der Schloßuhr fort, „und ich werde den Herrn Baron anmelden."

„Thun Sie das," versetzte der Freiherr, „ich werde einstweilen hier warten." Und er schlug die Richtung nach dem Rondél in der Mitte des Hofes ein, wo er den kleinen Teich zu umschreiten begann.

Es dauerte ziemlich lange, bis der Andere mit der Nachricht zurückkam: der Herr Graf lasse bitten, einstweilen oben Platz zu nehmen, er werde gleich erscheinen.

Der Freiherr folgte nun dem Reitknechte, der offenbar auch die Verrichtungen eines Dieners besorgte, in das Eintrittszimmer, wo es ziemlich wüst aussah. Auf einem niederen Schranke gewahrte man, neben einer Anzahl von Gerten und Reitstöcken, die Mütze und die Handschuhe des Grafen; zwei Säbel, ein schwerer und ein leichter, lehnten in einer Ecke, und auf dem Tische vor dem Sopha lag bei

den Resten eines Frühstücks, die jetzt der Bursche rasch entfernte, ein zur Hälfte gerauchter Tschibuk. Obgleich ein Fenster offen stand, war doch ein scharfer Geruch von türkischem Tabak im Gemach verbreitet, der sich dem Freiherrn, welcher selbst nicht rauchte, höchst unangenehm aufdrängte. Durch die geschlossene Thür des Nebenzimmers herein klang das zornige, ab und zu herrisch beschwichtigte Gekläff eines Hundes, der den Fremden witterte; dazwischen Schritte und Geräusche, welche verriethen, daß der Graf eben im raschen Ankleiden begriffen war.

Endlich öffnete sich die Thür, durch deren Spalt sofort ein gelber, affenartiger Pintscher laut aufbellend dem Freiherrn entgegenschoß; auf einen drohenden Ruf seines Herrn kroch er unter das Sopha, wo er leise nachknurrte.

„Ich muß sehr um Entschuldigung bitten, Excellenz," sagte der Graf, indem er den erst halb eingeknöpften Uniformrock vollends schloß, „ich muß sehr um Entschuldigung bitten, daß ich Sie so lange habe warten lassen, aber ich war auf Ihren Besuch durchaus nicht vorbereitet — —." Seine Bewegungen waren hastig, unsicher und ließen Verlegenheit erkennen.

„Vielmehr muß ich Sie, Herr Graf, um Verzeihung bitten, daß ich zu so wenig geeigneter Stunde bei Ihnen erschienen bin —."

„O, das hat gar nichts zu sagen," unterbrach ihn der Andere, während sich nun Beide setzten. „Wir machen jetzt größere Uebungen, die einigermaßen ermüdend sind — und da habe ich eine Stunde geschlafen —."

„Nun, es war immerhin eine Störung — aber ich habe Ihnen eine dringende Mittheilung zu machen."

„Eine dringende Mittheilung? Welcher Art, wenn ich fragen darf?“

„Dürfte ich mir vielleicht erlauben, jenes Fenster zu schließen?“ sagte der Freiherr nach einer kurzen Pause, indem er Miene machte, sich zu erheben.

„O sehr gern!“ rief der Graf und sprang zuvorkommend auf. „Excellenz fürchten wahrscheinlich die Zugluft?“

„Nein. Ich fürchte nur, daß meine Mittheilung Erörterungen nach sich ziehen könnte, welche besser im Hofe nicht gehört werden.“

Der Graf zuckte zusammen. Er konnte kaum mehr im Zweifel sein, um was es sich handeln würde; jetzt aber hatte er auch sofort die vollständigste Fassung gewonnen. „Excellenz treffen sehr seltsame Vorkehrungen,“ sagte er kurz.

„Sie dürften vielleicht nöthig sein. Ich möchte Sie sogar bitten, im Vorhause nachzusehen, ob nicht Jemand —“

Der Graf blitzte ihn mit seinen dunklen Augen zornig an. „Was soll das heißen? Ich bin von keinen Spionen umgeben und bitte Sie, zur Sache zu kommen.“

„Wie es Ihnen beliebt. Ich für meine Person pflege niemals sehr laut zu sprechen — und eigentlich handelt es sich ja nur um eine Bitte, die ich Ihnen vortragen werde. Wenn Sie ihr Gewährung schenken, so entfällt jede weitere Verhandlung von selbst.“

„Und was wäre das für eine Bitte?“ fragte der Graf, der sich wieder gesetzt hatte und nun die Arme über der Brust verschränkte.

„Daß Sie diese Behausung so bald, wie nur irgend möglich, verlassen möchten.“

„Herr Baron!“

„Bleiben Sie ruhig, Herr Graf," sagte der Freiherr sanft. „Betrachten Sie es wirklich nur als Bitte." Es klang in der That ein flehender Ton durch diese Worte.

Der Andere blickte mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin. „Und aus welcher Veranlassung richten Sie diese Bitte an mich?"

„Aus Rücksicht für meine Frau."

Eine dunkle Röthe schoß in das Antlitz des Grafen. „Sie hat Ihnen gesagt?" — fragte er halb verwundert, halb wegwerfend.

„Ja, sie hat es mir gesagt."

„Nun also!" versetzte der Graf nach kurzem Schweigen, indem er hochmüthig den Kopf zurückbog. „Wenn Sie nicht gekommen sind, Rechenschaft von mir zu fordern, dann ist auch alles Weitere höchst gleichgiltig. Denn Sie begreifen doch, daß Ihre Frau Gemahlin fortan vor mir sicher ist — ganz sicher!"

Diese Worte trafen den Freiherrn wie Peitschenhiebe; aber er zuckte nicht einmal mit den Wimpern. „Das begreife ich sehr wohl," sagte er ruhig. „So einfach jedoch liegen die Dinge nicht. Was da vorgefallen, hat meine Frau derart angegriffen, daß eine dauernde Seelenstörung zu befürchten ist."

„Die Baronin scheint sehr schwache Nerven zu haben!" rief der Graf höhnisch.

„Ohne Zweifel. Und deshalb sehen Sie auch ein, daß ich unter keiner Bedingung von Ihnen Genugthuung fordern darf. Ich habe vielmehr, was *meine* Person anbetrifft, gar kein Gewicht auf die Sache zu legen und nur zu trachten, daß meine Frau sich beruhigt. Sie muß *ver-*

gessen lernen — und dazu ist vor Allem nothwendig, daß Sie nicht mehr hier sind."

„Eine höchst eigenthümliche Auffassung!"

„Gewiß, diese Auffassung ist keine alltägliche. Aber wie Sie auch darüber denken mögen, Eines werden Sie nach reiflicher Erwägung klar erkennen: daß Ihnen unter allen Umständen die Pflicht erwächst, das Geschehene möglichst ungeschehen zu machen."

Der Graf war nachdenklich geworden. Die ruhig ernste, ergreifende Sprache des Freiherrn verfehlte offenbar nicht, Eindruck zu machen. Aber bald gewann seine Natur wieder die Oberhand.

„Nein! Nein!" rief er, sich ungestüm vom Sessel erhebend. „Ich kann mich nicht so ohne weiteres fortweisen lassen!"

„Sie werden nicht fortgewiesen. Es ist Ihr freier Entschluß, eine Aenderung herbeizuführen."

„Aber wie soll ich es anstellen?" rief der Bedrängte ärgerlich mit dem Fuße stampfend. „Kann ich denn so Knall und Fall — —? Was würde man unten — im Kreise der Kameraden dazu sagen? Es würde Aufsehen erregen — ja man könnte sogar muthmaßen —"

„Um Muthmaßungen kümmere ich mich nicht."

„Und jedenfalls würde man einen anderen Offizier heraufsenden. Sie kämen da vielleicht nur aus dem Regen in die Traufe!"

Der Freiherr bewegte sich auf dem Sopha, aber er sagte mit eisiger Ruhe: „Das fürchte ich nicht. Wiederholungen ereignen sich nicht so rasch nacheinander."

Der Graf sah ihn halb erstaunt, halb verächtlich an und erwiderte nichts mehr. Denn plötzlich wurden schwere,

wuchtige Tritte vernehmbar, die unter Sporengeklirr die Treppe heraufkamen.

„Es ist Jemand von meinen Leuten," sagte er jetzt. Und da nun schon mit schüchterner Plumpheit an der Thür geklopft wurde: „Herein!"

Ein stattlicher Unteroffizier trat ins Zimmer, den Helm auf dem Kopfe, die Diensttasche umgehängt. Er nahm Stellung und salutirte automatisch. Dann zog er ein großes versiegeltes Schreiben hervor und überreichte es seinem Vorgesetzten, der es erbrach. Während des Lesens nahmen die Züge des Grafen einen eigenthümlichen Ausdruck an.

„Es ist gut. Sagen Sie meinem Wachtmeister, daß er die Leute zum Befehl antreten lassen soll." Als er mit dem Freiherrn wieder allein war, wandte er sich an diesen. „Der Zufall ist Ihnen günstig, Herr Baron. Wissen Sie, was dieses Blatt enthält? Den Marschbefehl. Wir müssen sofort zur ungarischen Armee stoßen. Morgen mit dem frühesten verlassen wir das Schloß."

Ohne ein Zeichen der Ueberraschung oder der Befriedigung erhob sich der Freiherr und sagte mit einer Verbeugung: „Dann ist unsere Unterredung zu Ende. Wäre das Blatt gestern eingetroffen, so wäre sie nicht nothwendig geworden."

Kaum hatte er sich zum Abgehen gewendet, als auch schon der Hund unter dem Sopha hervorschoß und sich mit wüthendem Gebell an seine Fersen heftete. Ein Fußtritt seines Herrn ließ ihn schmerzvoll aufheulen. „Verdammte Bestie!" rief der Graf mit unterdrückter Stimme, während das Thier winselnd in einen Winkel flüchtete. Allein geblieben, schritt er mit sichtlich unangenehmen Ge-

danken und Empfindungen im Zimmer auf und nieder. „Ach was!“ sagte er endlich, schnippte mit den Fingern und schnallte seinen Säbel um.

* * *

Während dessen hatte Clotilde auf dem Ruhebett ihres durch geschlossene Jalousien verdüsterten Zimmers gelegen. „Ich muß Dich nun für einige Zeit Dir selbst überlassen,“ hatte der Freiherr zu ihr gesagt, als er sich zu Tisch hinunter begab. „Vielleicht ist es Dir erwünscht. Aengstige Dich nicht, es wird Alles gut werden.“

Aber kaum allein, empfand sie sofort wieder aufs tiefste, daß es nie und nimmer gut werden könne. Einen Augenblick zwar hatte sie bei den milden, zärtlichen Tröstungen ihres Gatten aufgeathmet; einen Augenblick war das Leben, sonnenhell wie früher, aus der dunklen Nacht der Verzweiflung, die sie umgab, aufgetaucht — jetzt aber versank es wieder. Sie fühlte, daß Etwas in ihr gebrochen und vernichtet war, das nicht wieder hergestellt werden konnte. Ja, die klare Ruhe, der heitere Frieden ihrer Seele war verloren — verloren für immer. Was frommte es, daß ihr Gatte entschuldigte und verzieh, was sie sich selbst niemals würde verzeihen können? Der heutige Tag ließ sich in ihrem Gedächtnisse nicht auslöschen. Seit jeher hatte sie nur in ganz reiner Lebensluft zu athmen vermocht; die leiseste Trübung drohte sie zu ersticken. Schon von klein auf war sie so gewesen. Ein geringes Versehen, das sie sich zu Schulden kommen ließ; ein noch so sanfter Tadel ihres Vaters — die Mutter hatte sie schon sehr früh durch den Tod verloren — oder

von Seiten ihrer Lehrer erfüllte sie mit solchen Gewissensbissen und Selbstvorwürfen, daß sie oft wochenlang aus kindlichem Gram und Kummer nicht herauskam. Mit welch ängstlicher Scheu war sie als Mädchen und später als Frau Allem aus dem Wege gegangen, was sie in Versuchung und Gefahr hätte bringen können; eine innere Stimme sagte ihr, daß ihr die Kraft des Widerstandes fehle. Daher galt sie auch in der Gesellschaft für geistig beschränkt, und trotz ihrer Schönheit trat Niemand näher an sie heran; denn ihre hilflose Zurückhaltung flößte weit eher Mitleid als Interesse ein. Darum liebte sie so die Stille und Zurückgezogenheit; da konnte sie ihr Wesen frei und furchtlos entfalten, da konnte sie gedeihen; — Verwickelungen und Conflicten, das fühlte sie, war sie nicht gewachsen — sie brachten ihr den Tod .....

Sie schauerte. Wie kalt war es im Zimmer trotz des heißen Sommertages! Sie breitete eine leichte Decke über sich und schloß die Augen. Und wie sie jetzt so dalag, überkam sie ein eigenthümlicher Zustand. Es wurde ihr so weh zu Muthe — und doch wieder so wohl. Gerade wie beim Beginn einer schweren Krankheit, wo die Welt in vagen Umrissen zu verdämmern beginnt — wo alles Nahe in immer weitere Ferne gerückt wird. Nur manchmal durchzuckte ein namenloser Schmerz ihre Brust. Denn da dachte sie ihres edlen Gatten, der glücklichen Jahre, die sie mit ihm verlebt hatte — dachte an den schönen stillen Park, an das Tirolerhaus — an ihre Landschaft — ihre geliebten Bücher ......

Sie zog die Decke höher hinauf. Ein seltsamer, dumpfer Druck, den sie schon in den letzten Tagen hin und wieder empfunden hatte, lastete jetzt schwer auf ihrer Stirn, und

indem sie die Augen schloß, versank sie in einen lähmenden Halbschlaf, der sie mit verworrenen Traumgesichten umgaukelte. Es war nichts Ungeheuerliches, nichts eigentlich Beängstigendes. Die verschiedenartigsten Gestalten tauchten auf und verschwanden wieder, oder gingen eine in die andere über. Sie sah ihren Vater, sah ihre Mutter, von der sie sich sonst kein recht deutliches Bild mehr machen konnte; sie sah sich selbst als ganz kleines Mädchen mit einem Geburtstagsstrauß in der Hand; ihren Gatten als ganz jungen Mann in einem grünen Frack mit gelben Knöpfen, wie er auf einer von Daffinger gemalten Miniatur dargestellt war; sah den Grafen auf einem Feuer sprühenden Pferde, ihr Kammermädchen mit dem Aussehen einer alten Magd in ihrem elterlichen Hause — einen langen Zug von Reitern auf schwarzen, seltsam beflorten Rossen . . .

Jetzt schrak sie auf. Ihr Gatte, der über sie gebeugt stand, hatte sie sanft auf die Stirn geküßt. „Du hast geschlummert?“ fragte er leise.

„Ja — es scheint,“ erwiderte sie, während ihr neuerdings die ganze Wucht ihres Elends fühlbar wurde.

Und nun theilte er ihr mit, was sich zugetragen. Er hatte gehofft, sie würde dabei immer leichter, immer freier aufathmen. Aber sie hauchte nur tonlos: „Mein Gott! Mein Gott! Dieser eine Tag!“

„Ja,“ sagte er erschüttert und zugleich beruhigend, „es ist traurig, daß alles menschliche Glück und Unglück zuletzt meistens nur von solchen Schickungen abhängt. Doch tröste Dich: es ist jetzt Alles vorbei.“

Sie ergriff die Hand, die er ihr reichte; aber das Herz lag ihr wie Eis in der Brust.

VIII.

Am folgenden Nachmittag saß der Freiherr am Schreibtische und richtete folgenden Brief an Frau Charlotte Nespern in Wien:

„Ich schreibe Ihnen in größter Beängstigung, liebe Tante Lotti! Meine theure Clotilde, welche sich schon gestern unwohl gefühlt, ist heute in den frühen Morgenstunden von einem Schüttelfroste befallen worden, in welchem ich sofort den Vorboten einer ernstlichen Erkrankung vermuthete. Dennoch unterließ ich es, auf ihre Einsprache hin, nach einem Arzt zu schicken, denn der Anfall ging vorüber, und nur eine gewisse Abspannung war zurückgeblieben, welche Clotilde bewog, im Bette zu bleiben, wo sie auch späterhin in einen, wie es schien, ruhigen und erquickenden Schlaf verfiel. Aber gegen Mittag erwachte sie unter erneuten Fiebererscheinungen — und nun zögerte ich keinen Augenblick, nach dem Doctor zu senden, der aber, wie das schon so zu gehen pflegt, nicht anzutreffen war, da er sich zu einem Kranken außerhalb der Ortschaft begeben hatte. Es konnte nur der Auftrag hinterlassen werden, daß er nach seiner Rückkunft sogleich im Schlosse erscheine. Bis jetzt (vier Uhr) ist er noch nicht da — und ich fange bereits an, die Minuten zu zählen; denn das Fieber ist im Zunehmen begriffen und die geliebte Kranke, obgleich sie nicht darüber klagt, scheint an den quälendsten Kopfschmerzen zu leiden. In dieser verzweifelten Gemüthslage schließe ich meinen Brief mit der innigen Bitte: wenn es Ihnen die Umstände nicht ganz und gar unmöglich machen, so eilen Sie hierher und stehen in voraussichtlich

schwerer Zeit bei Ihrer Sie zärtlich liebenden Nichte und Ihrem treu ergebenen Günthersheim."

Der Freiherr hatte das Schreiben hastig fertig gestellt und dann durch einen Diener eilends zur Post bringen lassen. Es gab damals noch keine Telegraphenverbindungen, auch keine Eisenbahnen, die von den Hauptlinien abzweigten, und so mußten wenigstens vier Tage verstreichen, eh' die sehnlich Herbeigewünschte eintreffen konnte. Der besorgte Gatte begann den Zustand der völligen Verlassenheit, in welchem er sich jetzt mit der Kranken befand, aufs tiefste zu empfinden.

Nunmehr aber wurde das Erscheinen des Arztes gemeldet. Der Freiherr ging ihm rasch entgegen und führte ihn in das Zimmer, wo Clotilde lag, das Antlitz erhitzt, die Stirn mit einem kühlenden Umschlag bedeckt.

Der Doctor, ein hoher Fünfziger mit stark geröthetem, pockennarbigem Gesicht, trat auf seinen Stock gestützt — denn er hatte ein lahmes Bein — mit einer plumpen Verbeugung an das Bett und betrachtete sie aufmerksam. Dann entfernte er den kalten Bausch und befühlte die Stirn. „Diese Umschläge nützen nichts — Eis! Eis!" Er setzte sich auf einen Stuhl und prüfte den Puls der Kranken, an die er einige kurze Fragen richtete.

„Hm" — machte er nach einer Pause. „Ich werde eine Kleinigkeit verschreiben." Damit erhob er sich und hinkte schwerfällig aus dem Zimmer.

Der Freiherr war ihm gefolgt und fragte jetzt ängstlich: „Nun, lieber Doctor — nun?"

„Cerebrales Fieber," erwiderte dieser trocken, indem er sich nach Schreibzeug umsah.

„Ich bringe Ihnen sogleich das Nöthige. — Aber sagen Sie: halten Sie den Zustand für sehr gefährlich?“

„Es kann eine Gehirnentzündung werden. Hat die Frau Baronin in letzter Zeit eine Aufregung durchgemacht?“

Trotz seiner Selbstbeherrschung und obgleich er auf die Frage vorbereitet gewesen, fühlte der Freiherr, wie er erröthete. „Sie hat sich allerdings einen Vorfall sehr zu Herzen genommen, aber —“

„Hm, ja. Kinderlose Frauen in solchem Alter und —“ er warf einen eigenthümlichen Blick auf den Freiherrn. „Uebrigens wer weiß, wie die Dinge zusammenhängen. Excellenz haben ja hier oben auch Einquartierung gehabt? Nicht wahr?“

Der Freiherr konnte eine Geberde der Betroffenheit nicht unterdrücken. „Ja, gewiß —“

„Nun also. Ich kann Ihnen nur sagen, daß seit einigen Tagen im Orte Typhusfälle vorkommen. Vielleicht haben die Dragoner Etwas eingeschleppt und nun als Andenken zurückgelassen.“

Um seine Erregung zu verbergen, trat der Freiherr ins Nebenzimmer und brachte ein kleines zierliches Tintenfaß sammt Feder und Papier herein.

„So,“ sagte der Doctor, nachdem er rasch ein Recept geschrieben, „das ist Alles, was ich thun kann. Im Uebrigen: fortgesetzte Eisumschläge, kühlende Getränke. Unter allen Umständen aber möchte ich Ihnen rathen, noch einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Ich übernehme in solchen Fällen nicht gern allein die Verantwortung. Denn ich gelte, obgleich ich mein Diplom in der Tasche habe —“ er schlug dabei an die Hüfte — „in den Augen vieler Leute doch

nur als Landbader. Eine Capacität aus Prag — oder gar aus Wien hieher zu bescheiden, ist es freilich zu spät."

„Zu spät!" rief der Freiherr angstvoll.

„Ja; denn die Krisis pflegt oft sehr rasch einzutreten."

„Aber eine günstige Wendung ist doch möglich!"

„Möglich, ja. Schicken Sie daher gleich einen Wagen nach Trautenau — zu Doctor Lederer. Ein Schüler Oppolzers. Er ist zwar ein sonderbarer Heiliger und wird sich spreizen — schließlich aber kommen. Allerdings kann auch er vor zwölf Stunden kaum da sein," fügte der Doctor nachdenklich hinzu.

„Sie beängstigen mich aufs Aeußerste!"

„Na! Na! Verlieren Excellenz den Kopf nicht. Eines muß ich Ihnen noch sagen, damit Sie nicht etwa allzu sehr erschrecken: es werden voraussichtlich schon heute Delirien eintreten. Jedenfalls komme ich Abends wieder. Guten Tag!"

Mit dieser gedankenlos gesprochenen Grußformel, die ihm bei jedesmaligem Kommen und Gehen zur Gewohnheit geworden, entfernte er sich und überließ den Freiherrn einer stummen Verzweiflung.

„Mein Gott! mein Gott! Sollte es schon so weit — und keine Rettung mehr sein?" flüsterte endlich der qualvoll Bedrückte und begab sich mit leisen Schritten in das Krankenzimmer zurück. Er beugte sich über Clotilde, die in unruhigem Schlummer zu liegen schien, und faßte leicht ihre Hand. Bei dieser Berührung schlug sie die Augen auf und sah ihn wie fremd an. Dann aber lächelte sie, und er fühlte, wie sich ihre Finger zu sanftem Drucke schlossen.

„Wie fühlst Du Dich?“ fragte er.

„O nicht schlechter,“ erwiderte sie mit matter Stimme. „Nur müde, sehr müde — ich möchte in einemfort schlafen.“

„Nun, schlafe, mein Kind, schlafe,“ sagte der Freiherr zärtlich. „Aber wir werden Eisumschläge machen müssen.“

„Das wird mir wohl thun,“ hauchte Clotilde, während sie schon die Lider geschlossen hatte.

Inzwischen war Eis gebracht worden und der Freiherr traf selbst die ersten Anstalten. Dann überließ er dem Kammermädchen die weitere Sorge, um jetzt die Absendung des Wagens nach Trautenau veranlassen zu können. Er that es, wie er sich selbst eingestand, ohne tröstliche Erwartung. Denn mit jener ahnungsvoll düsteren Voraussicht, welche reifen und vielgeprüften Menschen eigen ist, zweifelte er bereits an einem glücklichen Ausgange. „Ich baue auf Ihre Umsicht,“ sprach er zu dem Kammerdiener, den er mit der Botschaft an den Arzt betraute, „und weiß, daß Sie nichts verabsäumen werden.“

Dann kehrte er zu der Kranken zurück, hieß das Mädchen einstweilen sich entfernen und nahm dicht an dem Bette Platz. Clotilde schlummerte. Aber sie bewegte Kopf und Arme hin und her; ihre weißen Finger schienen von dem blauen Atlas der Bettdecke Flocken auflesen zu wollen.

Langsam, bleischwer zogen die Stunden vorüber, während draußen die Sonne tiefer und tiefer sank und ihr letztes röthliches Gold durch die Spalten der Jalousien schimmern ließ.

Was war das plötzlich? Clotilde hatte die Lippen bewegt und unverständliche Worte gemurmelt. Er glaubte,

sie gälten ihm, und neigte sein Haupt tief zu dem ihren hinab. Aber sie bemerkte es offenbar nicht.

„Willst Du Etwas, Clotilde?" fragte er leise.

Keine Antwort; nur erneutes, stärkeres Gemurmel — unverständliche Worte.

Sein Herz erstarrte. Die beginnenden Delirien! sprach es in ihm.

Immer unruhiger wurde die Kranke; sie warf ächzend und stöhnend den Kopf hin und her, und schien dabei mit unsichtbaren Personen zu sprechen.

Wenn er nur verstehen könnte! Und jetzt waren ihm auch einige Worte deutlich ins Ohr gedrungen. Es waren französische Worte! Sie hatten sich Beide im gegenseitigen Verkehr dieser Sprache nur selten bedient; ja Clotilde hegte eine Art Abneigung dagegen, denn sie hatte sie in ihrer Jugend äußerst schwer und mühsam erlernt und später nur sehr unvollkommen beherrscht. Und jetzt — in ihrer Krankheit — in der Bewußtlosigkeit ihres Geistes griff sie darnach!

„Le cheval! Le cheval!" stieß sie jetzt, furchtbar aufschreiend, hervor und richtete sich mit halbem Leibe auf. Plötzlich aber sank sie wieder zurück, streckte sich lang aus und verblieb regungslos.

Der Freiherr nahm dies Alles wahr im ungewissen Dunkel des Gemaches. „Clotilde!" rief er entsetzt. „Clotilde!"

Sie blieb stumm.

„Mein Gott!" ächzte der Freiherr. „Wenn nur Doctor —"

Aber der trat auch eben jetzt, so leise wie es ihm möglich war, durch die Thür, von dem ängstlich blickenden

Mädchen gefolgt, welches das Licht einer Kerze mit vorgehaltener Hand dämpfte.

„O Doctor, sehen Sie nur . . . .“

Dieser nahm dem Mädchen das Licht ab und ließ den vollen Schein auf Clotilde fallen. Sie lag noch immer ganz starr; ihr schönes Antlitz war verzerrt, die Mundwinkel herabgezogen.

„Mein Gott, Doctor, was ist das?“

Dieser schien selbst erschrocken; er hatte diesen Anblick offenbar nicht erwartet. „Trismus — Trismus,“ sagte er endlich. „Ist Senfmehl im Hause? Rasch!“

Das Mädchen eilte fort.

Aber schon trat Etwas ein, das den Freiherrn erschaudern machte. Ein plötzliches Schüttern ging durch den Körper seiner Frau; die Augen öffneten sich weit, die Finger krampften sich zusammen und mit zischenden Athemstößen schnellte die Kranke wiederholt im Bett empor.

„Convulsivischer Anfall!“ rief der Doctor. „Ein so akuter Verlauf ist mir in meiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen. Sobald einige Beruhigung eintritt, werde ich sofort einen Veneneinschnitt applicieren. — Aber jetzt, Excellenz, ist es Zeit, daß Sie nach dem Geistlichen schicken.“

Der Freiherr zuckte zusammen. Daran hatte er gar nicht gedacht. Dem Geiste seiner Zeit gemäß war er kein Ungläubiger; auf religiöse Gebräuche und Feierlichkeiten jedoch hatte er, sowie seine Gemahlin, die ihre stille Andacht am liebsten in der kleinen, im Erdgeschoß gelegenen Schloßkapelle verrichtete, seit jeher nur wenig Gewicht ge-

legt. Jetzt aber sollte Clotilde mit den Sterbesakramenten versehen werden, und die tiefernste Bedeutung des Augenblickes fiel ihm erschütternd auf die Seele.

Es traf sich, daß der Ortspfarrer, der durch einen Diener in Kenntniß gesetzt wurde, seit einigen Tagen selbst unwohl war und daher seinen Cooperator entsenden mußte; dieser erschien auch in kurzer Zeit.

Der Freiherr war ihm die Treppe hinunter entgegengegangen und befand sich einem ganz jungen Geistlichen gegenüber, der erst vor Kurzem aus dem Alumnat getreten sein konnte. Eine schmächtige, hoch aufgeschossene Gestalt mit blonden Haaren und einem zarten, fast mädchenhaften Gesicht, das Befangenheit und Verlegenheit ausdrückte. Als ihm jetzt der Freiherr mit zitternder Stimme auseinandersetzte, wie so ganz unvorhergesehen und rasch der traurige Fall eingetreten — und daß die Kranke bewußtlos sei, erwiderte er, hoch erröthend: „O ich verstehe — ich verstehe — ich werde die heilige Handlung so rasch wie möglich vornehmen.“

Die Augen zu Boden gesenkt, betrat er das matt erhellte Zimmer und erhob den Blick erst, als er dicht vor der Kranken stand, bei welcher der Doctor inzwischen eine leichte Blutentziehung angewendet hatte. Mit bebender Stimme und bebender Hand nahm er, während die Anderen in dem Hintergrunde des Zimmers knieten, die Ceremonie der letzten Oelung vor; er wagte dabei kaum das regungslose, bleiche junge Weib anzusehen, und es glich einer Flucht, als er nach einem kurzen Gebet das Zimmer verließ.

Der Freiherr war ihm nachgeeilt und ergriff draußen dankend seine Hand. „Gott schütze Sie!“ murmelte der Priester,

hastig abwehrend, und entfernte sich mit dem Meßner, der jetzt im Hofe sein Glöckchen erklingen ließ.

Als der Freiherr zurückkehrte, fand er den Doctor am Bett, trübselig das Haupt gesenkt. Beide blickten nun schweigend auf Clotilde, aus deren schönem Antlitz die Verzerrung verschwunden war. Aber sie hatte die Augen geschlossen und athmete hastig und stoßweise.

„Doctor!?“ flehte leise der Freiherr.

Der andere schüttelte muthlos den Kopf. „Sopor!“ sagte er leise.

„So muß ich mich auf das Aeußerste gefaßt machen?“

„Ich glaube. Was geschehen konnte, ist geschehen. Es wäre jetzt an der Natur, sich selbst zu helfen. Jedenfalls bleibe ich hier. Ich darf mich wohl ein wenig da drinnen auf das Sopha hinstrecken?“ Mit diesen Worten zog er sich in das anstoßende Zimmer zurück.

Der Freiherr jedoch kniete am Bett nieder. Bis zu dieser Minute war sein Auge trocken geblieben. Der furchtbare Krampf seines Inneren hatte keine Lösung finden können. Jetzt aber machte er sich in Thränen Luft. Zuerst drängten sie sich einzeln, tropfenweise zwischen den Wimpern hervor, aber immer strömender, immer heißer weinte sie der gebrochene Mann auf die geliebte Hand nieder, die er umfaßt hielt ......

„Doctor! Doctor!“

Dieser fuhr, aus dem kurzen Schlafe, in den er verfallen war, von dem Freiherrn wachgerüttelt, empor.

„Ein neuer Anfall! Ein neuer Anfall!“

„So, so,“ sagte der Doctor, sich etwas mühsam zurechtfindend, und folgte in das Krankenzimmer.

Der Anfall war heftig, aber kurz. Clotilde lag wieder ruhig da; sie schien jedoch kaum mehr zu athmen.

Und nun geschah Etwas, das nur Diejenigen kennen, welche an Sterbebetten gestanden haben.

Clotilde öffnete mit einemmal die Augen und richtete sich mit halbem Leibe empor. Ausdruckslos blickte sie um sich; dann kehrte sie ihr Antlitz langsam dem Gatten zu. Sah sie ihn? Sah sie ihn nicht? Wer konnte es sagen? Unverwandt, aber verglast blieben ihre Augen auf ihn gerichtet. Plötzlich lächelte sie; dann fiel sie in die Kissen zurück, seufzte tief auf — und ihr Kinn sank zur Brust hinab.

Der Freiherr von Günthersheim beugte sich über die Leiche.

IX.

Wie er den Rest der Nacht und den Morgen durchlebt, wie er den eingetroffenen zweiten Arzt empfangen, darüber konnte er später sich selbst keine Rechenschaft ablegen. Mit jener an Gedankenlosigkeit grenzenden Apathie des Schmerzes traf er und hieß er die Anstalten treffen, welche nunmehr zum Begräbniß nothwendig erschienen. Er wurde dabei von dem wackeren Doctor unterstützt, der offenbar Mitleid mit dem vereinsamten Manne hatte; auch der Ortsvorsteher fand sich ein, um das Beileid der Gemeinde auszusprechen und sich dem Freiherrn zur Verfügung zu stellen. Und wie denn die Frauen bei ähnlichen Anlässen stets bemüht sind, eine warme und werkthätige Theilnahme

zu bezeigen, so hatten einige angesehene Einwohnerinnen nicht ermangelt, der weiblichen Dienerschaft, welche sichtlich den Kopf verloren hatte, bei den letzten Diensten, die der todten Herrin zu erweisen waren, an die Hand zu gehen.

Und so war auch die Stunde gekommen, wo Clotilde im Salon aufgebahrt lag, von hochragenden Wachslichtern umflackert. Man hatte sie in schwarze Seide gekleidet, ihr einen Kranz aus weißen Rosen um die Stirn und ein kleines goldenes Cruzifix in die gefalteten Hände gelegt. Der Freiherr war im Innersten gegen solche Zurschaustellung gewesen, aber er konnte und durfte sie den Menschen nicht entziehen, die jetzt voll scheuer Neugierde in Schaaren heraufkamen, die schöne todte Schloßfrau zu bewundern und zu betrauern. Und während dessen saß er im anstoßenden Gemach allein, ganz allein. Er hörte die vorsichtig gedämpften Schritte der Ab- und Zugehenden; hörte stilles Geflüster und unterdrücktes Weinen. Er aber konnte nicht weinen; wäre Tante Lotti hier gewesen, so wären mit ihren auch seine Thränen geflossen. Sie allein war es, die er entbehrte — aber sie konnte ja im besten Falle erst übermorgen eintreffen. Und so blieb sein heißes Auge trocken: blieb es die endlos lange Nacht hindurch, während welcher zwei arme Frauen an der Leiche beteten; blieb es, als er den letzten Kuß auf die Stirn seines Weibes drückte. Nur wie im Traum nahm er wahr, daß man jetzt den Sargdeckel über ihr schloß; wie im Traum sah er den Pfarrer mit zwei Kaplänen in weißen Chorhemden und goldgestickten Stolen eintreten, hörte die monotonen Gebete, die halb gesungenen, halb gesprochenen Responsorien, athmete den betäubenden Duft, der qualmend aus dem geschwungenen Weihrauchfasse drang. Und jetzt

wurde der Sarg gehoben und fortgetragen. Hinter ihm folgten die Priester, hinter den Priestern er selbst. Dann die schwarzgekleidete Dienerschaft und endlich die Honoratioren des Ortes, welche mit ihren Frauen dicht gedrängt den Sarg umstanden hatten. Und so ging es in langsamem Zuge die Avenue hinunter, hinunter durch den heißen, leuchtenden Sommertag, hinunter zur Ortskirche, wo die Todte bis auf weiteres in einem zum Schloßbesitz gehörenden Gruftgewölbe beigesetzt wurde. Erst als er sich wieder — ein Wagen, der nachgefahren war, hatte ihn zurückgebracht — allein im Schlosse befand, erwachte er. Und da brach auch sein Jammer hervor und erfüllte die einsamen Gemächer mit stöhnender Wehklage.

* * *

Tante Lotti war angekommen. Er hatte sie stumm in seine Arme geschlossen und dann ein leise abwehrendes Zeichen mit der Hand gemacht. Daraus hatte sie entnommen, daß er nicht gefragt sein wollte — und sie fragte nicht. Wozu auch? Daß Clotilde gestorben war, das wußte sie, und sie fand sich in diese Thatsache, wie sich starke und vielgeprüfte Naturen in das Unabänderliche zu finden wissen. War sie doch nicht außer sich gerathen, als man ihr den Sohn sterbend ins Haus gebracht. Sie hatte nicht, wie andere Mütter an ihrer Stelle gethan haben würden, mit Gott und der Weltordnung gehadert, nicht die teuflische „Camarilla“ und die entmenschte „Soldateska“ verflucht, nein: der Jüngling hatte sich im blauen Legionärrock, die Flinte auf der Schulter, zu voraussichtlichem Kampfe aufgemacht — konnte sie es Wunder nehmen,

daß er mit durchschossener Brust vor ihr lag? Freilich, daß ihre Nichte in der vollsten Blüthe des Lebens so plötzlich dahingerafft worden war, entzog sich jeder Voraussetzung. Aber wie viele Menschen erkranken und sterben nicht auf der weiten Erde? Auch die junge Frau hatte dieses Loos getroffen. Tief schmerzlich für den armen Gatten; schmerzlich auch für sie, die auf das Kind des Bruders all die segnende Liebe übertragen wollte, welche sie dem eigenen nicht mehr weihen konnte. Als kluge und erfahrene Frau hatte sie gefühlt, wie nothwendig gerade Clotilden, deren Ehe kinderlos geblieben, eine mütterliche Freundin sein mußte — umso nothwendiger, jemehr ihr Gatte in den Jahren vorschritt. Aber sie hatte auch sofort das Bewußtsein, nunmehr für diesen leben und sorgen zu müssen. Sie war auf seinen Brief über Hals und Kopf von Wien abgereist und hatte dort manches höchst Wichtige unerledigt zurückgelassen. Dennoch wollte sie jetzt fürs Erste hierbleiben und abwarten, bis sich der Trostlose einigermaßen gefaßt haben würde.

Und der Freiherr faßte sich auch allmälig. Das heißt, es wurde ihm nach und nach vollkommen klar und deutlich, was sich eigentlich zugetragen hatte. Sein geliebtes Weib war ihm weggestorben, einer Gehirnentzündung erlegen. Also einer Krankheit. Was aber hatte die Krankheit hervorgerufen? Aller Wahrscheinlichkeit nach jene Begegnung im Parke mit dem Grafen Poiga. Der also war ihr Mörder! Doch nein! Was hatte er denn gethan? Nicht mehr und nicht weniger, als was jeder Andere an seiner Stelle — was vielleicht der Freiherr selbst in seinen jüngeren Jahren — einer schönen Frau mit einem alternden Gatten gegenüber gethan haben würde. Konnte der

Graf die Folgen voraussehen — ja auch nur ahnen? Nein. Denn keine andere Frau hätte sich dieses Abenteuer so zu Herzen genommen. Er jedoch, ihr Gatte, hätte sie kennen und es wissen sollen. Und so war es auch seine Pflicht gewesen, sie vor solchen Fährlichkeiten zu bewahren, zu schützen. Aber die Schuld lag noch viel tiefer. Er hatte als Fünfzigjähriger ein junges Mädchen geheirathet, hatte ein aufblühendes Leben an sein verwelkendes gefesselt. Und doch — das Mädchen hatte ihn geliebt! Es hatte als Weib zehn Jahre lang mit inniger Neigung an ihm gehangen! Dennoch durfte er damals nicht um sie werben. Denn als reifer, überlegter Mann mußte er voraussehen, daß die Natur im Laufe der Zeit gegen diesen Bund Protest einlegen würde. Und er gestand sich jetzt, daß ihn solche Bedenken auch wirklich stark beunruhigt hatten, aber von seiner Selbstsucht, von seinem Verlangen nach dem köstlichen Besitz waren sie zum Schweigen gebracht worden. Ja, es war ein Verbrechen, daß er um sie geworben! Was aber wäre geschehen, wenn er es nicht gethan? Sie würde einen Anderen geheirathet haben. Sie wäre jetzt noch eine glückliche Gattin — vielleicht eine glückliche Mutter. Bei diesem Gedanken krampfte sich sein Herz zusammen. Worin jedoch lag die Bürgschaft, daß es sich, bei all den Zufälligkeiten, die das menschliche Wohl bedingen, bei all den Gefahren, die es bedrohen, wirklich so verhalten würde? Wer konnte behaupten, daß Clotilde unter anderen Verhältnissen glücklicher — ja auch nur so lange glücklich gewesen wäre, wie sie es mit ihm war. Hätte sie nicht schon in ihrem ersten Wochenbett sterben können? Er athmete freier auf. Ja, ein Menschenschicksal läßt sich in all seinen Möglichkeiten nicht berechnen, und wenn er

an dem seines geliebten Weibes Schuld trug, so büßte er es jetzt durch ein vereinsamtes, qualvolles Dasein, dem der erlösende Tod — er fühlte es im Tiefsten seiner Seele — nicht so bald nahen würde ....

Dennoch ging er jetzt daran, alle nothwendigen letztwilligen Anordnungen so rasch zu treffen, als sollte er morgen sterben. Fürs Erste hinsichtlich seines Vermögens. Er war kein reicher Mann; ja ohne den bedeutenden Ruhegehalt, den er vom Staate bezog, hätte er sich sehr einschränken müssen. Die Ersparnisse, welche die Günthersheim vor ihm zurückgelegt, waren von seinem Vater zum Ankauf des Gutes verwendet worden, das, weil man es nicht in eigener Verwaltung haben konnte oder mochte, nur geringe Erträgnisse abwarf. Er selbst hatte es blos als Sommeraufenthalt geschätzt — und das Schloß sollte einst der Wittwensitz seiner theuren Clotilde werden; denn daß er vor ihr zu Grabe gehen würde, unterlag keinem Zweifel. Nun war es freilich anders gekommen. Aber was sollte jetzt mit dem Gute geschehen? Es lebten zwar noch Anverwandte des Freiherrn; aber Keiner, den er für würdig erachtete, daß er ihm den Besitz vererbe. Sie sollten Alle, je nach ihren persönlichen Verhältnissen, durch Legate oder Jahresrenten befriedigt und versorgt werden — auch jene, die es nicht um ihn verdient hatten. Das Gut selbst aber, sammt allen darauf haftenden Lasten und mit dem ausdrücklichen, in schmerzlicher Pietät für die Verblichene wurzelnden Vorbehalt: daß das Schloß auf die Dauer von fünfundzwanzig Jahren nicht als Wohnsitz benützt werden dürfe, sollte nach seinem Tode der Ortsgemeinde zufallen. Damit waren dieser die Mittel an die Hand gegeben, durch größere industrielle Unternehmungen

und Errichtung gedeihlicher öffentlicher Anstalten den Marktflecken — wie es das ehrgeizige Streben der Einwohnerschaft war — im Laufe der Zeit zum Range einer Stadt zu erheben.

Nachdem der Freiherr diese Schenkung urkundlich besiegelt hatte, zog er die letzte Ruhestätte der Verewigten in Erwägung. Für jetzt war sie, wie es die Umstände erheischten, in die entlegene Gruft gebracht worden. Dort aber, bei den fremden Todten, durfte sie nicht bleiben. Ganz in seiner Nähe sollte sie ruhen, an dem Orte, den sie im Leben so sehr geliebt. Der Gedanke, ihr an der Stelle des Tirolerhauses ein kleines Mausoleum zu errichten, beschäftigte ihn. Aber ein solches Grabmal erschien ihm doch zu gesucht, zu aufdringlich — und so wendete er sich an das Landesconsistorium mit dem Ersuchen, die Leiche seiner Gemahlin in der Schloßkapelle beisetzen zu dürfen, woselbst sie bis zu seinem eigenen Ableben zu verbleiben hätte. Dann aber sollten beide Leichen nach Wien überführt und dort auf dem Sankt Marxer Friedhofe in der Grabstätte seiner Eltern und Großeltern zur ewigen Ruhe bestattet werden.

Ueber diesen Entschlüssen und Anordnungen war allmälig der Herbst ins Land gezogen. Die Tage wurden kürzer und kürzer; Schwärme von Nebelkrähen hockten in den Wipfeln des Parkes, dessen Pfade sich mit abfallendem Laube bedeckten. Und die Novemberstürme fingen an, um das Schloß zu brausen, wo der Freiherr einsam hauste. Und doch nicht ganz einsam. Tante Lotti hatte inzwischen ihre Angelegenheiten in Wien geordnet und war zu ihm zurückgekehrt. Der harrenden Theilnahme dieser Vielgeprüften erschloß er endlich den ganzen Umfang, die ganze

Bedeutung seines Schmerzes. Sie begriff — und verstand zu trösten. An ihrer Seite betrat er zum ersten Male wieder Clotildens Gemächer, die er bis jetzt, den überwältigenden Eindruck fürchtend, gemieden hatte. Und nun wurden ihm auch die verlassenen Räume mit all den Reliquien eines für immer dahingegangenen Daseins zu einem theuren Besitze, bei dem er jetzt öfter und öfter verweilte, in Erinnerung versunken und von sanfter Wehmuth durchschauert.

Und als es nun wieder allmälig Frühling wurde, die weiße Schneedecke, die sich ringsum ausgebreitet hatte, wegschmolz — und in dem ergrünenden Rasen des Parkes Veilchen und Primeln zum Vorschein kamen: da schlug der Freiherr eines Tages den Weg nach dem Tirolerhause ein. Mit zitternder Hand öffnete er Thüren und Fenster und ließ die warme, sonnige Luft in die stillen, leicht nach Moder duftenden Räume dringen. Da befand sich Alles noch an derselben Stelle, wie damals! Die Landschaft an der Staffelei — die Bücher, eines davon aufgeschlagen. Und dort stand auch das Glas, in welches Clotilde den Zipfel ihres Tuches getaucht hatte, um die Thränenspuren im Antlitz zu verwischen! Er verhüllte das seine mit den Händen. „Mein Gott! Mein Gott!“ Die Erinnerung an jene entsetzliche Stunde überfiel ihn mit ganzer Macht . . .

Er wankte die Stufen hinab und ließ sich auf die Bank nieder, wo sie so gerne gesessen hatte. Vor ihm lag die Wiese in neuer Triebkraft; über ihm, in den schlanken Birkenzweigen, wiegte sich mit zartem Gezwitscher eine Meise; ein erster, hellgelber Falter flatterte dicht an ihm vorüber. Befreiende Wehmuth überkam ihn nach und nach; es war ihm, als säße Clotilde in ihrem breitrandigen

Strohhute an seiner Seite — und legte, wie sie es gewohnt war, ihre Hand in die seine . . . . . .

Und nun weilte er fast täglich dort. Schon blühte in sanften Farben der Akelei, den man auf Wunsch der Schloßfrau, die ihn so sehr liebte, gepflanzt hatte, und der so reich und üppig gedieh, daß im Mai alle Rasenhänge davon überdeckt waren. Und dann kam die Zeit der Rosen, die Zeit der Nelken — und endlich die der Georginen und Astern . . . .

So zog Jahr um Jahr dahin, und der Freiherr selbst begann ein Pflanzenleben zu führen — das stille Pflanzenleben des Alters. Seine Denkwürdigkeiten, die er begonnen hatte, waren fürs erste liegen geblieben. Als er sie später wieder aufnehmen wollte, erschienen ihm diese Aufzeichnungen nicht mehr wichtig genug, da sich inzwischen im Staate eine Neugestaltung der Dinge anzubahnen schien, wie sie einst seinem Geiste vorgeschwebt hatte. So ließ er denn die Papiere ruhen und begnügte sich mit dem Bewußtsein seines früheren Wollens. —

Als seit dem Tode Clotildens fast ein Decennium verstrichen war, fühlte sich der Freiherr eines Abends unwohl. Es war in der ersten Frühlingszeit, die ihn wieder in den Park zu dem Tirolerhause geführt hatte. Er mochte sich während der Stunden, die er dort zubrachte, erkältet haben: der herbeigerufene Arzt stellte eine Lungenentzündung fest. Die Krankheit ging jedoch in normalem Verlauf vorüber, und im Mai konnte sich Günthersheim, wenngleich noch sehr geschwächt, doch als genesen betrachten.

Mittlerweile hatte sich gegen das mit Frankreich verbündete Italien der Krieg vorbereitet, dessen rasche und

folgenschwere Ereignisse der Freiherr, wie so viele Einsichtige, mit ahnungsvollen Befürchtungen verfolgte. Als er eines Vormittags in seinem Zimmer die Zeitungsberichte über die Schlacht bei Magenta las, fand er unter den gefallenen Offizieren einen Obersten Graf Poiga-Neuhoff verzeichnet. In diesem Augenblick entsank das Blatt seiner Hand.

Als nach einiger Zeit der Kammerdiener eintrat, sah er seinen Herrn mit gesenktem Haupte auf dem Sopha sitzen und glaubte, er schlafe. Sich leise nähernd, erkannte er, daß er todt war. Ein Lungenlähmung war plötzlich eingetreten.

X.

Die beiden Särge waren nach Wien gebracht worden. Auch Tante Lotti hatte sich dorthin begeben und laut testamentarischer Vollmacht mit sich genommen, was von intimerem Werthe war; alles Uebrige wurde an Arme und Bedürftige vertheilt, so daß nur, was gewissermaßen niet- und nagelfest war, im Schlosse zurückblieb. Dieses selbst aber wurde nunmehr an allen seinen Eingängen versperrt und die Schlüssel dem Gemeindevorstand überantwortet, der seinerseits einen verläßlichen Mann als Aufseher anstellte. Mit seiner Familie im Amtshause untergebracht, hatte dieser darüber zu wachen, daß nichts in Verfall gerathe; wie denn auch zweimal des Jahres alle Räumlichkeiten geöffnet wurden, um die nothwendige Lüftung und Reinigung vorzunehmen.

Inzwischen war die neue Aera wirklich angebrochen und eine fröhliche Wahlbewegung ging durchs Land. Lang erhoffte Einrichtungen, erlösende Gesetze machten sich geltend, aber mit ihnen auch tiefere nationale Spaltungen, die fast in allen Theilen der Monarchie zu Tage traten. Es war ein freierer, aber auch unruhigerer Geist in die Zeit gekommen, deren Hauch von nun an das stille Schloß umwehte, während die Mauern allmälig eine düstere Färbung annahmen und auf den unbetretenen Gängen der Avenue sich langhalmiger Graswuchs entwickelte.

Plötzlich wurde es von feindlichen Truppen überschwemmt. Denn der Krieg des Jahres 1866 hatte sich in die Nähe gezogen und die Kanonen donnerten in der Runde. Man hatte das weitläufige Gebäude einem preußischen General erschließen müssen, der dort sein Heerlager aufschlug.

Auch das ging vorüber, und es wurde wieder still auf der einsamen Höhe. Unten aber regte sich aufs neue der Gewerbefleiß friedlicher Hände — und der Marktflecken dehnte sich weiter und weiter aus. Ein stattliches Schulhaus, ein neues Rathhaus in gothischem Rohbau erhoben sich — und als nun gar auf frisch gelegten Schienen die erste Lokomotive vorüberdampfte: da war auch das Ziel erreicht — und der Ort zum Range einer Stadt erhoben worden. Und schließlich waren auch die fünfundzwanzig Jahre abgelaufen, welche dem Schlosse neue Bewohner ferne gehalten hatten.

Mit demselben Tag aber, an welchem diese Frist ihr Ende erreichte, waren auch schon ganze Schaaren von Handwerkern erschienen, welche nunmehr daran gingen, das verlassene Gebäude nach jeder Richtung hin im modernsten

Geschmacke aufzufrischen und einzurichten. Denn einer der bedeutendsten Industriellen des Landes, der sich im Laufe der Jahre ein erstaunliches Vermögen erworben, war bei einer Geschäftsreise von diesem, gewissermaßen in der Luft schwebenden Herrensitze in Kenntniß gesetzt worden und hatte sofort hinsichtlich des Erwerbes in der ganzen früheren Gutsausdehnung ein glänzendes Angebot gethan. Die Väter der jungen Stadt gingen um so rascher auf den Verkauf ein, als damit alle weiteren Sorgen und Mühen der Verwaltung entfielen und das Gemeindevermögen um ein beträchtliches, zur Stunde flüssiges Capital wuchs. Und so hielt denn, nachdem im Schlosse die zahlreichen, vordem sehr einfach gehaltenen Gemächer durchweg mit neuen Parketböden, mit goldgemusterten Tapeten, mit Sammt, Seide, Spitzen und stylvollen Möbeln ausgestattet, die Vorhalle und die Treppen mit Nischen und Statuen, mit kostbaren Teppichen und exotischen Gewächsen ausgeschmückt waren, an einem dunklen Septemberabend der neue Besitzer seinen Einzug — und zwar bei elektrischem Lichte, dessen weißes Fanal die Avenue weithin erhellte.

Selbstverständlich waren auch bedeutende Eingriffe in den Park geschehen. War doch dieser im Laufe der Jahre mit seinem Unterholze derart ins Laub geschossen, daß eine förmliche Durchforstung Platz greifen mußte. Dabei fielen auch alle vermorschten Eremitagen, Tempelchen, Brückchen und Ruhebänke, die sammt und sonders aus Birkenästen hergestellt waren; nur das Tirolerhaus an der großen Wiese hatte man als wunderliches Denk- und Wahrzeichen einer engbrüstigen und geschmacklosen Vergangenheit unberührt gelassen. Auch konnte man dort immerhin vor einem plötzlich niedergehenden Regen Schutz finden, oder auch an

kühlen Herbsttagen das Gouter einnehmen. Als man aber das Letztere wirklich einmal ausführte, da zeigte sich, daß die Räumlichkeiten für die höchst zahlreiche Familie des neuen Schloßherrn sammt allen Hofmeistern, Gouvernanten und Bonnen doch viel zu klein und unbequem waren. Die Damen konnten keinen rechten Platz zum Sitzen finden — und die Herren stießen mit den Hüten an die Decke. Oeffnete man die Fenster, so drang empfindliche Zugluft herein; schloß man sie, so waren die Zimmerchen — denn auch die Damen rauchten Cigaretten — alsbald mit unerträglichem Tabaksqualm angefüllt. Und welche Bruthitze mochte in der schönen Jahreszeit hier innen herrschen! Man mied also das Haus im nächsten Sommer vollständig; nur die englische Gouvernante, eine ältliche Miß mit messingblonden Haarwickeln, suchte es jezuweilen an Sonntagen auf, um von keinem Menschen gestört in der Bibel lesen zu können. Und als im darauf folgenden Winter das Unerhörte geschah, verwegene Strolche nächtlicherweile einbrachen und alles Bewegliche wegschleppten: da kam man auch sofort zu dem Entschlusse, den alten „Kasten" dem Erdboden gleich zu machen und an seiner Stelle ein geräumiges, den Anforderungen modernen Comforts entsprechendes Sommerhaus zu errichten. Wirklich entstand auch, wie hervorgezaubert, in kürzester Zeit ein ganz stattliches Gebäude im Schweizerstyl, von dessen breiter, luftiger Terrasse man bequem auf einen weit abgesteckten Lawn Tennis-Platz niederblicken konnte, der einen guten Theil der Wiese einnahm. Dort bewegen sich, wenn — was häufig geschieht — das Schloß zahlreiche Gäste beherbergt, anmuthig jugendliche Gestalten in vollem Eifer des körperbiegenden Spieles. Die Herren in Jockeymützen

und farbigen Wollenhemden; die Damen, hochgeschürzt, in grell bunter Tracht — Alle aber in gelben, mit Gummi besohlten, absatzlosen Schuhen. Und während unten bei fröhlichen Scherzen und schallendem Gelächter die Bälle hin und her, oder über das Gitternetz fliegen: weilt oben auf der Terrasse eine Schaar gesetzterer Männer und Frauen in anregendem Geplauder. Da wird Alles berührt, Alles gelobt oder getadelt, begriffen oder mißverstanden, was der Tag bringt: die neuesten Verordnungen der Regierung und die neuesten Moden; die Schwankungen der Curse und die Differenzen zwischen diesem oder jenem Theaterdirector und dieser oder jener Schauspielerin. Die letzte sensationelle Ehescheidung, das letzte siegreiche Rennpferd, der Sozialismus, der Hypnotismus und die Erzeugnisse der naturalistischen Schule. So regt und bethätigt sich geräuschvoll an dem Orte, wo Clotilde in tiefer Stille an der schwermüthigen Gluth Lenau's sich entzückte, an ihrer idealen Landschaft pinselte — und im Uebergefühle der Schuld zusammenbrach: ein neues, bestimmteres, zuversichtliches Geschlecht mit anderen Empfindungen und Anschauungen, mit anderen Zielen und Hoffnungen — daher auch mit anderen Schicksalen. Aber auch dieses Geschlecht wird dereinst zu den vergangenen zählen — und wieder ein neues ausblicken nach den ungewissen, ewig wechselnden Fernen der Zukunft.

Inhalt
des zweiten Bandes.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

Benno Rüttenauer:
Unmoderne Geschichten.

Inhalt; Der alte Tumichan. — Die Urahne. — Der Teufel in der Christnacht. — Anna van Ophem. — Der Kampf mit dem Marmorbild.

Preis elegant gebunden 4 Mk. 40 Pf.

Die Gesellschaft: Modern oder unmodern, die fünf Geschichten sind echte Kunstwerke. M. G. C(onrad).

Deutsche Dichtung: Aber all die Bedenken im Einzelnen können die freudige Erkenntnis nicht trüben, daß hier endlich wieder einer zu sprechen beginnt, der etwas zu sagen hat.

Frankfurter Zeitung: An diesen unmodernen Geschichten wird auch der Modernste Gefallen finden können. Fünf Geschichten bietet der Verf. und davon ist jede ein Kabinettstück.

Prager Tageblatt: Die „U. G." stellen Rüttenauer zu unseren liebenswürdigsten Novellisten, und dem Leser, der einerseits den Eindruck der Gegenwart sucht, andrerseits auf den Schimmer der Poesie nicht verzichten will, sei das Werk auf das Beste empfohlen. F. A(dler).

Neue litterar. Blätter: Die erquicklichen Stunden, die man diesem quellfrischen Buche verdanken wird, werden dem Leser zeigen, daß ein moderner deutscher Dichter, mit edelster Gestaltungskraft ausgerüstet, zu ihm sprach.

Heilige.

Legenden und Historien in Prosa.

Inhalt: Der hl. Jüngling von Niklashausen. — Die hl. Magdalena und der hl. Josef von Witscht. — Simulorum — Der Mönch von San Salvaire. — Meister Ambrogios Himmelfahrt

Preis eleg. geb. 4 M. 20 Pf.

Kaufmännische Zeitschrift: Wahrlich, „lustsam" sind diese neuen „Heiligen". Es sind echte und unechte darunter, aber keine langweiligen.

Die Nation: Große wunderbare Augen blicken uns aus diesem Buche geheimnisvoll lockend an und geheimnisvolle Stimmen flüstern. Wenn wir lauschen, so kommt aus Kindern und Narren hier manche Erkenntnis. Und so wird dieses Heiligenbrevier zu einer echt menschlichen Verkündigung.

Saale-Zeitung: Eine Stimmungsmalerei von wunderbarer Feinheit. . . . Das Buch wird jedem, der nur einigermaßen zu lesen versteht, einen wirklichen Genuß bringen.

Zeitiges und Streitiges.

Ein litterarisches Skizzenbuch.

Inhalt: Wilh. Jensen. Ferd. v. Saar. Wilbrandt-Heyse-Hopfen. Max Nordau. Wilhelm Jordan. Bismarck. Vauvenarques. Paul Bourget. Herm. Sudermann-Gerh. Hauptmann.

Preis geh. 3 Mk. 20 Pf.

Die deutsche Nationallitteratur

des Neunzehnten Jahrhunderts.

Von **Friedrich Kirchner.**

7 Mk. 50 Pf., gut geb. 10 Mk.

Illustrirte Zeitung: „Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts“ unterscheidet und empfiehlt sich durch ruhige Klarheit der Haltung, übersichtliche Gliederung und leichtfließende, leichtfaßliche, mehr schildernde als reflektierende Darstellung des weitschichtigen und vielseitigen Stoffes; sie ist knapp und gedrängt, ohne dürftig, kahl und nüchtern zu sein. Der auf Orientierung, namentlich wohl der gebildeten Jugend, ausgehende Verfasser hat für diesen Lehrzweck eine durchaus angenehm und anregend wirkende Stilweise gefunden. Er will den Leser nicht durch einen Wust bibliographischer Angaben ermüden, nicht durch ein gehäuftes Beiwerk von Episoden, Namen und Daten verwirren, sondern ihm ein sorgfältig entfaltetes Gesamtbild der Vorgänge und Zusammenhänge geben, indem er von den Romantikern bis herab zu den heutigen Naturalisten nur die wichtigsten Phasen und Hauptgruppen, nur die Lebensläufe und Hauptwerke ihrer hervorragendsten Dichter mehr oder weniger eingehend charakterisiert. . . Im übrigen zeigen gerade die kritischen Äußerungen Kirchners viel maßvolle Prüfung und humane Objektivität.

Die Gegenwart: „Auch diesen stattlichen Band kennzeichnen solides Wissen und sicheres Urteil. Die Abschnitte über Heyse, Scheffel, Keller, Anzengruber sind vortrefflich. Auch die Biographie der hervorragenderen Dichter wird nach den besten Quellen berücksichtigt, der Inhalt der Werke gut erzählt u. s. w.“

Bibliographie und litterarische Chronik der Schweiz: „Kirchners Buch ist eine angenehm fesselnde Lektüre. Es ist eine vorsichtig veranstaltete Blütenlese des Besten, was die neuere und neueste Dichtung entfaltet, und verdient die angelegentlichste Empfehlung bei allen, welche sich mit der deutschen Litteratur unserer Zeit wirklich vertraut machen wollen.“

Heinrich Hansjakob.

Im Paradies. Tagebuchblätter (Neuestes Werk des Verfassers) . . . . eleg. geb. Mk. 4.70

Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. 4. Aufl. eleg. geb. Mk. 4.—

Aus meiner Studienzeit. Erinnerungen. 2. Aufl. eleg. geb. Mk. 4.50

Aus kranken Tagen. Erinnerungen. 2. Aufl. eleg. geb. Mk. 4.40

Wilde Kirschen. Erzählungen a. d. Schwarzwald. 3. Aufl. eleg. geb. Mk. 5.—

Inhalt: Valentin, der Nagler. — Valentins Zunftgenossen. — Der kritisch' Hans. — Die Sandhasen. — Der närrische Maler. — Der Christian. — Der Postsekretär. — Sympathie und Geheimnisse. — Der Hosig.

Dürre Blätter. Erster Band. 3. Aufl. . . eleg. geb. Mk. 3.—

Inhalt: Im Reich. — Ein Ausflug ins Kloster. — Umwege. — Aus dem Leben eines Reichstags-Kandidaten. — Im Schwabenland.

Dürre Blätter. Zweiter Band. 3. Aufl. eleg. geb. Mk. 3.80

Inhalt: Aus meinem Tagebuche. — Erinnerungen eines alten Hutes. — Im Schwarzwald. — Eine Rundreise.

Schneeballen. Erste Reihe. 2. Aufl. . . eleg. geb. Mk. 3.80

Inhalt: Die Karfunkelstadt. — Der Wendel auf der Schanz. — Der letzte Reichsvogt. — Der Gotthard auf dem Bühl.

Schneeballen. Zweite Reihe. 3. Aufl. . Eleg. geb. Mk. 3.80

Inhalt: Der Vogt auf Mühlstein. — Der Jaköbele in der Grub. — Der Eselsbeck von Hasle.

Schneeballen vom See oder Dritte Reihe. eleg. geb. Mk. 4.60

Inhalt: Wie ich an den See kam. — Die zwei Fürsten. — Mein Sacristan. — Unsere Dorfschneider. — Der Franzos.

Bauernblut. Erzählungen a. d. Schwarzwald. eleg geb. Mk. 4.50

Inhalt: Der Graf Magga. — Martin, der Knecht. — Der Sepple und der Jörgle. — Der Lorenz in den Buchen. — Der Vetter Kaspar.

Der Leutnant von Hasle. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege . . . . . eleg. geb. Mk. 5.—

Ausgewählte Schriften. Volksausgabe. 8 Bände geh. Mk. 15.— eleg. geb. Mk. 19.—

Inhalt: I. Aus meiner Jugendzeit. — II. Aus meiner Studienzeit. — III. Wilde Kirschen — IV. V. Dürre Blätter. 2 Bände. — VI. VII. VIII. Schneeballen. 3 Bände.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.